Das KommuneBuch

Alltag zwischen Widerstand, Anpassung und gelebter Utopie

Das KommuneBuch

Alltag zwischen Widerstand, Anpassung und gelebter Utopie

Herausgegeben vom
Kollektiv KommuneBuch

Dieter Bensmann, Gerhard Breidenstein, Swanette Egbers,
Jan Eiden, Uwe Kurzbein, Thomas-Dietrich Lehmann,
Ele Poschmann, Uwe Schneider

VERLAG DIE WERKSTATT

CIP-Titeleintrag der Deutschen Bibliothek

Das **Kommunebuch** : Alltag zwischen Widerstand, Anpassung und gelebter Utopie / hrsg. vom Kollektiv Kommunebuch. – Göttingen : Verl. Die Werkstatt, 1996
ISBN 3-89533-162-7
NE: Kollektiv Kommunebuch

Kollektiv Kommunebuch:
Dieter Bensmann, Gerhard Breidenstein, Swanette Egbers, Jan Eiden, Uwe Kurzbein, Thomas-Dietrich Lehmann, Ele Poschmann, Uwe Schneider

1 2 3 1998 1997 1996

Gesamtherstellung: Verlag Die Werkstatt GmbH
Satz und Layout: Umbruch, Berlin
Texterfassung: Gudrun Grundmann, Berlin
Gedruckt auf Papier aus umweltfreundlicher Herstellung (70 % Altpapier und 30 % Frischfaser aus nachhaltiger Forstwirtschaft, ohne Färbung, Bleichung und optische Aufheller).

ISBN 3-89533-162-7

Inhalt

Rolf Schwendter

ZUM GELEIT

Mit Sicherheit war ein solches Buch seit langem überfällig: von den Handelnden selbst verfaßt, und alle Lebensbereiche zumindestens berührend. Wenig war seit Klaus-Bernd Vollmars auch schon wieder längst historischem Band „Alternative Selbstorganisation auf dem Lande" geschehen. Von einer Parallele zu Judson Jerome's „Families of Eden" (der Autor, selbst aus der „Federation of Egalitarian Communities" kommend, bezog sich auf die US-amerikanischen Kommunen) ganz zu schweigen – wobei wieder einmal der Hinweis erfolgen kann, daß dieses Standardwerk über Kommunen meines Wissens nach 20 Jahren immer noch nicht ins Deutsche übersetzt worden ist.

Hiermit sind allerdings auch schon die Grenzen markiert, die zwischen den US-amerikanischen und der, im vorliegenden Band dokumentierten, deutschen Kommune-Bewegung fraglos bestehen. Zum einen erstrahlt Judson Jerome vor lauter Perspektive (schon der Titel deutet dies an: Keiner deutschen Kommune würde es einfallen, sich als „Familie des Paradieses" zu bezeichnen), während manche Abschnitte des vorliegenden Bandes eher an einen Härtetest erinnern: Wer nach Lektüre dieses in eine Kommune eintritt, der/die meint es fraglos ernst (Fairerweise muß umgehend hinzugefügt werden, daß dies gleichermaßen für jene gilt, die nach Albee's „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?"; Walser's „Zimmerschlacht"; Bergman's „Szenen einer Ehe" zu heiraten beabsichtigen). Zum anderen kann die US-amerikanische Position ebenso holzschnittartig dahingehend zusammengefaßt werden, daß eine jede kommunitäre Tätigkeit schon irgendwie politisch sein wird, während der Großteil der hier zur Diskussion stehenden Kommunen angenehm ausdrücklich ist.

„Das einfache, das schwer zu machen ist, benannte vor vielen Jahren Bertold Brecht den Kommunismus (zu einer Zeit, als mit diesem noch Hoffnungen verknüpft waren), und etwas Ähnliches mag für den Kommunitarismus gelten. Die Vorstellung zählt zum einfachsten der Welt: Mehrere Personen, zumeist nicht miteinander blutsverwandt, schließen sich zusammen, um gemeinsam zu arbeiten und zu leben. (Oft genug sind ja nach 1969 Kommunen auch so entstanden – die Kommune geplanten Typs von Gyzicki kam in den siebziger Jahren zumeist nicht zustande, und setzte sich erst mit der Vorläufergruppe

von Niederkaufungen durch). Die Folgen dieser Einfachheit liegen auf der Hand: Die Kommune wird klein und arm sein, wird über eine hohe Selbstausbeutungsrate verfügen (1979 sind mir mehrere Kommunen bekannt gewesen, die von 150,- DM pro Kopf und Monat lebten), wird erheblich überarbeitet und von Situationszwängen gekennzeichnet sein (niemand kann einander aus dem Weg gehen, eine jede Änderung der Beziehungskonstellation gefährdet den Bestand der Kommune insgesamt).

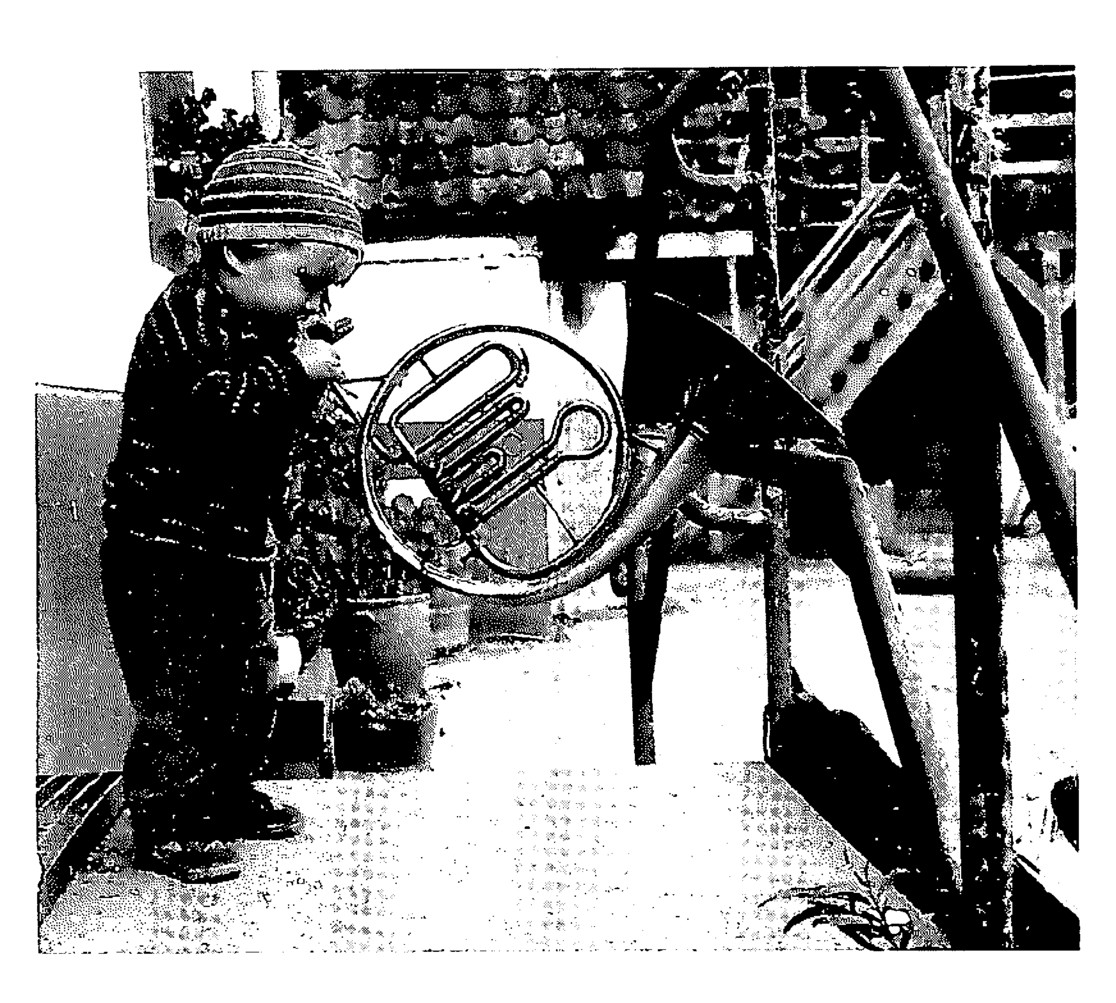
Dies ist nun, ich weiß, seit einem guten Jahrzehnt nicht mehr der Stand der zeitgenössischen Kommunen. Das andere Extrem der Planung stellte jenes ausgearbeitete Konzept des utopischen Sozialisten Charles Fourier dar – die beanspruchte, nie zustandegekommene Kommune des guten Lebens: 1600 Personen alle sattgegessen, sexuell befriedigt, in je 1,5 Stunden in ihrer Arbeitstätigkeit rotierend – und unter zeitgenössischen Kostenbedingungen nicht unter 100.000.000,- DM pro Kommune zu haben. Faszinierend bis heute, fraglos (noch der Schlußteil von Murray Bookchin's „Ökologie der Freiheit" gibt davon Ausdruck) – dennoch kein Zufall, daß eine solche Kommune bis heute nicht entstanden ist.

Bleibt also der Kompromiß, das „muddling through" (das Sich-hindurch-wursteln), mit einigen Dutzend Leuten, etwas Land (aber immer nicht zu wenig), einigen auswärts Berufstätigen und einigen kontinuierlichen Hin-und-hers, wie diese alle subkulturellen Einrichtungen kennzeichnen: hier Gruppendynamik zwischen Machos und Feministinnen, zwischen Superaktiven und Zurückgenommenen, usw; Auszeit und Austritt; die unvermeidbare Dauerdebatte im Austrittsfalle zwischen Verlust des eingebrachten Geldes und Gefährdung der ökonomischen Subsistenz der Kommune. Schließlich die Wahrnehmung, dies nur mit sehr stark verinnerlichten subkulturellen Gruppennormen durchzuhalten (die allerdings, siehe die Kibbuzim, nicht unbedingt spirituell sein müssen) – Orientierungen an formellen und informellen Gurus durchaus inbegriffen. (Von letzteren sind trotz des von Kurzbein/Breidenstein aufgewiesenen Dilemmas die hier dargestellten Kommunen angenehm frei).

Dazu kommen weitere Faktoren, die die Ausbreitung der Kommunebewegung erschweren. Land, zum einen, ist knapp – und immer schon hatte da die Kommuneidee ihre Aufschwünge zu verzeichnen, wo der Eindruck billig verfügbaren Lands entstanden war, unabhängig davon, ob es andere Anspruchnehmende auf dieses gab (USA des 19. Jahrhunderts, Palästina). Um so anerkennenswerter ist es, daß im vorliegenden Band die Gruppe Zorrow sich Gedanken über städtische, ja metropolitane Kommunen macht. Zum anderen ist bereits die Literatur des 19. Jahrhunderts voll von Berichten über Typen, die nicht zusammen paßten: Die neuere Entwicklung der Subjektivität (Stichwort:

Narzismus, Ego-Trip, Mosaikpersönlichkeit...) hat nicht gerade dazu beigetragen, jenen Menschentyp zu fördern, der Kommunen aufzubauen (und in diesen auch zu bleiben) imstande wäre. (Dies gilt auch für den Autor dieser Zeilen).

Umso verdienstvoller der vorliegende Versuch: die Ermutigung zur gemeinsamen Ökonomie, die Skizze der kleinen Schritte, die Vergewisserungen über Innenansichten. Hoffentlich geht's weiter.



KAPITEL 1



„... ALLES RICHTIG QUER GEGEN ALLE KATEGORIEN SACHLICHER LITERATUR-PRODUKTION"

Die Idee zu dem Buch in Deinen/Ihren Händen entstand 1992 in unseren Kommunen. Den Hintergrund dazu bildete das wachsende Interesse an unserer Lebensform. Galten Kommunen und andere Lebensgemeinschaften in den achtziger Jahren als anachronistische Überbleibsel der 68er StudentInnenbewegung, erleben wir nun das Interesse an kommunitären Lebensformen vor allem an zwei Strängen verlaufend: Die Suche nach Möglichkeiten und Modellen zur Realisierung linker, sozialistischer Gesellschaftsentwürfe jenseits realsozialistisch verkümmerter Formen hat sich nach deren Scheitern verstärkt. Gleichzeitig wächst, angesichts der globalen sich zuspitzenden Krise das Bedürfnis nach einer ökonomischen und ökologisch verträglichen Arbeits- und mehr sinnstiftenden Lebensorientierung.

So steigen die Anfragen nach einer Vermittlung unserer Realität von konkret Einstiegsinteressierten oder ähnliche Projekte Planenden. Auch inhaltliche Unterstützung und finanzielle Förderung sowie das Interesse an uns auf verschiedenen politischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Ebenen und Veröffentlichungen durch Medien nehmen kontinuierlich zu.

An dieser Stelle erleben wir uns in unseren Gruppen mit einem Defizit konfrontiert: Die Vermittlung unserer Realität kann im direkten Kontakt mit Interessierten nur teilweise gelingen, vor allem aber sprengt sie immer wieder die Grenzen unserer Kapazitäten.

So lag der Gedanke, die Buchform zu wählen, nahe, um unser Interesse an der Vermittlung von Erfahrungen und Anstößen nach außen deutlich zu machen. Denn es wird zwar viel über uns geschrieben und diskutiert, aber wir melden uns kaum selbst zu Wort. Hinzu kommt,

daß wir uns in Veröffentlichungen über uns nicht immer adäquat verstanden fühlen. Wir sahen uns oft auf positiv wie negativ medienwirksame Aspekte romantisierender Verklärung oder dogmatisch-asketischen Arbeitsalltags reduziert.

Das vorliegende Buch ist kein Projekteführer, Handbuch oder Nachschlagewerk durch den Kommunealltag. Das haben wir auch nicht angestrebt. Sondern ein „buntes" und vielfältiges Buch zu Aspekten von Kommune sollte es werden.

Neben analysierenden Texten mit immer auch erfahrungs- und praxisorientierten Anteilen, Berichten, Skizzen, Briefen, Interviews und Kommentaren sollten auch vorhandene Alltagsproduktionen wie Geschichten, Anekdoten und Zitate ihren Platz bekommen – „Alles richtig quer gegen alle Kategorien 'sachlicher' Literaturproduktion" (Redaktionsprotokoll).

Es geht uns um die Darstellung subjektiver Authentizität im Abmühen mit sozialistischer Utopie. Und nicht um die Fortführung von Qualitätsmaßstäben souverän produzierender, analysierender Wissenschaftlichkeit von beruflich Schreibenden. Es könnten sonst Elemente herausfallen, die erst Wesentliches an Erfahrungen/Erkenntnissen durch den gelebten Kommunealltag erkennbar machen.

Um ein originäres, von vielen Kommunen/Gemeinschaften getragenes Buch zu erhalten, suchten zwei Mitglieder unseres späteren Redaktionsteams im Sommer 1992 über einen Rundbrief nach einem Redaktionsteam. Alle Gruppen eines jährlich stattfindenden Kommunetreffens erhielten ihn. Es fand sich ein Redaktionskollektiv von zwei Frauen und sechs Männern vom Reinighof, dem Beringhof, aus Lutter, aus Niederkaufungen, aus Heiningen und von den Zorrows (Gruppenbeschreibungen siehe Ende des Kapitels). Trotz intensiven Bemühens ist es uns nicht gelungen, mindestens zur Hälfte Frauen im Team zu haben. Dies hat sich natürlich auch auf Art und Inhalt der Beiträge ausgewirkt. Um ein möglichst breites Spektrum an Beiträgen zu bekommen, aus dem wir auswählen konnten, forderten wir nicht nur über interne Informationsflüsse, sondern auch über Zeitschriften der Selbstverwaltungs- und Gemeinschaftenszene wie „contraste" und „eurotopia" in Kommunen/Gemeinschaften Lebende zur Mitarbeit auf. Die dort veröffentliche Themenvorschlagsliste umfaßte 45 Titel und reichte von „Kann Spiritualität politisch sein?" über „Vom Weggehen, Suchen und Ankommen – Endstation Sehnsucht: Kommune?" bis zu „Ist jeder Mensch gemeinschaftsfähig?". „Wer, wenn nicht wir?" benannten wir dort etwas anmaßend den Arbeitstitel für dieses Buch.

Die Resonanz auf diesen Aufruf war anfänglich gering. Dies war auf dem Erfahrungshintergrund unseres Gruppenalltags erklärlich: Das Wissen um vorhandene Schreibpotentiale, um wichtige neue Erfah-

rungen und Fähigkeiten und das Bewußtsein, etwas mitzuteilen zu haben, ist vorhanden. Aber die Bewältigung der Anforderungen des Kommunealltags und die Auseinandersetzung mit den Entwicklungsperspektiven der Gruppe und der politischen Ansprüche vor Ort steht im Vordergrund. Die Energie, die gebraucht wird, um sich so gründlich mit einem Thema auseinanderzusetzen, wie es für einen Buchartikel sinnvoll ist, fehlt oft.



Zeichnung: A. Schirmer

Im Verlauf der dreijährigen Buchentstehung kam dann allerdings eine vielfältige und spannende Auswahl von Texten zusammen, aus der wir auswählen konnten. Dies ging mit dem anfänglich ebenfalls zähen, später zunehmend energiegeladeneren Produktionsprozeß im Redaktionsteam selbst parallel. Bis auf zwei auch beruflich Schreibende in unseren Gruppen (E. Voß und G. Breidenstein) und den Autor des Geleitwortes sind in diesem Buch ausschließlich Laien zu Wort gekommen. Darauf sind wir ein bißchen stolz. Somit ist die vorliegende, kontrastreiche Verschiedenartigkeit der Beiträge zu Kommune und Gemeinschaft jeweils durch konkrete Erfahrungen geprägt und der Versuch des Ausdrucks gelebter kollektiver Prozesse.

Gewünscht haben wir uns mehr Texte von Frauen. Darum haben wir uns – leider erfolglos – sehr bemüht. So fehlen in diesem Buch entscheidende Sichtweisen und Positionen zu Kommune. Auf unserer Suche nach möglichen Hintergründen wurde deutlich, daß ein Teil potentieller Schreiberinnen eher Texte für Frauenzusammenhänge

verfaßt. Andere hatten durchaus Interesse, gaben aber anderen Dingen Priorität. Manchmal war auch die Barriere, etwas zu schreiben, zu hoch. Auffällig schien uns auch die ungleichgewichtige geschlechtsspezifische AutorInnenschaft bei eher analysierenden Beiträgen, die Aspekte von Kommune ins gesellschaftliche Verhältnis setzen. So ist dieses Buch – entgegen unserem Wunsch und Anspruch – (noch) größtenteils durch männlichen Zugriff gekennzeichnet.

Gewünscht haben wir uns auch mehr Textmaterial zu unserem Umgang miteinander und im Verhältnis der Geschlechter, den wir in unseren Kommunen häufig als den schwierigsten und entwicklungszähesten Bereich überhaupt erleben. So ist es nicht zufällig, daß es uns nicht gelang, zur Beziehungsebene, zu Kommunikationsproblemen und Konflikten trotz intensiver Bemühungen analysierende Beiträge zu erhalten. Zu diesem brisanten Thema fehlt die Distanz. Hier verweisen wir fürs erste auf subjektive Erinnerungen zu geschlechtsspezifischen Umgangsweisen und die Hoffnungen auf Konzepte therapeutischer Selbsthilfemethoden.

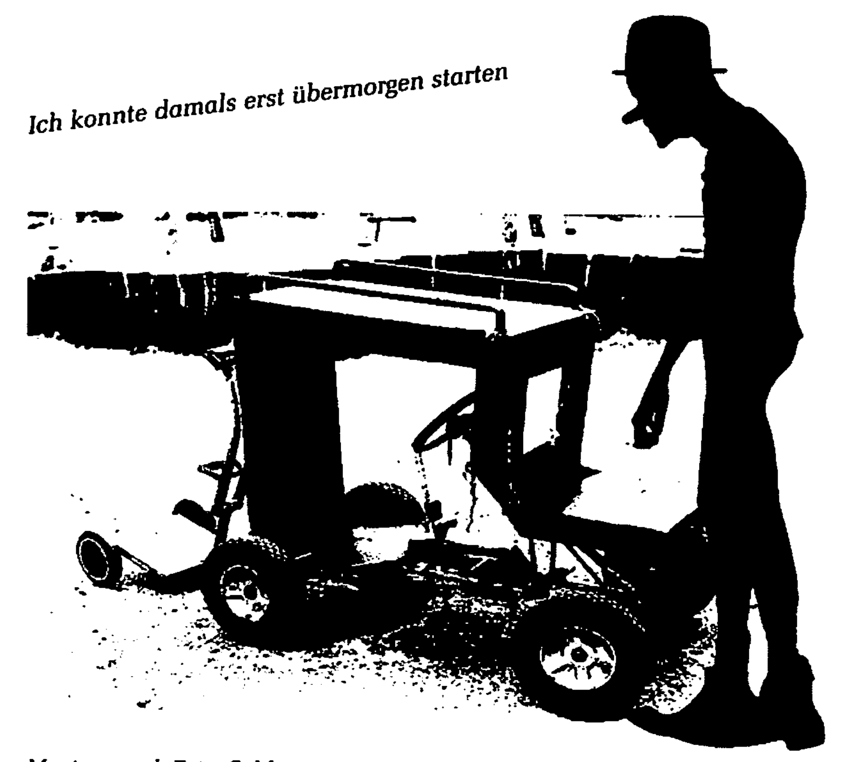
Bedauernd konstatieren wir weitere Leerstellen: Liebe, (Homo)-Sexualität, Partnerschaft, feministische Positionen/Ansätze, "Neue/-Alte" Problematik, Alter(sicherung), Tod, kleinfamiliäre/großfamiliäre Strukturen, Individualität/Kollektivität, kollektives Arbeiten, Stellenwert ökologischer Lebensweise, politische Diskussionen/Kontroversen/Einmischung.

Andere Themen sind nur gestreift worden: Kinder(-erziehung), (geschlechtsspezifische) Machtstrukturen, Entscheidungsprinzipien, Abgrenzung/Akzeptanz/Toleranz, alternative Kultur.

Im Zentrum unserer redaktionellen Kontroversen stand die mehrfach wiederkehrende Diskussion, welche Kommunen und Gemeinschaften linke, politische emanzipatorische Lebensformen verkörpern. Und ob, und wenn ja, welche, demgegenüber als herrschaftsstabilisierend und anti-emanzipatorisch anzusehen seien und möglicherweise Aspekte totalitären Denkens in sich trügen. So fanden wir keinen Konsens zur Einschätzung der bekannten Lebensgemeinschaft Findhorn in Schottland, auf die sich eine Anzahl zumeist spirituell orientierter Lebensgemeinschaften bezieht. Findhorn ist in der Szene politischer Lebensgemeinschaften umstritten (vgl. Artikel E. Voß und G. Breidenstein).

Beiträgen von Gruppen wie ZEGG und Stamm Füssen I haben wir hingegen bewußt keinen Platz eingeräumt, da die überwiegende Mehrheit der Redaktion den Umgang dieser Gruppen mit dem Geschlechterverhältnis, mit Liebe und Sexualität für herrschaftsstabilisierend und anti-emanzipatorisch hält und zu der Einschätzung neigt, daß hier unsere großen Defizite im zwischenmenschlichen Bereich ausgenutzt und mißbraucht werden.

Von Anfang an hatten wir den Anspruch, möglichst viel der technischen Buchproduktion in eigenen oder sonstigen kollektiven Händen zu lassen. Das ist uns bis zur Fertigstellung der Druckvorlage durch das Entgegenkommen des Verlags "Die Werkstatt" auch gelungen. Zu verdanken haben wir dies in erster Linie unserem Redaktionsmitglied Thomas „Leh“ Lehmann, der mit großem Zeitaufwand und Engagement diese aufwendige Arbeit im Umbruch-Bildarchiv in Berlin bewerkstelligte. Auch an der Verlagssuche hatte er wesentlichen Anteil, so daß das Redaktionsteam ihm an dieser Stelle für seine Bemühungen noch einmal ausdrücklich danken möchte. Danken möchten wir auch allen, die uns in diesen drei Jahren unterstützt haben: Unseren LiebhaberInnen und Kindern, unseren Kommunen, die uns Arbeitszeit, „Spesen“ und Infrastruktur überließen, den umsonst arbeitenden AutorInnen, den vielen Helfenden bei der technischen Buchproduktion, ASPIRINA und unseren Kommunen für die Vorfinanzierung, und last, but not least Rolf Schwendter, dem wir als einzigen Nichtkommunarden und Experten für alternative Einrichtungen und Utopien unser Vorwort anvertrauen mochten.



Montage nach Foto: S. Marten

So bleibt uns nur, zu wünschen, daß unser Anliegen, aus dem konkreten Experimentierfeld Kommune Anregungen und Diskussionsanreize zu sozialen und politischen Perspektiven zu geben, gelingt. Wir würden uns sehr über ein diesbezügliches Feed-Back unserer LeserInnen freuen.

Und wir hoffen, daß wir mit den vorliegenden Texten trotz vieler Problemaufrisse auch Lust auf kommunitäres Leben vermitteln konnten. Denn: Kommune? – Finden wir gut!!!

Berlin, Frühjahr 1996

Dieter Bensmann
Gerhard Breidenstein
Swanette Egbers
Jan Eiden
Uwe Kurzbein
Thomas-Dietrich Lehmann
Ele Poschmann
Uwe Schneider

Kontaktadressen:

Beringhof-Gemeinschaft
58739 Wickede/Ruhr

Lutter-Kommune
Auf der Burg
38729 Lutter a. Barenberge

Elisabeth Voß

WAS IST EINE KOMMUNE?

Die Kommunen, um die es hier geht, sind freiwillige Zusammenschlüsse von Menschen auf Grundlage gemeinsamer Überzeugungen, die ihr Zusammenleben organisieren als Großfamilien, in denen alle Beteiligten gleich sind.

Nicht gemeint ist also die herkömmlich unter diesem Begriff verstandene Gemeinde. Kommunismus? Schon eher, jedenfalls ist wichtigstes Merkmal von Kommunen das Teilen. Zwangsenteignung? Enteignung oft, aber immer durch bewußte, freiwillige Entscheidung, denn keineR wird gezwungen, in einer Kommune zu leben.

Lebensreformerisch ausgerichtete Gemeinschaftsmodelle entwikkelten sich in Nischen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Weltwirtschaftskrise Ende der 20er Jahre, und dann wieder aus der 68er StudentInnenrevolte. Dabei brachte die Alternativenbewegung eine Vielfalt an neuen Lebens- und Arbeitsformen hervor.

Gemeinsam wohnen: Wohngemeinschaften und Hausprojekte

Typisch waren die Wohngemeinschaften, in den 70er Jahren fast als neue Lebensform angesehen, mittlerweile eher Übergangslösung junger Menschen in der Orientierungsphase, während die Studierenden von einst überwiegend ein Kleinfamilienleben in den eigenen vier Wänden dem Dauerstreß von Putzplänen und Zimmerkarussells vorziehen.



Foto: W. Sünderhauf

Aus der HausbesetzerInnenbewegung entstanden Hausprojekte – überwiegend in den Großstädten, allen voran Berlin –, in denen größere Gruppen mehr oder weniger gemeinschaftlich zusammenlebten. Diejenigen, die sich irgendwann legalisierten, erhielten öffentliche Sanierungszuschüsse und konnten damit – und in jahrelanger, schweißtreibender Selbsthilfe – günstigen Wohnraum schaffen. Viele haben sich auseinandergelebt, zerstritten, in Familien aufgelöst, weil allein das gemeinsame Interesse am Wohnen nicht weit

trägt. Andere – wie z.B. das Wohnprojekt Zorrow – haben darüberhinausgehende politische Ansprüche und leben noch heute als Großgruppe.

Gemeinsam arbeiten: selbstverwaltete Betriebe

Hier wurde Arbeit neu definiert als nicht allein dem Broterwerb dienende Tätigkeit im Rahmen eines Kollektivs, in Rotation alle notwendigen Tätigkeiten umfassend und einheitlich entlohnt unabhängig von Qualifikation, Leistung, etc. Die Kollektivmitglieder waren gleichzeitig InhaberInnen und Angestellte ihrer Betriebe, formal gleichgestellt, gemeinsam in der Verantwortung.

Die Selbstverwaltungsszene hat sich gehalten und konsolidiert. Das ursprünglich weit verbreitete Chaos, nicht zuletzt entstanden aus dem Wunsch, alles anders machen zu wollen als im normalen Arbeitsleben üblich, ist einem vorsichtigen Pragmatismus gewichen. Selbstverwaltete Betriebe können heute in der Regel damit leben, daß ein gewisses Maß an Arbeitsteilung nicht nur produktiver, sondern auch persönlich befriedigender ist, als wenn alle alles machen müssen, ob ihnen die Arbeit nun liegt oder nicht. Auch andere Grundsätze scheinen zunehmend aufgeweicht zu werden, wenn z.B. der Einheitslohn durch differenziertere Lohnmodelle abgelöst wird, oder indem akzeptiert wird, daß es Menschen gibt, die mitarbeiten, ohne sich in die kollektive Verantwortung als MitunternehmerInnen einbeziehen zu lassen. Die einstmals hohen Ansprüche haben in der Realität der Marktwirtschaft viele Federn lassen müssen, um des Überlebens willen.

Gemeinsam leben und arbeiten: Kommunen und andere Gemeinschaften

Wo sowohl das Wohnen als auch das Arbeiten gemeinsam organisiert wird, sprechen wir von Kommunen. Während die – meist recht kurzlebigen – politischen Stadtkommunen ('wir sind die, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben') für Emanzipation und gegen gesellschaftliche Zwänge kämpften, arbeiteten die Landkommunen am Aufbau autonomer ökonomischer, auf Dauer angelegter Strukturen. Die bewegte Geschichte der Kommunen seit 1968 schildert Uwe Kurzbein in seinem Beitrag „Geschichte schrittweise".

Die hier beschriebenen Kommunen sind Teil der Rest-Linken in diesem Land. In ihrer Konsequenz der Umsetzung sozialistischer Ideale in der eigenen Lebenspraxis scheint es, als würden hier linke Grundprinzipien vor postmoderner Beliebigkeit gerettet.

Die angestrebte soziale Gerechtigkeit wird umgesetzt durch gemeinschaftliche Veränderung der materiellen Lebensverhältnisse:

gemeinsame Ökonomie, gemeinsame Entscheidungsfindung und gemeinsame Alltagsgestaltung. Dabei sollen Benachteiligungen aufgrund individueller Eigenschaften (insbesondere aufgrund Geschlecht und Nationalität) aufgehoben werden.

All das wird gelebt, beschränkt sich nicht auf bloße Forderungen, ist ebenso real, wie mit Fehlern behaftet. Trotzdem oder deswegen ist das Verhältnis zwischen Kommunen und der radikalen Linken kein ungebrochenes. Ausführlich beschäftigt sich damit Uwe Schneider vom Wohnprojekt Zorrow in seinem Beitrag „Leben in der Kommune und linke Politik".

Jedoch läßt die Lebensform Kommune nicht automatisch auf egalitäre Strukturen und Zugehörigkeit zur Linken schließen, denn es gibt z.B. auch Gruppen mit Gurus, und selbst Rechte können mit gemeinsamer Ökonomie und Konsensprinzip zusammenleben.

Neben Kommunen gibt es noch andere Formen von Gemeinschaften, in denen z.B. zwar gemeinsam in einem Haus oder auf einem Gelände gelebt, der Lebensunterhalt aber individuell erwirtschaftet wird. Von reinen Wohnprojekten unterscheiden sich Gemeinschaften ohne gemeinsame Ökonomie durch ein verbindendes geistiges Band (politisch, spirituell-religiös, etc.). Entwicklung und Hintergründe verschiedener Formen von Gemeinschaften, sowie Gefährdungen durch neu-rechtes Gedankengut beschreibt Elisabeth Voß in „Wege, Umwege, Irrwege".

Gemeinsame Ökonomie – Abschaffung materieller Ungleichheit

Im Idealfall der kommunitären Ökonomie bringen alle ihr gesamtes Vermögen ein – es wird zum Gemeinschaftseigentum. Damit soll die als ungerecht empfundene materielle Basis von Ungleichheit beseitigt werden. Persönliche Gebrauchsgegenstände bleiben jedoch im Privatbesitz, wenn sie nicht ausdrücklich der Gruppe zur Verfügung gestellt werden. Nicht alle Gruppen praktizieren die freiwillige Selbst-Enteignung in ganzer Schärfe, und es gibt unterschiedliche Regelungen darüber, was ausscheidenden KommunardInnen von der Gruppe mit auf den Weg gegeben wird.

Als wichtiger Grundsatz von Kommunen kann angesehen werden, daß zumindest Land, Gebäude und Produktionsmittel im Besitz der Gemeinschaft sein sollen. Wo das nicht realisiert wird, sind Probleme vorprogrammiert – wie das geschilderte Beispiel der Hofgemeinschaft Heiningen (in der Kurzdarstellung der Kommunen) zeigt.

Der Lebensunterhalt wird bestritten nach dem sozialistischen Prinzip, daß alle das an Arbeit leisten, was sie können, und das zum Leben bekommen, was sie brauchen. Bei der vollständig gemeinsamen Öko-

nomie, wie z.B. in Niederkaufungen oder Lutter, gehen alle Einnahmen in die gemeinsame Kasse, aus der sowohl der Lebensunterhalt der Gruppe, als auch der private Bedarf der Einzelnen gedeckt wird. In anderen Gruppen, z.B. Öko Lea oder Wohnprojekt Zorrow, gibt es eine gemeinsame Kasse, in die die Mitglieder je nach Einkommen unterschiedliche Beträge einzahlen. Die Entkoppelung von Lohn und Leistung ist Ausdruck der Akzeptanz individueller Unterschiede in der Leistungsfähigkeit, die keine Unterschiede im Lebensstandard begründen sollen.

Für Nicht-KommunardInnen scheint es oft schwer nachvollziehbar, daß so etwas funktioniert. Zu tief sind die besitzindividualistischen Gewohnheiten in den Köpfen der Menschen verankert, welche den (mehr oder weniger) Besitzenden Sicherheiten suggerieren, die soziale Beziehungen oft nicht bieten können. Dieter Bensmann beschreibt in „Gemeinschaftlich wirtschaften" vor dem Hintergrund der neunjährigen Erfahrungen der Kommune Niederkaufungen, wie die gemeinsame Ökonomie im Kommunealltag umgesetzt wird, welche Fragestellungen, Probleme und Lösungsmöglichkeiten erarbeitet wurden.

Gemeinsame Entscheidungsfindung – Abbau von Hierarchie

Indem alle Gruppenmitglieder gleichberechtigt an allen Entscheidungen beteiligt werden, sollen Hierarchien – auch informelle, also nicht materiell oder funktionell begründete – vermieden werden. Das geschieht durch das Konsensprinzip, mit dessen Anwendung ganz bewußt verhindert wird, daß Mehrheiten über Minderheiten bestimmen können. Jede Stimme soll gehört werden.

Ein Beschluß, der ja immer eine Veränderung des Bestehenden bedeutet, ist nur dann möglich, wenn kein Mitglied der Kommune schwerwiegende Einwände dagegen hat und diese in Form eines Veto äußert. Ein Veto blockiert alles und drückt aus, daß substantielle Gefühle oder Überzeugungen durch diese Entscheidung verletzt würden. Gemeinsam muß dann nach einem anderen Weg gesucht werden. Falls kein Konsens gefunden wird, wäre die letzte Konsequenz die Trennung.

Zwischen der vollen Zustimmung zum Konsens und der Blockade durch ein Veto gibt es noch Zwischenlösungen, so z.B. die Möglichkeit, selbst bei der Entscheidung beiseite zu stehen, und sich damit auch den möglichen Konsequenzen aus dem Beschluß – soweit möglich – zu entziehen.

Kontraproduktiv ist der „Grummelkonsens", bei dem einige wenige den Ton angeben, und ein großer Teil der Gruppe zwar nicht widerspricht, aber auch nicht wirklich hinter der Entscheidung steht. Rich-

tig angewendet und von allen mitgetragen, erfordern Konsensentscheidungen Mut der/des Einzelnen zum Widerspruch, Akzeptanz innerhalb der Gruppe gegenüber abweichenden Meinungen und einen großen Zeitaufwand für Diskussionen.

Trotzdem wird es immer Personen geben, deren Stimme in der Kommune mehr gilt als die der anderen. Aufgrund ihrer Lebenserfahrung, Kompetenz, kommunikativen Fähigkeiten etc. finden sich oft diejenigen, die eine Gruppe begründet haben, in dieser Rolle. Von den Erfahrungen solcher Leitungspersönlichkeiten handelt der Briefwechsel „Gelittenes Leiten" zwischen Gerhard Breidenstein (Beringhofgemeinschaft) und Uwe Kurzbein (Kommune Lutter).

Arbeitsteilung oder Rotation?

Kommunen unterscheiden sich von anderen Lebensformen wesentlich darin, daß die Dinge, die üblicherweise als privat gelten, wie z.B. Haushaltsführung oder Kindererziehung, zumindest vom Anspruch her gemeinschaftlich geregelt werden. Dabei gibt es Unterschiede darin, ob die anfallenden Arbeiten eher rotierend von allen erledigt werden – was spätestens bei hochqualifizierten Tätigkeiten an Grenzen stößt – oder ob aus Effektivitätsgründen Arbeitsteilung praktiziert wird. Gemeinsame Idee in allen egalitären Kommunen ist jedoch, daß ungeliebte Tätigkeiten wie z.B. das Putzen der Klos nicht an einigen wenigen hängen bleiben dürfen.

Schon im Umgang mit dem Kochen für die Gemeinschaft oder der Kinderbetreuung gibt es aber Unterschiede. In manchen Kommunen sind dies eigenständige Arbeitsbereiche, gleichberechtigt neben anderen Tätigkeiten, bei denen Geld erwirtschaftet wird, in anderen sind das Aufgaben, in denen sich die Mitglieder abwechseln. Über den Versuch einer weitgehenden Aufhebung der Arbeitsteilung in der Goppinger Mühle berichtet Eva Mühlbauer-Braun in „Arbeitsteilung und Arbeitsbewertung".

Frauen und Männer

Kommune als Alternative zum Korsett der Kleinfamilie und zur Einsamkeit des Singledaseins bedeutet nicht – was bürgerliches Denken leicht assoziiert – daß alle mit allen ins Bett gehen. Im Gegenteil scheint in den meisten Kommunen Sex eher kein ausdrückliches Thema zu sein. Singles und Zweierbeziehungen sind der Normalfall, und mit den sich daraus ergebenden Problemen wird kaum offensiver umgegangen als in anderen Lebenszusammenhängen.

Der Anspruch, einen anderen, gleichberechtigten Umgang zwischen den Geschlechtern zu finden, ist materiell dadurch realisiert,

daß keine Frau in einer Kommune ökonomisch von einem Mann abhängig ist. Die menschheitsgeschichtlich eingeschliffenen patriarchalen Gewohnheiten lassen sich jedoch auch unter veränderten materiellen Bedingungen nur mühsam abbauen. In dem Beitrag „Zu den Schwierigkeiten in Männer-Frauen-Verhältnissen" dokumentiert Ele Poschmann die Entwicklung dieses Themas in der Kommune Niederkaufungen. Das Recht auf autonome FrauenLesbenzusammenhänge und die Schwierigkeiten einer solchen Forderung innerhalb einer gemischt-geschlechtlichen Kommune stellen Frauen aus Lutter in der Satire „Männer/Frauen" dar.

Kinder in Kommunen

Zumindest vom Anspruch her soll in Kommunen die alleinige Zuständigkeit der Eltern für ihre Kinder aufgehoben werden. Die ökonomische Verantwortung trägt die ganze Gruppe, als AnsprechpartnerInnen stehen mehrere Bezugspersonen zur Verfügung. Ele Poschmann machte ein „Kinderinterview" mit Kindern aus verschiedenen Kommunen, denen ihr Leben in einer großen Gruppe offensichtlich gefällt. Die eher schwierigen Aspekte benennt Swanette Egbers in „Geduldet – toleriert – unterstützt, Eltern in Kommunen" anhand ihrer Erfahrungen in der (mittlerweile aufgelösten) Kommune Heiningen.

Integration von Menschen, die anders sind

Vom sozialen Anspruch her stehen Kommunen allen Menschen offen, die bereit sind, sich an die jeweils festgelegten, für alle Gruppenmitglieder verbindlichen Regeln zu halten. Ausgrenzungen, wie in der Gesellschaft üblich – z.B. von Menschen aus anderen Kulturkreisen, Armen oder Behinderten – soll es nicht geben. Trotzdem leben in den Kommunen – bis auf wenige Ausnahmen – fast überwiegend weiße, leistungsfähige Angehörige der Mittelschicht. Von den Schwierigkeiten mit der praktischen Umsetzung des Antirassismus im Wohnprojekt berichtet Thomas-Dietrich Lehmann in „Befreites Gebiet".



Zeichnung: A. Schirmer

Ökologie

Allein aufgrund der gemeinsamen Haushaltsführung ist das Leben in Kommunen in der Regel ressourcenschonender als in Kleinfamilien. Während in den 70er Jahren gesellschaftskritische, soziale Aspekte im Vordergrund standen, sind

ökologische Bestrebungen mittlerweile auch aus den Kommunen nicht mehr wegzudenken. Jedoch findet sich hier ein Ökologieverständnis, das weder zu tun hat mit naturschwärmerischem Landleben noch mit schuldbewußter Askese.

So wird nicht versucht, mit sektiererischen Heilslehren die Welt zu retten. Denn die Zerstörung natürlicher Lebensgrundlagen wird erkannt als Folge von Kolonialismus, Ausbeutung und Unterdrückung der Länder der sogenannten „Dritten Welt", sowie der weltweiten profitorientierten, kapitalistischen Wirtschaftsweise.

Dem Postulat einer scheinbaren Freiheit, in der die Reichen immer reicher werden auf Kosten der Ärmsten, und die einhergeht mit rücksichtslosem Raubbau an der Natur, werden andere Werte gegenübergestellt und gelebt: Freiheit die dort endet, wo sie die Freiheit eines anderen Menschen einschränkt, und Solidarität, die nicht an Gegenleistungen gebunden ist.

Therapie und Spiritualität

Die Menschen in den Kommunen unterscheiden sich nicht grundsätzlich von anderen. In der Regel sind auch sie aufgewachsen in Verhältnissen, die eher dazu befähigen, in Strukturen von Hierarchie und Konkurrenz zu überleben, als eigenverantwortlich und solidarisch zu handeln. Da nützt oft das beste Wollen im Kopf nichts, solange das Gefühlsleben anders programmiert ist. Diese Erfahrung hat in den Kommunen ein Bewußtsein reifen lassen für die Begrenztheit einer nur verbalen, vernunftorientierten Kommunikation.

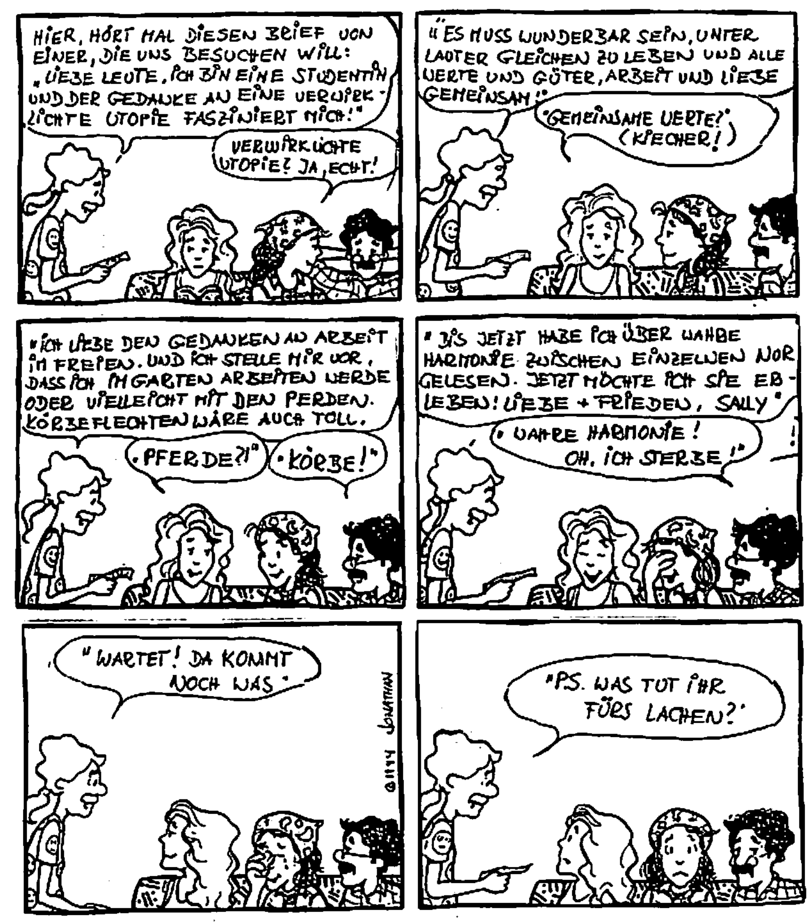
Ein Ansatz, kontinuierlich ganz bewußt an den Beziehungen innerhalb einer Gruppe zu arbeiten, Gefühle, Wünsche und Ängste auszusprechen und Körperkontakt (z.B. Massage) auszutauschen, ist die Radikale Therapie. Diese benötigt keine TherapeutInnen, sondern funktioniert mit meist geschlechtsdifferenzierten Selbsthilfegruppen. Aus den Erfahrungen der Feuerland Kommune mit „Groll-, Schmuse- und Gespinsterrunde" berichten Daniela Frick und Thomas Hillar.

Das Wechselspiel von individueller Problematik, (Sucht-) Strukturen in Gruppen und Heilungsversuchen durch eigene Therapie und Gruppendynamik in der Kommune Lutter schildert anschaulich Uwe Kurzbein in „Die Plackerei". Dabei geht er auch ein auf die Frage, was Menschen letztlich in Gruppen suchen, und kommt – als erklärter Anarchist – zu einer ganz eigenen Definition von Spiritualität.

Im Spektrum der hier dargestellten, überwiegend weltlich orientierten Kommunen, fällt der Beringhof insofern aus dem Rahmen, als hier Glaube und Spiritualität konstituierende Momente der Gruppe sind. Mit vielen praktischen Beispielen beschreibt Gerhard Breidenstein das Zusammenspiel von „Gemeinschaft und Spiritualität".

Anspruch und Wirklichkeit

Der Weg ist das Ziel, und der Blick auf die oft hohen Ansprüche der Kommunen verändert sich angesichts ihrer realen Umsetzung. Die Beiträge in diesem Buch beschönigen nichts, zeigen Widersprüchlichkeiten und offene Fragen auf.



aus: der US-amerikanischen Gemeinschaftszeitschrift Communities

So schildern Kerstin Mia Denkena und Freimut Schade in „Fragmente des Beginnens", ihr Verhältnis zur ÖkoLea. Während Kerstin als regelmäßige Wochenendkommunardin sichere Distanz hält, läßt sich Freimut ein auf die Freuden und Leiden, die sich aus einem so engen, verbindlichen Zusammenleben im Alltag ergeben. Ihre Überforderung durch das ständige Eingebundensein in kommunitäre

Strukturen beschreibt Astrid Willer aus Niederkaufungen, die gerade eine Auszeit macht, in „Ein Bewußtsein wirst Du nie wieder los".

Aus ihren Erfahrungen mit chaotischen Zuständen in der Goppinger Mühle leitet Eva Mühlbauer-Braun in „Anarchie und Verantwortung" die Notwendigkeit von Strukturen ab. In „Schrott" beschreibt sie, wie die Wiederverwendung von Wohlstandsmüll zu einer ganz normalen Sache wurde.

Eine internationale Dorfgemeinschaft in Spanien, auf dem schwierigen Weg von einer Ansammlung von Einzelnen und Familien zu einer Gruppe, stellt Henning Bethge vor in „Der Weg nach Utopia".

Bewußt nicht einbezogen wurden Gruppen, die von ihrer grundsätzlichen Ausrichtung her auf der Basis von individueller Ökonomie, Hierarchie oder Kleinfamilie funktionieren. Dies trifft vor allem für etliche spirituelle Gemeinschaften zu.

Gesellschaftspolitische Relevanz der Kommunen

Die genannten Aspekte des Kommunelebens machen deutlich, daß Kommune nicht gleichgesetzt werden kann mit Chaos, Drogen und Gruppensex, sondern daß hier ernstzunehmende Lebensformen praktiziert werden, die sozialer und ökologischer sind als die durchschnittliche Art des Lebens in dieser Gesellschaft. Kommunen stellen zwar – rein statistisch gesehen – gesellschaftliche Randphänomene dar, zeigen aber an vielen Punkten modellhaft auf, wie das Leben anders als isoliert familiär organisiert werden kann. Dabei handelt es sich keineswegs um ein Jugendphänomen. Im Gegenteil haben die ProtagonistInnen großteils bereits das Alter der staatstragenden Generation der 30- bis 50-jährigen erreicht, und in manchen Gruppen wird bereits intensiv über andere Formen der Altersversorgung diskutiert.

In der aktuellen Kommunitarismus-Diskussion appellieren dessen BefürworterInnen an das „Gute" im Menschen, an Moral und Gemeinsinn, während die KritikerInnen statt idealistischer Forderungen auf der Absicherung sozialstaatlicher Leistungen beharren. In Kommunen werden Nägel mit Köpfen gemacht, es wird nicht kommunitaristisch über Vereinzelung und mangelnde Solidarität zwischen den Menschen gejammert, sondern es werden mit der gemeinsamen Ökonomie materielle Bedingungen von Solidarität geschaffen, die allen Gruppenmitgliedern gleichberechtigten Zugang zu den gemeinsamen Ressourcen ermöglichen.

Anders zu leben und zu arbeiten bedeutet den Abschied von vielen gewohnten, normativen Selbstverständlichkeiten. Es entsteht jedoch die Notwendigkeit eigener Normen, die nun mitunter einen eigenen Anpassungsdruck innerhalb der Gruppe erzeugen. Aber im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft mit ihrem eigentumsbedingten

Machtgefälle steht in egalitären Gruppen nur das Mensch sich selbst im Weg. Wo materielle Gleichheit realisiert ist, bestehen Unterschiedlichkeiten in persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten fort. Eine der größten Aufgaben kommunitären Zusammenlebens scheint es zu sein, Kommunikationsformen zu entwickeln, die alle Beteiligten gleichberechtigt einbeziehen, ihnen nicht nur gleiche Rechte, sondern auch faktisch gleiche Möglichkeiten der Mitgestaltung des Zusammenlebens geben, unabhängig von der individuellen Durchsetzungsfähigkeit.

Leben in der Kommune ist eine Chance zur Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen, sowohl äußerlich durch materielle und soziale Absicherung, als auch innerlich durch das Er-Leben anderer Normen und Werte als gesellschaftlich üblich. Wer hat nicht schon mal für sich gedacht, daß Leben doch mehr sein muß als Job, Eigenheim, Familie und all dies. Die Beiträge in diesem Buch können durch die ehrliche Darstellung von Lust und Frust im kommunitären Alltag Mut machen, auch selbst, im eigenen Leben etwas zu verändern.

VORSTELLUNG DER GRUPPEN

Beringhof-Gemeinschaft

Die Beringhof-Gemeinschaft für ganzheitliches Leben e.V. wurde 1990 begonnen, um eine gemeinschaftliche, ökologische, einfache und spirituelle Lebensweise zu entwickeln. Anfang 1995 leben dort elf Erwachsene und sieben Kinder. Haupthaus und Nebengebäude des jahrhundertealten, idyllisch gelegenen Gutes Beringhof (50 km östlich von Dortmund bei Wickede/Ruhr) wurden und werden baubiologisch renoviert und ausgebaut. Neben einem Seminarhaus (ab 1996 benutzbar) entstehen eine Imkerei, biologischer Gemüseanbau und ein Garten- und Landschaftsbau-Betrieb als Erwerbszweige der Einkommensgemeinschaft. Außer Beringhof-Tagen und Erfahrungswochen zum Kennenlernen unserer Gemeinschaft bieten wir methodisch ganzheitliche Seminare an zu unseren Themen Politik, Selbsterfahrung, Ökologie und Spiritualität und deren Integration.
Beringhof-Gemeinschaft, 58739 Wickede/Ruhr

Kommune Feuerland

Wir leben seit April 1993 in der nördlichen Uckermark, gut 100 km nordöstlich von Berlin auf einem wunderschönen Hof, der zwar stark renovierungsbedürftig ist, für unsere Utopien und konkreten Pläne aber eine Menge Möglichkeiten bietet.

Zur Zeit bewirtschaften wir einen großen Garten, bauen ein Stallgebäude zu einem Gästehaus um, ernten viel leckeres Gemüse und Obst, machen selbst Käse, bauen ein Windrad und lernen jeden Tag etwas Neues hinzu – über uns, übers Zusammenleben. Fühlen uns manchmal total überfordert, oft glücklich und immer reichlich ausgelastet.

Geplant ist der Ausbau eines Frauenwohnhauses, ein Kinderferienbauernhof, ein Büro für alternative Energietechnik, ein Anwachsen der Gruppe auf mindestens 20 große und kleine Menschen, das nächste bundesweite Kommunetreffen, die Anschaffung von einem Esel, einem Kalb, oder Ziegen und Schafen?? – und daß wir uns mehr Zeit nehmen!

Ansonsten verbindet uns noch außer der Radikalen Therapie unsere gemeinsame Ökonomie, die Subsistenzperspektive, das Konsensprinzip und ein geschlechtsspezifischer Ansatz. In Feuerland leben im Februar 1995 drei Frauen und vier Männer. Wir suchen noch Frauen!
Feuerland, Ausbau 13, Stoltshof, 17326 Brüssow

Goppinger Mühle Alge e.V.

Unsere Kommune wurde 1985 bei Passau gegründet und zehn Jahre später aufgelöst. Sie umfaßte wechselnd zwischen zwei und neun Personen, immer viel zu wenig, um die nicht enden wollenden Arbeiten am Bau auszuführen und gleichzeitig das notwendige Existenzminimum zu beschaffen. Die Mit-KommunardInnen blieben 1/2 Jahr bis zwei Jahre. Ideologisch hatten wir dieselben Grundsätze auf dem Papier wie alle Kommunen (wie wir inzwischen wissen, von denen wir jedoch bei der Gründung nichts ahnten), nämlich: gemeinsame Ökonomie – keine Hierarchie – Konsensprinzip – ökologisches Leben. Was uns unterschied, war erstens daß die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und des Spezialistentums bei uns sehr wichtig genommen wurde. Jede/r tat alles. Das Konzept eine Stunde Arbeit = eine Stunde Leben, also Zeit statt Geld als Grundlage der Buchhaltung, war etwas sehr grundsätzliches, wovon wir nie abgerückt sind; keine „Realität" konnte uns da kleinkriegen. Das zweitens war, daß wir von Anfang an darauf aus waren, daß Kindheits- und Jugend-Schäden aufgearbeitet werden sollten; d.h. Aufklärung statt Projektion. Inzwischen ist „Supervision" und dergleichen auch fast gemeinsames Selbstverständnis unter KommunardInnen.

Materiell stand unser Versuch auf unglaublich wackligen Beinen und ist wohl auch hauptsächlich daran gescheitert, daß wir nicht Eigentümer des Gebäudekomplexes waren, in und an dem wir arbeiteten und in dem wir lebten.

Immerhin ist ein Freundeskreis und ein Verein aus unserem Versuch hervorgegangen, der sich die sozialtherapeutische Arbeit mit Jugendlichen zum Ziel gesetzt hat. Das Projekt fußt unmittelbar auf unseren Erfahrungen.

Hofgemeinschaft Heiningen

Seit 1982 hatte sich auf dem ehemaligen Klostergut Heiningen bei Braunschweig eine Hofgemeinschaft gebildet, die bei der Auflösung zu Beginn des Jahres 1993 aus 28 Kindern und Erwachsenen bestand.

Die Grundidee dieser Gemeinschaft war es, gemeinsam zu leben und zu arbeiten und die unter Denkmalschutz stehende Anlage durch eine sinnvolle Nutzung langfristig zu erhalten. So entwickelten sich verschiedene Betriebe: Tagungshaus, bio-dynamische Landwirtschaft, naturnaher Waldbau, Garten- und Landschaftsbau, Vollholz-Tischlerei, Steinmetzwerkstatt, KulturGut und Baukollektiv. Wir wohnten auf dem Hof verteilt in Familien, Zweierbeziehungen, Kleingruppen, einzeln, trafen uns täglich zum Essen, wöchentlich zum Plenum, ständig in Arbeits-, Freundschafts- oder sonstigen Gruppen. Entscheidungsträgerin in allen den Hof und die Gruppe betreffenden Fragen war das Plenum aller erwachsenen Mitglieder. Hier wurde nach dem Konsens-

prinzip entschieden, jede/r hatte das gleiche Recht. Das grundlegende Problem, an dem die Gruppe scheiterte, war die Eigentumsfrage. Der Hof blieb die Jahre über Privatbesitz einer Person.

Der Eigentümer war die Jahre über Mitglied dieser Hofgemeinschaft, und es war sein erklärter Wille, sein Eigentum an eine gemeinnützige Gesellschaft abzutreten, die dann von allen auf dem Hof lebenden und arbeitenden Menschen getragen werden sollte. Nur unter dieser Voraussetzung konnte sich ein so vielfältiges Engagement entwickeln. Zu Beginn des Jahres 1993 wurde dem Ganzen dann ein jähes Ende bereitet. Der Eigentümer sah sich, zum Entsetzen aller Beteiligten, nicht mehr in der Lage, seine Willensbekundungen in die Tat umzusetzen. Er wollte nicht endgültig auf seine Verfügungsgewalt verzichten und trennte sich so von zehn Jahren gemeinsamer Geschichte. Die restliche Hofgemeinschaft sah sich um die von allen angestrebte Perspektive betrogen und war nicht bereit, in hierarchischer Struktur zu leben und zu arbeiten. Die Hofgemeinschaft trennte sich von dem Eigentümer und verließ im Laufe des nächsten Jahres den Hof.

Eine neue gemeinsame Perspektive an einem anderen Ort entwickelte sich nicht.

Kontakt zu ehemaligen KommunardInnen über die Redaktion.

Die Lutter-Gruppe

Seit dem 1. September 1980 leben wir auf der mittelalterlichen Burg Lutter am Barenberge und versuchen hier nach anarchistischen Gesichtspunkten zu leben. Zur Zeit sind wir 14 Erwachsene und vier Kinder. Wir lehnen staatliche Unterstützungen wie Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe ab. Ebenso verzichten wir darauf, uns mit den Banken auf Kredit- oder Hypothekengeschäfte einzulassen. Niemand von uns arbeitet fremdbestimmt. Genauso verzichten wir darauf, andere in lohnabhängige Beziehungen zu uns zu bringen. Alles, was wir an Geld zum Aufbauen unserer Häuser und für unseren Lebensunterhalt brauchen, erarbeiten wir in unseren Betrieben. Das sind eine Tischlerei/-Zimmerei, Backstube, Seminar- und Ferienhaus, Stoffdruckerei, Ofenbauwerkstatt, Architekturbüro und Kleinkunst. Wir haben uns auf drei Küchen aufgeteilt, in denen wir unseren Tagesmittelpunkt haben. In den Küchen werden unterschiedliche Politikschwerpunkte verfolgt. Ständiges Thema sind bei uns in den letzten Jahren die Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Einige LesbenFrauen leben im Frauenhaus.

Wir wollen hier mit wesentlich mehr Menschen zusammenleben. Wir begreifen Kommuneleben als politisches Lebensmodell und als einen Beitrag zur Veränderung dieser Welt.

Lutter-Kommune, Auf der Burg, 38729 Lutter a. Barenberge

Matavenero y Poibueno

Ist ein ökologisches Dorf in den spanischen Pyrenäen. Wiederbesiedelt seit 1989, gewachsen aus den europäischen Rainbowgatherings. Heute ca. 70 große und 40 kleine Leute aus elf Nationen, seit 1994 als eigenständige politische Gemeinde anerkannt. Unsere Spezialität: Durch unseren Abstand zur „Zivilisation" (keine Autos) haben wir Chance und Notwendigkeit auf fast alle Fragen menschlichen Zusammenlebens eigene Antworten zu finden und dies im Grunde ohne irgendeinen Druck von außen, der unsere inneren Entscheidungen beeinflußt hätte. In diesem Sinne ein sehr „ganzheitliches" Leben. Unsere Kraft liegt in unserer Vielfältigkeit und Lebendigkeit (um nicht zu sagen Uneinigkeit) und sicherlich auch in unserer Nähe zur Natur.
Kontakt über die Redaktion

Kommune Niederkaufungen,

Bei Kassel, im Dezember 1986 gegründet. 50 Erwachsene, 16 Kinder (1995). Will sich anzahlmäßig noch vergrößern. Entstanden aus dem Hamburger 100-Leute-Projekt (1983-1986). Grundsätze: Linkes Politikverständnis, umfassende gemeinsame Ökonomie, Entscheidungsprinzip Konsens, kollektive Alltags- und Arbeitsstrukturen, Abbau kleinfamiliärer und geschlechtsspezifischer (Macht-)Strukturen. Ökologische und sozialverträgliche Produkt- und Dienstleistungsorientierung der Arbeitsbereiche: Integrierte und altersgemischte Kindertagesstätte, Baubetrieb/Bauplanung, Architekturbüro, Schreinerei, Schlosserei, revolutionäre Näh- und Lederwerkstatt, Tagungs- und Begegnungshaus, Ernährungsbereich für Kommune und Tagungshaus, Biolandgemüsebetrieb, Viehwirtschaft, Verwaltung, Satzmanufaktur, betriebliche Rentenversicherung im Aufbau, Kurzzeitpflegeeinrichtung in Planung.
Kirchweg 1, 34260 Niederkaufungen

Ökolea

Die ÖkoLeA (Ökologische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft) Klosterdorf: Im Moment (1995) hat die Kommune 16 erwachsene Mitglieder (plus sechs Kinder), von denen allerdings wegen der begrenzten Wohnmöglichkeiten erst acht Erwachsene und drei Kinder in Klosterdorf leben. Mit dem Voranschreiten der Bauarbeiten werden weitere Wohnungen geschaffen. Insgesamt will die Kommune noch wachsen: Ca. 50 Personen sollen Platz auf unserem Gelände finden. Wir streben danach, möglichst viele Arbeitsplätze für KommunardInnen zu schaffen (es gibt Pläne für ein Tagungshaus, eine Gärtnerei, einen Baubetrieb, Werkstätten...). Einige pendeln weiter nach Berlin, außerdem sind die Projekte noch lange nicht so weit. Wir haben z.T. eine gemeinsame Kasse (50% des Einkommens). Davon werden Wohnen

(Bauen), Essen und die gemeinsamen Projekte bestritten. Jeder erste Samstag im Monat ist von 14-17 Uhr Tag der offenen Tür für interessierte BesucherInnen:

ÖkoLeA Klosterdorf e.V., Hohensteiner Weg 3, 15345 Klosterdorf, Tel. 03341/31 23 40. Hier kann auch für 3,- DM eine Info-Broschüre angefordert werden.

Pioniersiedlung Reinighof

„Mit dem Versuch, Kommune zu leben, begannen wir 1976 in Bundenthal, einem Dorf im Pfälzer Wald. Doch 'unser erstes Häuschen' wurde angezündet, im Winter 76/77, mitten in der Nacht, und wir entkamen gerade noch den Flammen. 'Jetzt erst recht!' sagten wir uns und allen, die beharrlich versuchten uns unsere Spinnerei auszureden... unsere Idee einer landwirtschaftlichen Kooperative, eines Stammes, einer Großfamilie. Wie man es auch nennen mochte, es sollte der zündende Funke sein für Dutzende, Hunderte weiterer, ähnlicher Initiativen..."

(aus W. Rapp: 12 Jahre Pioniersiedlungen; Reinighof 1988)

Seit März 1977 wohnen wir auf dem Reinighof, einem der schönsten Plätze des Pfälzer Waldes (bei Pirmasens). Heute leben hier 14 Erwachsene und vier Kinder. Die Schafzucht ist von Anfang an Zentrum und Ausgangspunkt der meisten Aktivitäten. Die Schäfer hüten die Tiere, die Landwirte sorgen für Winterfutter und wieder andere kümmern sich um die Veredelung und den Vertrieb von Fleisch, Fellen, Wolle und diversen Produkten daraus. Weitere Arbeitsbereiche sind die Bäckerei, die Lederschneiderei, die Töpferei, sowie der Garten zur Selbstversorgung.

Die Produktionsmittel wie Gebäude, Land, Tiere, Fahrzeuge usw. sind gemeinsames Eigentum. Sämtliche Einnahmen fließen in die gemeinsame Kasse, aus der alle betrieblichen und persönlichen Ausgaben bezahlt werden.

Weitere Informationen bei: Der Reinighof, 76891 Bruchweiler-Bärenbach, Tel.: 06394-1378, Fax: 06394-1811

WESPE

Werk selbstverwalteter Projekte und Einrichtungen

Dieses Projekt in Neustadt/Weinstraße ist im Beitrag „Wege, Umwege, Irrwege..." kurz beschrieben. Zur Zeit hat der Verein WESPE etwa 50 aktive und 30 Förder-Mitglieder. Er besitzt eine ehemalige Möbelfabrik in der Innenstadt. In diesem „Ökohof" befinden sich eine biologische Baustoffhandlung, eine Bauschreinerei, Ausstellungsräume einer Möbelschreinerei und die Kulturkneipe „Wespennest", außerdem zwei Wohngemeinschaften, ein Kinder- und Jugendraum, ein Musikkeller und Vereinsräume.

Marseillaise' hiermit zur Verfügung der Ebracher Festungskommune stelle, d.h. daß sie vervielfältigt und ganz zugunsten der Kommune verbreitet werden solle. Man rief zwar Bravo, wird aber morgen wieder ebenso starrköpfig an der kleinsten Gewohnheit und dem eingebildetsten Bedürfnis festhalten wie heute. So war's schon vor achtzehn Jahren in der Neuen Gemeinschaft, so bei den Anarchisten, bei den Genossen vom Sozialistischen Bund und bei meiner Gruppe Tat: Die Sache wird begriffen und für gut befunden, die Idee nimmt Gestalt an und soll Praxis werden – und da steht den Menschen der Mensch im Wege. Das Menschliche scheitert an den Menschlichkeiten. Aber mein Glaube ist stark zum Bergeversetzen. Die Widerstände müssen überwunden werden. Sie werden überwunden werden.

(aus: Erich Mühsam, Tagebücher 1910-1924, herausgegeben und mit einem Nachwort von Chris Hirte, München, Sept. 1994 (dtv, studio 19030)

Ebrach, Dienstag, d. 29. Juli 1919

Vorerst eine höchst erfreuliche Neuigkeit. Von Zenzl traf heut nachmittag ein Telegramm ein: Gedichtbüchl und Tagebücher gekommen. Welche Freude! Der Verlust besonders aller meiner Verse seit 1914 hatte mich seit drei Monaten entsetzlich deprimiert und merkwürdigerweise auf meine Produktion völlig lähmend eingewirkt. (...)



Mühsam mit Revolutionären der Münchener Räterepublik in Festungshaft
Foto: E. Mühsam-Gesellschaft Lübeck

Gott sei Dank wird das jetzt vorbei sein – mir ist eine furchtbare Last vom Herzen. – Einen kleinen Dämpfer auf diese Freude setzte mir eben die Sitzung unserer Kommune, die sich noch mit ihrer Konstitution zu befassen hatte. Schon jetzt bei den allerersten Gehversuchen zeigt sich der instinktive Widerstand der Menschen gegen die Zumutung, irgend etwas von der eigenen Bequemlichkeit dem Gesamtnutzen zuliebe preiszugeben. Ich sprach gegen das Hasardspielen, das unter einer kleinen Gesellschaft von Genossen eingerissen ist und schon dazu geführt hat, daß ganz Mittellose, die aus den Mitteln, die von den übrigen, die doch alle nicht reich sind, zusammengesteuert waren, Unterstützung erhalten hatten, das Geld sofort an bessersituierte Kameraden im Mauscheln oder 21 verloren. Ich schlug vor, daß bares Geld innerhalb der Kommune überhaupt nicht mehr in Umlauf kommen solle, sondern Blechmarken einzuführen seien, die rationiert abgegeben werden sollen, damit sich keiner besser oder schlechter in der Frequenz der Kantine und des Basars stelle als der andere. Für Kartenspiele solle der Grundsatz aufgestellt werden, daß sie nicht um Geld gehen dürfen.

Große Entrüstung bei den Beteiligten. Niemand will sich in seiner individuellen Freiheit beschränken lassen, und die Berufung auf soziale Pflichten verweht im Winde. Wir werden noch böse Hindernisse im Wege finden und alle gemeinsame Energie aufwenden müssen, um der Welt trotz allem zu zeigen, daß Kommunisten doch fähig sind, eine Kommune zu schaffen. Erziehung der Menschen ist alles. Ich kam während der peinlichen Auseinandersetzungen, in denen sich der primitive Egoismus der Leute so plump enthüllte, auf den Einfall, ein Beispiel wirken zu lassen und gab die Erklärung ab, als man gerade die Möglichkeiten zur Geldbeschaffung erwog, daß ich meine 'Räte-

Es gibt über zehn weitere Betriebe und einige Wohngemeinschaften außerhalb des Ökohof, die sich mehr oder weniger der WESPE zugehörig fühlen. Dieser regionale Vernetzungszusammenhang befindet sich gerade in einer Phase der Strukturierung. Nach dem im genannten Beitrag beschriebenen Konflikt ist zur Zeit nicht abzusehen, ob auch eine gemeinsame inhaltlich-politische Neuorientierung gelingt.
Kontakt über die Redaktion

Wohnprojekt Zorrow e.V.

Wohn- und Selbsthilfeprojekt in Berlin-Wedding. Entstanden 1983, zu Zeiten des Häuserkampfes. Grundidee war der Wunsch nach Überwindung isolierter Wohnstrukturen, nach Gestaltung eigenen Wohnraums und ausgehend davon politische Verantwortung wahrzunehmen. In vierjähriger Bauzeit wurden zwei Aufgänge eines völlig verwahrlosten Hauses in der Grüntaler Straße instandgesetzt und die Kleinwohnungen zu einer einzigen Großwohnung umgebaut. Im Frühjahr 1994 leben in der Gemeinschaft sieben Kinder, 13 Frauen und elf Männer. Wir verwalten uns selbst. Gemeinschaftseinrichtungen wie Bücherei, Werkstätten, Atelier, Fotolabor und Veranstaltungsraum können nach Absprache auch von Aushäusigen genutzt werden.
Wohnprojekt Zorrow e. V., Grüntaler Str. 38, 13359 Berlin

KAPITEL 2





Berliner Bau- und Wohnkollektiv 1983 *Foto: Zorrow*

Aus den Tagebüchern von Erich Mühsam:

KOMMUNE IM KNAST

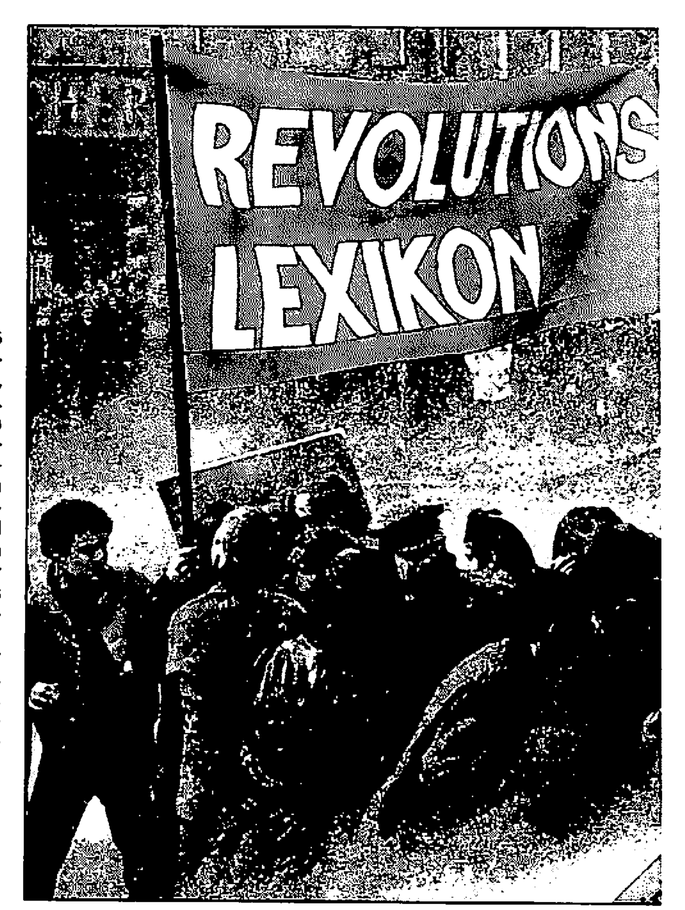
Ebrach, Sonntag, d. 27.Juli 1919

(...) Eine weitaus wichtigere Neuerung ist aber, daß unsere Zellentüren bei Tag und Nacht geöffnet bleiben, so daß wir einander nach Belieben besuchen können. (...)

Heut vormittag wurde ich zu einer wichtigen Konferenz in Klingelhöfers Behausung gerufen. Es handelte sich um die Gründung einer Kommune, die wir hier vorbildlich einrichten wollen. Die Obliegenheiten (Bibliothek, Zeitungswesen, Basareinrichtungen usw.) sollen unter den geeigneten Genossen verteilt werden. Eine eigene Küche soll eingerichtet werden – sie ist schon von der Regierung bewilligt worden –, in der zwei Köche, die wir unter uns haben, für uns sorgen sollen. Nun ist die Schwierigkeit die, daß wir viele völlig unbemittelte Genossen unter uns haben, die wir mit durchschleppen müssen. So hatten wir genügend Beratungsstoff. Besonders lebhaft wurde die Frage diskutiert, ob wir nicht, wie ich vorgeschlagen habe, im Hause nur mit Blechmarken zahlen sollen. Wir müssen noch die Kaufleute hören. An einem der nächsten Abende wird dann das Plenum über alle diese Dinge entscheiden und die Kommissariate wählen. (...)

Ebrach, Montag, d. 28. Juli 1919

Heut abend war Aussprache über die Konstitution unserer Kommune. Jeder Genosse mußte in einem Kommissariat einen Posten übernehmen. Ich wurde ins Kunstkommissariat gewählt, habe aber außerdem ein Amt übernommen, das mich täglich zwei Stunden Arbeit kosten wird. Von morgen ab werde ich täglich von zwölf bis zwei Uhr Sprechstunden abhalten, um den Kameraden in allen Rechtsangelegenheiten, als Ratgeber, Briefsteller, Tröster etc. zur Verfügung zu stehen. Also Winkelkonsulent der Festungskommune. Ich werde wohl viel Arbeit damit haben, glaube aber, den Freunden auch wirklich nützlich werden zu können. Auch unserm Genossen Niekisch haben wir eine tüchtige Arbeit aufgepackt, das Archiv der Kommune zu schaffen. Die Verteilung der Ämter ist also erfolgt. Jetzt muß sich's zeigen, ob die Kommunisten, wo sie aufeinander angewiesen sind, kommunistisch werden arbeiten können. (...)



Kommune 1. Anfang 1966 wurde in Berlin eine Lebensgemeinschaft junger Maoisten«, kurz »Kommune I«, gegründet. Eine Gruppe junger Menschen zog in eine gemeinsame Wohnung, um ein Leben in Güter- und Sexualgemeinschaft zu praktizieren. Ihr Ziel ist die Befreiung von Repression und Neurosen. Das soll u. a. durch die ständige Diskussion aller auftretenden Probleme und das Verbot jeder Vertraulichkeit erreicht werden.

Die K. ernährt sich von der Provokation der Gesellschaft, die sie mit offensichtlichem Vergnügen dauernd herausfordert. Interviews und Fotoreportagen über das gemeinsame Liebesleben bringen Geld (die »Orgasmusschwierigkeiten« des Kommunarden Kunzelmann brachten erhebliche Publizität), außerdem verdient die Gruppe an der Herstellung bzw. dem Nachdruck von Büchern ohne Beachtung des Copyrights. Die K. ist darauf angewiesen, durch häufige öffentliche Blödeleien auf sich aufmerksam zu machen. Happenings, wie die Wahl Fritz Teufels zum »Rektor der FU« oder die Persiflage auf ein Staatsbegräbnis und Flugblätter mit der Aufforderung: »Vögelt nicht im Audimax« erfüllen diesen Zweck umso mehr, als eine völlig humorlose Öffentlichkeit sich zum Vergnügen der Kommunarden darüber ärgert.

Am 5. April 1967 wurden 11 Kommunemitglieder von der Polizei bei der Herstellung von Rauchkerzen und Puddingbomben verhaftet, mit denen sie den amerikanischen Vizepräsidenten Humphrey »begrüßen« wollten. Da zunächst die Polizei, dann die »Springer Presse« die Angelegenheit zu einem Staatsverbrechen aufbauschte, errang die K. damit den ersehnten Öffentlichkeitserfolg. Am 2. Juni 1967 wurde Kommunarde Fritz Teufel wegen eines angeblichen Steinwurfs verhaftet; nach sechsmonatiger Untersuchungshaft (!) wurde er am 1. November 1967 mangels Beweises freigesprochen. Im Juli 1967 und im März 1968 stand er zusammen mit Rainer Langhans erneut vor Gericht, diesmal wegen eines Flugblatts, in dem die beiden am 24. Mai 1967 das Anzünden von Warenhäusern glossierten. Für die Staatsanwaltschaft war das »Aufforderung zur Brandstiftung« (jedoch grämte sich auch der SDS über die ständigen Streiche und schloß die K. aus seinen Reihen aus). Der »Brandstiftungsprozeß« endete am 22. März 1968 mit Freisprüchen, nachdem sich die Berliner Justiz in unsterblicher Weise lächerlich gemacht hatte. (auf die Bemerkung des Landgerichtsdirektors Schwerdtner, dies sei ein neues Gericht, was im Juli gesagt worden sei, zähle nicht, antwortete Teufel im März 1968 lachend: »Sie kommen mir so bekannt vor, Herr Vorsitzender«).

Mannes, im Patriarchat, heißt es: nicht analysieren und schnacken, sondern Ärmel hochkrempeln und schaffen.

Das zweite, unübersehbar, ist die Tatsache, daß alles, was vor mir auf dem Tisch an beschriebenem Papier liegt, ausnahmslos von Männern geschrieben wurde. Die Geschichte, die ich beschreibe, ist also wieder eine aus patriarchaler Sicht und deshalb von vornherein einseitig. Ich kann es nicht ändern. Anfragen bei Frauen aus meinem Bekanntenkreis konnten mir nicht weiterhelfen. Wenn es eine Literatur zu diesem Thema in der Frauenwelt gibt, dann steht sie mir nicht zur Verfügung. Ich habe auch keine Kenntnis von einer Frauenkommune. Das soll nicht heißen, daß es sie nicht gibt.

Ich beziehe mich in diesem Aufsatz lediglich auf die „politischen" Gemeinschaften und Kommunen. Auf die Beschreibungen der anderen Gemeinschaftsformen in dem Aufsatz „Wege, Umwege, Irrwege" von Elisabeth Voss weise ich ganz besonders hin.

Zu diesem Kreis gehören also alle Gemeinschaften, die nach unserem Verständnis eine gemeinsame Ökonomie und ein soziales Miteinander entwickelt haben. Ebenfalls zu den typischen Inhalten gehören: Verzicht auf strukturelle Hierarchie, ganzheitliches Leben, Verzicht auf Ausbeutung. Diese Gemeinschaften bezeichne ich in diesem Aufsatz mit „Kommunen".

An diesen Inhalten wird von allen Kommunen nach wie vor festgehalten, wenn die konsequente Umsetzung auch nicht von allen erreicht wurde oder Inhalte bereits auf der Strecke geblieben sind. Alle Kommunen haben sich nach ihren Bedürfnissen, politischen Erfahrungen und Einsichten organisiert. Dennoch ist bei allen der Ansatz erkennbar, sich mit dem Leben in der Kommune politisch auszudrücken und auf Grund der mit diesem Staat gemachten Erfahrungen das authentisch zu leben, was sinnvoll und politisch richtig erscheint. Kommune ist ein Weg unter vielen, auf dem die bestehende bürgerliche kapitalistische und menschenverachtende Gesellschaft verändert werden kann, indem bereits versucht wird, so zu leben, wie wir es uns vorstellen. Das ist die „Aktion der Tat", wie ich sie verstehe. Dabei gibt es Grenzen, die der Staat uns setzt, und mit denen er uns zu einer partiellen Staatskonformität zwingt.

Etwas über mich

Wenn ich an die Geschichte der Kommune denke und dabei die der 68er im Kopf habe, muß ich mir jedesmal klarmachen, was ich selbst eigentlich 68 gemacht und gedacht habe. Immerhin war ich 68 bereits 24 Jahre, also im Alter der meisten aktiven Studenten und Studentinnen. Aber ich war nicht dabei. Ich war nicht uninteressiert an der so-

genannten Studentenrevolte, habe jedoch nie einen Zugang zu dem aktiven Geschehen gefunden. Ich war das, was Millionen andere auch waren: Arbeiter, und nach meinem Studium angestellter Architekt. Blauäugig, unschuldig und unwissend. Ich nahm das zur Kenntnis, was in den Zeitungen stand. In diesen Jahren war ich möblierter Herr zur Untermiete. Die Idee der Wohngemeinschaft war mir fremd. Ich hatte mit meiner ersten heftigen Liebe so viel um die Ohren, daß mir gar nicht in den Sinn kam, traditionelle Beziehungsmuster zu hinterfragen. Ich habe nicht an die Zerschlagung der Kleinfamilie gedacht, sondern ich wollte schlichtweg nicht heiraten – und habe es dann später doch getan. Mein soziales Erfahrungsmuster war es, über Leistung Anerkennung zu bekommen. Das habe ich kultiviert und folglich gearbeitet – allerdings auf Baustellen, zuerst als Zimmerer, dann als Bauleiter. Baustellen sind soziale Schmelztiegel. Es gibt hier komprimiert alles, was die Gesellschaft sozial hervorbringt. Die strukturellen Unterdrückungs- und Abhängigkeitsmuster sind auf Baustellen überaus deutlich. Mit diesem Erfahrungshintergrund bin ich 72 noch einmal auf die Uni gegangen und damit in die Hochschulpolitik. Im Jahre 72 kam die „Berliner Protestwelle" auch in Braunschweig an. Seit 74 etwa hatte ich Gelegenheit, den studentischen Protest aktiv mit zu formulieren. Zu Beginn war ich noch der Meinung, über den Dialog mit Politikern ließe sich etwas bewegen, dann habe ich meine erste Demo in Grohnde mitgemacht. Ich war schockiert über die Militanz und zügellose Gewalt der Polizei. Es folgte weiteres, alles unorganisiert und spontan, bis mir heftige Zweifel an der Wirksamkeit des Widerstandes kamen. Ich wollte meine Kräfte nicht mehr in dieser Art des Widerstandes einsetzen, sondern endlich so leben, wie ich es eigentlich wollte, in der Weise also, in welcher ich mir die Gesellschaft vorstellte. Das auszuprobieren, soweit es die bürgerliche Gesellschaft zuließ, erschien mir als politisch außerordentlich sinnvoll. Ich zog nach Lutter, vor jetzt 15 Jahren.


F. Teufel und R. Langhans

Die Anfänge: K1 und K2

Mein Einstieg in das Thema beginnt mit der politischen Entwicklung der Kommunen nach dem 2. Weltkrieg, also zwischen 1960 und 1970.

Auf die früheren Kommunen, auf die Gemeinschaften der Jahrhundertwende also wie Eden, Donnershag oder Wisseloh und sicherlich viele andere, deren Zerschlagung durch den Faschismus und deren Eingliederung kann ich an dieser Stelle lediglich verweisen. Das gilt auch für alle Kommune- und Gemeinschaftsversuche nach den großen Revolutionen in Frankreich, Rußland und Spanien.

Darauf näher einzugehen, würde den Rahmen sprengen. Teilweise ist Elisabeth Voss in ihrem Aufsatz darauf eingegangen.

Die ersten Kommunen, die sich mit den heutigen, also mit unseren vergleichen lassen, sind erst in den frühen 70ern entstanden. Der Prozeß, der Weg von den ersten Überlegungen über die Versuche der legendären K1 und K2 bis zu den dann erfolgten Kommunegründungen, wie wir sie heute kennen, ist ein höchst interessanter.

Klaus-B. Vollmar findet die ersten Gedanken zu diesem Thema in „der Gründung des Club Voltaire in Westberlin am 3.12.62, von der oppositionellen Intelligenz gegründet, in dem zum ersten Mal die Kritik an unserem System zusammengefaßt wurde".

1965 soll auf der Burg Waldeck bei einem Treffen zum Chanson Folklore im größeren Rahmen öffentlich über Fragen der Selbstorganisation, über Kommunen und alternative Systeme diskutiert worden sein.

Wie auch immer aus diesem Nebel die ersten Gedanken formuliert wurden, „ das Wesentliche ist jedoch die Rezeption der Frankfurter Schule. Besonders Marcuses eindimensionaler Mensch wird zum Ansporn, sich nicht integrieren zu lassen. Die Rezeption der Frankfurter Schule auf dem Dreieck Ökonomie, Politik, Psychoanalyse beruhend, hob die Diskussion und die Suche nach Alternativen im Gegensatz zur Zeit der Weimarer Republik und dem 19. Jahrhundert auf eine wissenschaftliche materialistische Ebene". (Vollmar S. 45)

In diesen Jahren, 67/68, revoltieren nicht nur die Studenten in einigen westdeutschen Universitätsstädten wie Berlin, sondern ebenfalls in anderen europäischen Metropolen wie Barcelona, Prag und Paris. Es ensteht 66, nach der großen Koalition, die außerparlamentarische Opposition (APO), eine oppositionelle Richtung, in der sich viele unterschiedliche liberale, linksliberale und sozialistische Gruppen zusammenfinden, es entsteht eine Lehrlings- und Schülerbewegung.

Daniel Cohn-Bendit beschreibt nachhaltig seinen Eindruck über die Ereignisse im Mai 68 in Paris: „Du hast eine besetzte Universität, umzingelt von Polizisten. Du hast ein Stadtviertel. Was machst Du? Du nimmst das Stadtviertel ein und mauerst Dich ab, indem Du vor der Polizei Barrikaden stellst, die überhaupt keine militärische Gewaltfunktion haben, sondern nur signalisieren 'hier verlassen Sie den Sektor unserer Freiheit'. Das war auch der Grund, warum damals gar nicht mehr über diesen Platz verhandelt werden konnte, das hat de Gaulle richtig politisch analysiert. Und auf die ganzen Bekenntnisse danach, als alle fragten 'warum mußte man so brutal dagegen vorgehen', hat de Gaulle geantwortet: 'Es kann in keinem Ort Frankreichs einen Platz geben, der nicht von uns bestimmt wird.' Hier waren intuitiv die politischen Beweggründe ganz klar artikuliert. Das war meiner Meinung nach auch, ich will nicht sagen der zentrale, aber ein

zentraler Inhalt der Revolte, sich nämlich diesen Platz in dieser Welt zur Existenz zu erkämpfen." (Autonomie oder Ghetto, S.194)



Rollheimer-Demo 1991 in Berlin Foto: Umbruch

Um Plätze und Räume, die nicht vom Staat bestimmt werden, geht es im Grunde später bei allen Haus- und Platzbesetzungen und letztendlich auch bei den Kommunegründungen, Ökodorfgründungen und Wagenplätzen. Und mindestens alle, die schon einmal von solch einem Platz runtergeprügelt wurden, wissen, daß der Staat nie solche freien Plätze zulassen würde. Der Kampf darum wird indes immer weitergehen.

Im Juni 66 beginnen in studentischen Kreisen des SDS in Berlin die ersten konkreten Diskussionen um das Thema Kommune. Die Kommune 2 hat den Entstehungsprozeß und den Verlauf eindrucksvoll in einer detaillierten Aufarbeitung beschrieben. Die folgenden ausführlichen Zitate sollen die Atmosphäre beschreiben, in der die Idee der Kommune entstehen konnte.

„In der Diskussion trat besonders stark ein Element in den Vordergrund: die romantische Identifikation mit den Guerillas der dritten Welt." (S. 17 Kommune 2)

„Da kein revolutionäres Subjekt in Westeuropa sichtbar schien, konnte man sich den eigenen Kampf nur in zwei Formen vorstellen: entweder als Agenten der dritten Welt in Sabotagetrupps die Nervenpunkte der imperialistischen Kriegsmaschinerie anzugreifen, oder selbst in die Länder der dritten Welt zu gehen und den Kampf an Ort und Stelle zu unterstützen."

„Diesem romantischen Anspruch stand die ängstliche Frage gegenüber, ob man überhaupt individuell fähig wäre, den revolutionären Kampf aufzunehmen."

„Auf den Treffen wurde daher vorgeschlagen, daß jeder auch etwas über seine privaten Probleme sagen sollte. Äußerer Anlaß dazu war, daß Rudi Dutschke einige Tage später kam, weil seine Eltern ihn be-

sucht hatten. Das schien dem großartigen revolutionären Anspruch, den die Gruppe an sich stellen wollte, ins Gesicht zu schlagen..... Ein Revolutionär, der beflissen darauf bedacht sei, seine Eltern nicht durch unbürgerliche Kleidung und Haarschnitt vor den Kopf zu stoßen, sei eben noch weitgehend seiner bürgerlichen Herkunft verhaftet." (alles Kommune 2, S. 17 u. 18)

Nach der Jahresdelegiertenversammlung des SDS 66, Anfang September, versuchten dann 25 bis 30 Genossinnen und Genossen das revolutionäre Pathos ernst zu nehmen. Sie glaubten, „daß bewußte Gruppen den gesellschaftsverändernden Kampf aufnehmen könnten, wenn innerhalb dieser Gruppen eine enge Solidarität herzustellen wäre: unser Ziel ist das Setzen der Kommune. Setzen der Kommune ist die Voraussetzung von Praxis. Anarchistische Praxis ist die Zerstörung von Theorie. Wir haben uns vorgenommen, keine Tendenzanalyse mehr zu machen. Das bedeutet, daß Praxis augenblicklich möglich ist. Die vergangenen anarchistischen Bewegungen sind daran gescheitert, daß die Zeit noch nicht erfüllt war. Historisch gibt es jetzt erstmals eine Möglichkeit für uns...". Viele folgerten mit Marcuse, „daß der antagonistische Widerspruch der kapitalistischen Gesellschaft in der Produktionssphäre nicht mehr erfahrbar sei, sondern nur außerhalb und gegen ihn. Deshalb könnten nur herausfallende Randgruppen den revolutionären Kampf führen.... Die Wirklichkeit ist reif für die Revolution... Endlich anzufangen, nicht mehr warten zu wollen, darin waren sich alle einig." Und: „den meisten war damals schon klar, daß die individuellen Verklemmungen der bürgerlichen Vorgeschichte nur in der gemeinsamen zukünftigen Arbeit aufgehoben werden könnten."

Etwas später allerdings äußert sich Marcuse in einem Interview mit Günter Busch bezüglich seiner Einschätzung der gesellschaftlichen Situation zur Revolution bzw. zu den Bedingungen folgendermaßen: „Der Guerillakampf als solcher stellt keine fatale Bedrohung des Systems dar: auf die Dauer kann er der technischen 'Endlösung' nicht standhalten. Das System behält sich die Entscheidung vor, ob und wann es den Sieg durch totale Verbrennung und totale Vergiftung beschließen wird." (Kursbuch Nr. 9, 1967). Das bezieht er zwar auf die Situation in Vietnam, da jedoch wesentliche Teile der Kritik darum gingen, daß Deutschland an diesem Krieg beteiligt sei, z.B. als Militärbasis für die USA oder als Waffenlieferant, kann diese Aussage sicherlich auch für westdeutsche Verhältnisse gelten. Wie wir in der folgenden Geschichte der RAF in der einen, bei fast sämtlichen militanten Demonstrationen in der anderen Form gesehen haben, hat Marcuse die Lage sehr erkennend beschrieben.

Wieder zurück zu der ersten Kommunebemühung: „(Es) können nur Kollektive, in denen die Individuen wenigstens teilweise ihre

Angst überwinden können, wirklich effektive Aktionen gegen den Staatsapparat führen. Aber diese Kollektive hatten sich noch nicht entwickelt." (Kommune S. 31)

Ein wesentlicher Analyseansatz wurde in der psychoanalytischen Einschätzung des „Kleinbürgers" zum Ausdruck gebracht. Und zwar in dem Sinne, „als die Arbeits- und Verhaltensschwierigkeiten der Linken, besonders die von ihnen betonten sexuellen Schwierigkeiten, immer wieder als Neurosen bezeichnet werden". Dabei beziehen sich die Autorinnen und die Kritikerinnen mit großem I auf das, was ihnen Wilhelm Reich und Erich Fromm angeboten haben. Reich war deshalb interessant für die Studentinnen und Studenten, weil er als einer der wenigen in seinen Schriften die Verbindung der Psychonalyse zu der bestehenden bürgerlichen bzw. faschistischen Gesellschaftsstruktur gezogen hat. Jedoch: „Das Dilemma der beiden Theorien – marxistische Gesellschaftstheorie und bürgerliche Psychologie – wiederholte sich in einer falschen Alternative in der Praxis der „Neuen Linken" einerseits ein subjektives Befreiungskonzept, Aktionen müssen Spaß machen, nach ihrem politischen Zweck darf nicht gefragt werden (wie es eine Zeitlang bei der Kommune der Fall war), andererseits eine politische Tätigkeit, in der die subjektive Situation der Beteiligten überhaupt nicht mehr eingeht."

Aus dem Versuch, dieses Scheitern zu analysieren, haben sich dann zwei Richtungen herausgeschält: Die eine war die, die psychischen Probleme der Mitglieder zur vordringlichen Aufgabe zu machen, was heißt, daß vor weiterer politischer Arbeit zunächst die eigenen psychischen Probleme behandelt werden sollten. Das wollten diejenigen machen, die sich später K1 genannt haben. Weder in dem Video, das es als Rückschau über die K1 gibt, noch in dem kurzen Interview, das Antje Krüger, ebenfalls als Rückblick, in einer Zeitung etwa 89 gegeben hat, kommt jedoch dieser Aspekt der Psychoarbeit zum Vorschein. Im Vordergrund schienen die sehr spektakulären Aktionen gestanden zu haben, wie sie auch in dem Einleitungsspot dieses Aufsatzes zu finden sind.

Die andere Gruppierung hatte nicht die Vorstellung der vorrangig eigenen Psychoanalysierung, sondern: „die psychischen Schwierigkeiten würden nur in gemeinsamer politischer Arbeit überwunden." Daraus entstand, offensichtlich nach einer heftigen Debatte, der Vorschlag der Teilung oder Bildung von vielen Kommunegruppen, die sich jeweils mit einem Schwerpunktthema beschäftigen sollten.

Daraus entstand die SDS-Kommune: „Wir wollten zusammenziehen, um zusammenzuarbeiten." In den Anfangsschwierigkeiten entwickelte sich das Bedürfnis, mehr miteinander zu tun zu haben als nur zu diskutieren. Jetzt wurden alle Mahlzeiten gemeinsam eingenommen und: es wurde wieder von sich selbst, also von den subjekti-

ven Entwicklungen erzählt. Das führte dazu, sich hauptsächlich mit psychischen und neurotischen Problemen, mit Beziehungen und Gruppendynamik zu beschäftigen, während die K1, die offensichtlich kurz vorher entstand, mit dem erklärten Psychokonzept gescheitert war, und statt dessen mit vornehmlich nach außen gerichteten Aktionen antrat.

Es erscheint mir wichtig, noch einige der Zielvorstellungen der K2 zu benennen. Und zwar deshalb, weil sie mich an Wünsche erinnern, die ich auch heute noch öfter in unseren Reihen höre.

„...und das erscheint uns das Wichtigste, sie (die Kommune) versteht sich nicht als Praxis per se, sondern als funktionale Einheit, die Praxis ermöglichen soll. Sie hat also aus der Tatsache, daß wir noch keine generelle Strategie ermöglichen können, nicht den falschen Schluß gezogen, sie sei die Strategie selbst".

Der später in anderen Zusammenhängen entstandene Überlebensspruch aus dem spirituellen Indianermilieu, „Nur Stämme werden überleben!", bedeutet nämlich genau dies, daß das Leben in einem Stamm, oder hier in einer Kommune, eine Überlebensstrategie sei. Die Geschichte der Vernichtung der Indianer durch den Weißen zeigt genau das Gegenteil.

Der Versuch in der Kleinstadt: zur K3

Nach etwa einem Jahr hat sich die K2 wieder aufgelöst. Die K1 ebenso. In der eigenen Aufarbeitung des Versuchs, aus dem ich bereits ständig zitiere, heißt es als Resümee:

„Wir müssen daran erinnern, daß wir in der Kommune 2 zu dem Versuch einer 'wilden' Analyse gerade deswegen getrieben wurden, weil wir keine gemeinsame politische Arbeit entwickeln konnten. Ist die politische Organisation klar als primärer Bezugspunkt erkannt, so kann die Kommune einen erheblichen Beitrag dazu leisten, individuelle Bedürfnisse rationaler daraufhin zu überprüfen, wieweit ihre Verwirklichung dem politischen Interesse entgegensteht, und helfen, unter Umständen auf ihre Durchsetzung zu verzichten, ohne sie verdrängen zu müssen. Das betrifft zum Beispiel den Verzicht darauf, sich Luxus, Konsumgüter individuell anzueignen oder die Befreiung der Sexualität in den entfremdeten Formen von Partnertausch anzustreben."

Wenn ich hier verkürzt meist nur von Psychoanalyse gesprochen habe, dann ist damit auch das Ziel verbunden, die Befreiung der bürgerlichen verklemmten Sexualität zu erreichen. Ein Spruch, der wie viele andere Platitüden auch von der Presse dankbar breitgewalzt wurde, weil sich alle Vorverurteilungen dadurch rechtfertigen lassen, lautet: „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment". Daß dies nicht so war und nicht so praktiziert wurde,

außer in den Hirnen der Bürger, beschreibt Ilse Schwipper, eine ehemalige Gefangene aus der „Bewegung 2.Juni", die ich zu der K3 interviewt habe. Die K3 ist eine Blume aus der Stadt Wolfsburg, einer Arbeiterstadt, die sich in vielem von den Berliner Kommunen unterscheidet, auch darin, daß fast nichts publiziert wurde und alle Mitgliederinnen und Mitglieder proletarischer Herkunft waren. Die Berichte in der Presse über die Auflösung und die Verhaftung der Männer und Frauen im Juni 71 sind längst vergessen.

Ilse im August 94: „Na, nach dem Spruch der damaligen Zeit: wer einmal usw., und nach dem Motto wollten die da auch leben (die Männer in der K3). Ich habe gesagt, ich bin doch nicht verrückt, und fang jetzt an, mit jedem von Euch zu vögeln, das kommt für mich überhaupt nicht in Frage. Ich bin verliebt, und wenn ich verliebt bin, dann will ich mit dem oder der Frau, in die ich verliebt bin, dann will ich das leben, das ist meine Lustquelle. Wie wollt Ihr das überhaupt machen? Wollt Ihr Streichhölzer ziehen: Wer mit wem? Wollt ihr das ausdiskutieren oder wollt ihr das würfeln? Wenn Ihr das so machen wollt, dann bin ich weg. Damit will ich nichts zu tun haben. In meinen Augen ist das rote Prostitution. Deshalb rot, weil die linken Frauen für Euch frei verfügbar sein müssen. Ihr müßt sie noch nicht einmal bezahlen. Diese Diskussion gab es auch schon mit einigen Männern in der Kommune Mörse."

Ich kenne keine Gemeinschaft, in der freie Sexualität so gelebt wird, wie die Bürger sich das vorstellen. Die Meinung, „freie Sexualität und Liebe" würde bedeuten, mit jeder Frau schlafen zu müssen, ist jedoch auch in linken Kreisen weit verbreitet. Die Angst, die damit verbunden ist, läßt auch sofort sämtliche Blockadegitter niederrasseln. Das Ganze bleibt eine Phrase, und das eigentlich sehr wichtige Thema bleibt unter der privaten Bettdecke. Meines Wissens hat sich anfangs nur die Gemeinschaft um Otto Mühl auf dem Friedrichshof in Wien und später die der Bauhütte um Dieter Duhm damit beschäftigt.

Ich habe Ilse Schwipper gefragt, was die K3 war:

„Als ich mich einmischte, war die Studentenrevolte schon ziemlich entwickelt. Die K1 auch, und irgendwo war auch die Parole von dem 'Marsch durch die Institutionen' ausgegeben. Ich habe mich immer zerrissen gefühlt: in die Institutionen gehen oder etwas konkret zu verändern. Da hast Du Mittel, einen Apparat, den man nutzen kann. Geht das? Vielmehr gereizt hat mich die Idee des Lebens, das jenseits der Kleinfamilie liegt. Ich hatte ja in Ansätzen, als Kind – da nannte man das nur nicht Kommune – auf dem Land mit vielen Menschen zusammengelebt. Ich bin dann 69 in die SPD rein. Da habe ich jemanden kennengelernt, der hieß Christian. Der lebte in einer reinen Männerkommune, in Mörse. Mörse ist ein Dorf, etwa sieben Kilometer von Wolfsburg entfernt. Bin da hin in die Kommune, hab mir das an-

geguckt, was die da machen. Da hat mir aber ganz viel gefehlt. Aber ich habe dort Kontakt gehabt zu vielen Sachen, die aus Berlin gekommen sind. Was in der K1 lief, damit habe ich mich beschäftigt, und was in der K2. Es ging ja auch um antiautoritäre Erziehung, um die Entwicklung der Kinderläden. Also die Entwicklung der Kinderläden ist ganz eng mit der K2 verbunden.

Und die K1, das waren wieder mehr Langhans, Obermeier, Kunzelmann und Fritz Teufel, die sich als Situationisten begriffen haben, also, die keine Kunst im kapitalistischen üblichen Sinne gemacht haben, sondern für sie war Leben Kunst. Und da es auch politisch gegen den Vietnamkrieg ging, war für sie völlig klar, daß provokante Aktionen in dieser Richtung gemacht wurden. Mit den Mörsern habe ich was zusammen gemacht. Das hängt ja auch mit der Entwicklung der K3 zusammen. Da ist dann nämlich Christian wegen eines versuchten Banküberfalls verhaftet worden, und die ganzen Mörser sind auseinandergefallen. Nach der Verhaftung von Christian waren die restlichen Kommune-Mörse-Mitglieder nicht nur in ihrer Angst vor Repression befangen, sondern plötzlich war der Collegeabschluß wieder vorrangiges Ziel. In der Zeit der Vorbereitung zu diesem Prozeß hat sich dann die K3 etabliert. Ich habe dann in Wolfsburg Leute gesucht, die einmal bereit sind, den Prozeß mit vorzubereiten, politisch, und zum anderen auch mal darüber nachzudenken, was wir in dieser Kleinstadt eigentlich machen, die Stadt, die den größten Automobilkonzern Europas beheimatet zum einen, zum anderen auf nationalsozialistischen Reißbrettern entstanden war und von KZ-Häftlingen und ausländischen Zwangsarbeitern und Arbeiterinnen errichtet wurde.

Die K3 entstand nach dem Verfall der Mörser Kommune und fällt zusammen mit meinem Rausschmiß bei den Jungsozialistinnen, wobei danach ein politischer Radikalisierungsprozeß einsetzte. Das alles hier genau zu erzählen, würde den Rahmen dieses Interviews zu dem Buch sprengen.

In der K3 haben wir dann unter anderem auch das Konzept der Stadtguerilla diskutiert. Aber nicht nur. Im Vordergrund stand, ohne daß wir das damals so benannt haben, die Kulturrevolution. Das hat sich alles in einer 3-Zimmerwohnung abgespielt, in der ich während meiner Ehe gelebt habe. Mein damaliger Mann verließ diese Wohnung, nachdem klar war, daß ich mich von ihm nicht entpolitisieren lassen wollte auf Heimchen am Herd.

Er hat mir dann mit den drei Kindern die Wohnung gelassen. Ich war so vermessen, daß ich in einer Drei-Zimmerwohnung, in einer Arbeiterstadt eine Kommune haben wollte. Ich habe mir im Laufe eines halben Jahres die Leute gesucht, die das wollten. Wir hatten eine ziemliche Fluktuation, aber wir waren schon ein fester Kern. Was aber ein besonderes Merkmal der K3 war, das war, daß mit den Typen nur

eine Frau lebte, und das war ich mit meinen drei Kindern. Es ist keine andere Frau aus Wolfsburg dazugekommen. Sie hatten zwar alle Freundinnen, die Jungs, aber die wollten nicht in der Kommune leben. Die Frauen lebten zusammen mit ihren Eltern und wollten da auch bleiben. Aber für uns stand dann im Vordergrund, weil wir auch Kinder hatten, am Beispiel der Berliner Kinderläden antiautoritäre Erziehung zu schaffen. Aber nicht nur das. Die Vorgeschichte der K3 spielt auch eine Rolle. Die politische Aktion mit dem Kinderheim, welches ich noch in der Jusozeit begonnen hatte, und mit der Mörser Kommune.

Ja, der Slogan von damals: Wir wollen alles! Wir wollten die Familienstrukturen aufreißen, wir wollten keine Kleinfamilie mehr haben, wir wollten die ganzen Erziehungsmethoden verändern, wir wollten für uns andere Strukturen haben. Wir haben uns gedacht, wenn wir da in dem Arbeiterviertel etwas leben, dann kommen andere vielleicht auch auf die Idee, daß es noch etwas anderes gibt außer lohnabhängige Arbeit. Aber was uns auch immer sehr begeistert hatte, das waren die wirklich provokativen Aktionen der K1, die ja auch immer einen politischen Hintergrund hatten. Wir wollten nicht nur für uns besser leben und nicht mehr isoliert sein, sondern wir wollten das auch mit politischer Arbeit verbinden, die etwas gesellschaftlich bewegt, die Verhältnisse zum Tanzen bringen. Ich denke mir, das hat die Kommunen, die in den Städten entstanden sind, unterschieden von denen, die aufs Land gegangen sind."

Die K3 existierte von März 1970 bis Mitte 1971.

Freie Sexualität und Liebe als politischer Inhalt

Aus diesen anfänglichen Versuchen, Gemeinschaften zu gründen und ganzheitlich zu leben, haben sich einige Wege entwickelt. Unter ganzheitlich wurden die drei Pfeiler Ökonomie, Sexualität und Politik verstanden. Die sich entwickelnden Wege nehmen jedoch jeweils nur einen Teilaspekt dieser Ganzheitlichkeit auf. Das ganzheitliche Modell jedoch wurde nirgendwo realisiert.

Der Ansatz, über die Veränderung bürgerlicher Sexualität gesellschaftliche Veränderung herbeizuführen, ist in unseren Kreisen heftig umstritten und wird in der bisher vorgeführten Form verurteilt. Auf diesen Ansatz und die sich damit identifizierenden Gemeinschaften will ich dennoch eingehen. Das erste Projekt, das in diesem Punkt von sich reden gemacht hat, war der Friedrichshof in Wien mit seinem Begründer Otto Mühl. Otto Mühl mußte sich 91 in einem Prozeß wegen Vergewaltigung und sexuellen Mißbrauchs von Kindern verantworten. Er wurde zu sieben Jahren Knast verurteilt. Die Kommune im Friedrichshof hat sich anschließend aufgelöst. Mühl ist mir in Erinnerung,

Uwe Kurzbein

SCHRITTWEISE

Geschichte der Kommunebewegung aus persönlicher Sicht

In meinem Bücherschrank habe ich einen dünnen, kleinen Band mit dem Titel: „Das Revolutionslexikon-Taschenbuch der außerparlamentarischen Opposition“ gefunden. Das Heft ist 1968 von Peter Weight erschienen. Es erklärt der damals sehr verwirrten, von den Massenmedien völlig verunsicherten und sehr einseitig informierten Bevölkerung außerhalb der „Politszene“ die wesentlichsten Begriffe und Inhalte der studentischen Revolte in dieser Zeit. Ich habe es 1970 in Braunschweig auf einem Büchertisch in der Mensa erstanden, nachdem die Welle aus den Metropolen nun auch die Provinz erreicht hatte.

Heute mögen wir über diese Beschreibung des Begriffs „Kommune“ schmunzeln. Wir blicken mittlerweile auf eine 3ojährige Entwicklung zurück. Es hat sich einiges verändert. Aber vieles, was seinerzeit formuliert wurde, sitzt heute noch gewissermaßen wie ein Bazillus in meinem Kopf.

In dem Wust der Publikationen, die sich mit Alternativen befassen, habe ich lediglich vier Bücher von Substanz gefunden, die Aussagen zur Lage machen. Das erste ist der Bericht von der K2 über ihren Kommuneversuch und die ersten Überlegungen. Das zweite, ebenfalls eine sehr umfangreiche Darstellung zum eigenen Versuch, ist das Buch „Das AA Modell“ von Otto Mühl und seinen Freundinnen und Freunden, die den Friedrichshof bei Wien gegründet haben. Darauf gehe ich allerdings nur am Rande ein. Dann liegt mir das Buch von Klaus-B.Vollmar „Alternative Selbstorganisation auf dem Lande“ (1976) vor, in dem er einige Landkommunen beschreibt, und als viertes letztlich Harald Glätzer „Landkommunen in der BRD“, 1978, der sich teilweise auf Vollmar bezieht.

Mir liegen die Selbstdarstellungen der jetzt bestehenden Kommunen vor, ebenso Zeitungsberichte vornehmlich aus der TAZ und aus der „Contraste“. Alles in allem ist literarisch die Lage jedoch trostlos. Auch meine Besuche in dem Anarchiv bei dem Anarchisten Stohwasser waren nicht ergiebig. Ich habe den Eindruck, daß die Menschen in den Kommunen nicht zu den linken Theoretikern und Schreiberlingen gehören. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß Handarbeit gefragt ist. In der feindlichen kapitalistischen westlichen Welt des weißen

weil er 72 etwa in einer spektakulären „Theateraktion" auf der Bühne der Hochschule für bildende Künste in Braunschweig ein Schwein geschlachtet und die Gedärme seinen Mitspielern umgehängt hat. Im Friedrichshof haben in guten Zeiten über 400 Menschen gelebt. In dem von ihnen herausgegebenen Buch „Das AA Modell" ist folgendes Kommunemanifest enthalten (1973): (AAO – Aktionsanalytische Organisation)

„Der Versuch, in Kommunen zu leben, ist ein wichtiges gesellschaftliches Experiment, das die Weiterentwicklung und Veränderung der gegenwärtigen Kleinunfamiliengesellschaft auf lange Sicht hin ermöglicht.

In der Kommunegesellschaft herrscht freie Sexualität. Die Zweierbeziehung, eine Krankheit des Kleinfamilienmenschen, existiert nicht. Es gibt in der Kommune keinen Besitz an Personen und keine sexuellen Verpflichtungen. In einer gut funktionierenden Kommune gibt es keine Eifersucht, da alle die Möglichkeit zur sexuellen Befriedigung haben.

Kinder wachsen in der Kommune ohne Sexualunterdrückung auf. Die Unterdrückung der Sexualität in der Kleinfamiliengesellschaft, besonders die Unterdrückung der Kindersexualität, bedeutet schwerste Schädigung der Kinder im frühesten Alter: Angst, Aggression, asoziales Verhalten, Depression, Anfälligkeit für körperliche Krankheiten, Neigungen zu Unfällen, Eßschwierigkeiten, Verdauungsstörungen, Bettnässen, Nägelbeißen usw. Außerdem ist die Unterdrückung der Sexualität für das sexuelle Chaos, das in der Kleinfamiliengesellschaft herrscht, Prostitution, Geschlechtskrankheiten verantwortlich.....

Die Verteidigungssysteme, die Waffensysteme, Rüstungen der Kleinfamilienstaaten sind nichts anderes als die muskulären Körperpanzerungen des Kleinfamilienmenschen..." usw.

Besser als in diesem Auszug aus dem Kommunemanifest kann nicht beschrieben werden, worum es seinerzeit gegangen ist. Einige meiner Bekannten, die längere Zeit auf dem Friedrichshof gelebt haben, berichteten mir, daß sich dort jedoch feste Hierarchien, Unterdrückungsmechanismen, Restriktionen entwickelt haben.

1978 wurde der Ansatz, die Gesellschaft über die Veränderung sexueller Struktur zu verändern, von Dieter Duhm weitergeführt und parallel in Schwand, in der „Bauhütte" und später als „Meiga" am Bodensee, nach der Grenzöffnung in Belzig, in der ehemaligen DDR, im „ZEGG – Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung" vorangetrieben. In der ersten Phase des Projektes haben etwa 50 Menschen über drei Jahre in Schwand gelebt und in Form eines sozialen Experimentes sich selbst und ihre Möglichkeiten erfahren. Die praktizierten Übungen, vor allem die SD (Selbstdarstellung), und viele andere, erin-

nern an psychotherapeutische Methoden. Die zentralen Sätze dieser Idee: „Jeder Mann ist für jede Frau da, jede Frau ist für jeden Mann da". Das ZEGG, das in den letzten Jahren von den Frauen und Männern aufgebaut wurde, wird von auffallend vielen meist jungen Menschen besucht. Es wird in der dem Projekt eigenen Selbstüberschätzung „Universität" genannt. Ihre Idee ist, das Wissen vor allem des New Age und der Spiritualität, besonders der nordamerikanischen Indianer mit der neuen Wissenschaft, ganz besonders der Physik zusammenzufassen und eine neue Information, nämlich die der Liebe, in die Informationssphäre dieses Universums, hineinzugeben. Die Frauen und Männer beziehen sich unter anderem auf den Wissenschaftler Rupert Sheldrake, der ihnen mit der Idee der morphogenetischen Felder eine Strategie der Gesellschaftsveränderung geliefert hat. Sinngemäß sollen überall auf der Welt Zentren der Liebe, Heilungsbiotope entstehen, so daß irgendwann ein kritischer Punkt erreicht wird und die Welt sich verändert.

Die Kritik aus der linken Szene bezieht sich unter anderem auf die patriarchalen Strukturen, auf die Ausbeutungsmethode, das Wissen der vom Untergang bedrohten Völker abzuschöpfen, wobei gerade die westliche Welt diesen Untergang provoziert hat. Die Kritik vieler Frauen ist, daß nach ihrer Meinung alles wieder zu Lasten der Frauen geht. Die Männer sollen sich gesundbumsen, dann sei die Welt in Ordnung.

An dieser Stelle sei auf die Zusammenstellung in der Broschüre „Zeggsismus" verwiesen, die von den rosaroten Pantherinnen in Berlin anläßlich des Projektes „ZEGG" Anfang 1995 herausgegeben wurde. Hier ist die Kritik am ZEGG zusammengefaßt und mit einer gesellschaftlichen Einschätzung verbunden dargestellt.

Ganz besonders wird die These kritisiert, daß die „Frauen" sich wieder einer Rolle annehmen sollen, nämlich die, in der Beziehung oder Gemeinschaft für das soziale Miteinander zu sorgen, weil sie es sind, die es am besten können. Die Männer, so wird befürchtet, könnten dann so bleiben, wie sie sind. Es wird weder die normierte Heterosexualität hinterfragt, noch wird Schwul- oder Lesbischsein thematisiert. In der ZEGG-Ideologie scheint es so etwas nicht zu geben. Für die Kritiker und Kritikerinnen ist das ein Schritt zurück in das bürgerliche Rollenverhalten der Frauen und der Männer. Das ZEGG ist außerdem hierarchisch und als Kapitalgesellschaft organisiert.

Ich selbst war einmal am Bodensee in ihrer Gemeinschaft und einmal im ZEGG. Meine Kritik setzt in erster Linie bei den offensichtlichen Suchtstrukturen an, die sich in einem nicht übersehbaren Alkohol- und Nikotingenuß gezeigt haben. Interessant für mich scheint neben den anderen Kritikansätzen auch die Frage zu sein, wieweit diese sogenannte freie Sexualität unter anderem auch in ihrem transforma-

torischen Bordell geradewegs in Suchtkreisläufe hineinführt. Was jedoch ebenfalls unübersehbar war, das war die dominierende und tragende Rolle der Frauen.

Der ökonomische Ansatz

Der ökonomische Ansatz fand sich in den vielen tausend kleinen Kollektiven wieder, die sich in den 70ern gebildet haben, damals noch mit dem hehren Anspruch, kollektiv zu arbeiten, selbstbestimmt, gleichberechtigt, natürlich ohne Chef. Dieser Anspruch ist im Laufe der Jahre stark gebeutelt worden. Viele Kollektivmitarbeiter, die mittlerweile Eigentümer des Betriebes geworden sind und Angestellte beschäftigen, antworten mir auf die Frage, wieso sie ihre Ideale verloren haben: „Ich mußte! Die Jungs wollen gar nicht mehr die Verantwortung übernehmen. Ich finde einfach keine Leute mehr, die kollektiv arbeiten wollen. Was soll ich nur machen. So ist die Welt. Kein Verlaß!“ Alle Kollektive, die ich von Beginn an kenne, sind mit Professionalität und mit Schulden im sicheren Hafen des kleinkapitalistischen Unternehmertums gelandet. Aber es gibt natürlich noch viele, die es immer wieder versuchen.

Der politische Ansatz wurde in den vielen Bürgerinitiativen und sonstigen Feierabendbeschäftigungen verwirklicht. Die Idee allein eine Gemeinschaft zu leben, in der ganzheitlich alles zusammen gelebt und erlebt werden kann, schien in den frühen 70ern für viele nicht relevant gewesen zu sein. Letztlich schienen die Erfahrungen der K1 mit dem riesigen Pressewirbel zu zeigen, daß dieses Leben nicht erstrebenswert sei. Zudem hatten die K1, K2 und die K3 es nicht geschafft, Kommune als politisches Lebensmodell vorzuführen.

Es ist ein Bruch zu erkennen. Diejenigen Gemeinschaften, die dann in den frühen 70ern entstanden sind, scheinen etwas völlig anderes gewesen zu sein als das, was die Menschen in K1 und K2 und K3 versucht haben.

Die „Familienkommunen“

Der zweite, der sich neben Vollmar mit der Kommune und den Gemeinschaften literarisch beschäftigt hat, ist Helmut Glätzer. Sein Buch „Landkommunen in der BRD, Flucht oder konkrete Utopie“ ist 78 herausgekommen. Darin gliedert er seine Bobachtungen in Phasen auf, von denen die erste die ist, die ich soeben geschildert habe. Ich kann das gut nachvollziehen und werde versuchen, mich seinen Phasen anzuschließen.

Die 2. Phase, die er beobachtet hat, liegt in den Jahren 7o bis 72, in der sich Widerstandsbewegungen und die damit verbundenen Sub-



Plenum 1 *Zeichnung: A.Schirmer*

kulturen entwickelt haben. Nach meiner Auflistung sind in dieser Zeit Gemeinschaften entstanden, die ich als „Familienkommunen" bezeichne. Von diesen Kommunen ist mir keine persönlich bekannt. In den Vernetzungslisten erscheinen sie nicht mehr. Die Familie Hesselbach hat sich etwa 199o aufgelöst. Der letzte dieser Gemeinschaft auf dem Kommunehof, Uwe v. Trotha, hatte keine Lust mehr, sich mit mir über dieses Thema überhaupt zu unterhalten. Als Quelle muß mir Glätzer an dieser Stelle deshalb genügen. Er hat die Gemeinschaften besucht: die X-Kommune, die Bülitz-Kommune, die Wassermühlen-Familie. So zitiert er aus den Arbeitsblättern der Kommune „Die Ober-mühlen-Familie": „Der Name Familie erhebt ganz bewußt einen Anspruch.... wir versuchen mehr zu sein als nur eine Wohngemeinschaft... wir versuchen ganz bewußt innerhalb unserer Gemeinschaft und zusammen mit anderen Gemeinschaften, uns gegenseitig die Möglichkeit zu einer lebensfähigen, politischen Alternative zu geben, uns von Konditionierungen zu lösen und auf geistigem Wege miteinander zu wachsen" (Arbeitstexte Nr. 16, 1975 aus Glätzer). Und: „Ganzheitliche Systeme, das ist ein Thema. Das ist eigentlich die neue Spiritualität des neuen Zeitalters, reflektiert natürlich, daß heißt kritisch betrachtet.... Wir haben schon einmal nachgedacht, es soll z. B. keine Kohle kosten, man soll für Spiritualität nichts bezahlen." (Wind Nr. 1, S. 4.aus Glätzer).

„Wir sind Lernende... Wir sind unsere eigenen Lehrer... Wir sind die Verwalter unseres Lebens... Wir sind Weltbürger... Unsere Ehrerbietung und Respekt gehört der Gemeinschaft unserer Sippen, und so

geben wir das Beste gemäß unserem Bewußtsein". (Arbeitsblätter Nr. 16, 1975)

Hier wird ein Inhalt formuliert, die Spiritualität kostenlos und mit einem erheblichen Pathos anzubieten. Mir ist nicht bekannt, daß dieser Ansatz, außer in den religiösen Gemeinschaften, in den Kommunen bisher eine nennenswerte Resonanz gefunden hat. Die Idee, daß zum ganzheitlichen Leben auch die Spiritualität gehört, gewinnt erst in diesen Tagen langsam an Bedeutung. Mittlerweile hat die Spiritualität einen Boom erfahren und ist marktwirtschaftlich konsequent verarbeitet worden. Die Skepsis in unseren Kreisen ist unübersehbar.

Die revolutionären Schäferinnen und Schäfer

Etwa um 1975 setzt jetzt die 3. Phase ein. Es entstehen Gemeinschaften mit 10 bis 30 Menschen, es werden große Anwesen erworben, es entstehen tragfähige Betriebe.

Besonders und bedeutend für die gesamte Allgäuregion entwickelt sich in diesen Jahren, von 71 an, mit einer politischen aktiven Vorgeschichte die Schäfereigenossenschaft Finkhof in Arnach. In dem Buch „Der lange Marsch zum kollektiven Leben", das einer der ersten, nämlich Wilfried Leupolz geschrieben hat, schildert dieser die Anfänge:

„Wir Provinzlinke begruben unseren Bakunin und lasen dafür Lenin. Die Arbeiterschaft galt es zu radikalisieren. Die Devise hieß: „Raus aus der Schule, das Proletariat agitieren! Gefühl und Kopf fingen sich langsam an zu spalten, die Pubertät kündigte ihr Ende an. Wir fanden uns wieder in Betrieben, öffentlichen Ämtern und Heimen, um unser politisches Werk zu vollenden.... Der Bauch sagte: Vorsicht! Verliert Euch nicht, biedert Euch nicht an, ihr seid nicht dazu geschaffen, in den Fabriken zu verblöden. Kooperation und freiheitlicher Kommunismus jetzt. Wir waren in die Kommune gezogen, einen alten Bauernhof am Stadtrand, den Finkhof. Wir hackten den Heiligenfiguren die Köpfe ab und klemmten sie ihnen unter den Arm. Das Recht des Bauches trotz der Abschreckung auf Arbeiterklasse und bürgerlicher Nachbarschaft. Mehr Kommunen entstanden nach unserem Vorbild". (Leupolz S. 11)

An anderer Stelle: „Die Begegnung mit Longo Mai im Winter 1974: junge Menschen lachen, streiten, raufen sich, weinen und schlagen sich.... Mittags kommen wir an. La premiere reflexe! Großartig südliche Gehöfte, lachende junge Menschen, Pferde, Traktoren, Kühe und Schafe, riesige Weiden und große Äcker. Wir werden freundlich empfangen, es gibt Kaffee, selbstgebackenes Brot und Käse. Mein Gefühl sagt mir, hier ist das, was Du gesucht hast." (Leupolz S.13)

Das Gefühl, der Bauch hat gewonnen, trotz eines leicht bitteren Nachgeschmacks, denn „Longo Mai war auch die hierarchisch aggres-

sive und wölfische Gruppe... straff organisiert, jeder die Stufe seiner sozialen Hierarchie verteidigend, bestrebt, möglichst nach oben aufzusteigen... Sie wollten nicht eine Gemeinschaft der Schwachen, sondern das Rudel der Starken sein, in dem es sich jede Minute zu bewähren galt. So wurde Longo Mai zwiespältiger Anstoß für meine eigenen Pläne." (Leupolz S.15)

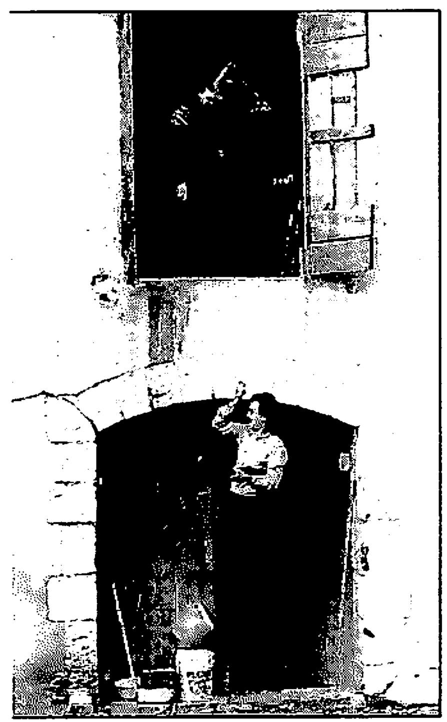


Foto: J. Eiden

Auffallend ist, daß jetzt nicht mehr politisch analysiert wird wie in den Jahren davor. Die revolutionäre Gruppe ist kein Thema mehr. Auch nicht mehr die theoretische Auseinandersetzung mit dem Staat und der Gesellschaft. Die wurde zwangsläufig durch aufreibende Kämpfe um Weideplätze und Hütewege ersetzt.

1977 beginnt der Deutsche Herbst. Die Auseinandersetzungen zwischen der RAF und dem Staatsapparat erreichen einen neuen Höhepunkt. Stammheim, Mogadischu, das Sterben von Jan-Karl Raspe, Andreas Baader und Gudrun Ensslin, die Attentate auf Buback, Ponto und Schleyer seien hier lediglich als Schlaglichter genannt. Oliver Tolmein hat 1992 in dem Buch „Stammheim Vergessen – Deutschlands Aufbruch und die RAF" diese Zeit sehr detailliert und kritisch aufgearbeitet. Es sei hier darauf lediglich verwiesen.

In diesem Jahr findet für den Finkhof ein Neubeginn statt: „Die europäische Genossenschaftsbewegung" – Statement aus dem Leupolztext:

„In Wirklichkeit sind die Staaten Europas weiter voneinander entfernt als jemals zuvor. Nationale Habsucht behindert die Nationen daran, zusammenzufinden. Deshalb haben wir beschlossen, europäische Gemeinschaften zu schaffen. Auf der Grundlage der Menschenrechte sollen sie als Keimzellen eines demokratischen und friedlichen Europas wirken. Die Probleme der Umweltzerstörung, der Arbeitslosigkeit und der Haltlosigkeit sind keine nationalen Probleme mehr. Deshalb müssen wir sie auch über die Grenzen der Vielstaaterei hinaus angehen. Als wirtschaftliche Form unserer Arbeit haben wir die Genossenschaft gewählt. Das Hauptmotiv jedoch war vielmehr der alte Urinstinkt, der Menschheitstraum vom kollektiven Leben!" (Leupolz S. 35)

Den Finkhof gibt es heute noch, und er hat sich wirtschaftlich und kommunitär gefestigt. Mittlerweile ist er ein mittelständischer Betrieb geworden und unter den Kommunen fest etabliert.

Eine zweite Schäferei hat sich, ebenfalls in Süddeutschland fast zur gleichen Zeit entwickelt, mit ähnlichen Inspirationen, nämlich die von Longo Mai und ebenfalls mit einem europäischen Anspruch. Das ist die europäische Pioniersiedling Reinighof im Pfälzer Wald.

Wolfgang Rapp hat anläßlich des 12jährigen Jubiläums einen Bericht über die Enstehung geschrieben: „Unsere Sympathie mit der RAF basierte nicht darauf, daß wir deren Aktionen für erfolgversprechend hielten, sondern auf einer wachsenden ohnmächtigen Wut, die in uns nagte.“ Und weiter:

„Im politischen Deutschland begann der Herbst. In Stammheim rächte sich die 'Wehrhafte Demokratie' an denen, die sie herausgefordert und beleidigt hatten. Sondergesetze, Sondergefängnisse und ein riesiger Polizeiapparat wurden aus dem Boden gestampft gegen zwei Dutzend junger Menschen, die angeblich diese Demokratie bedrohten. Polizeistrategen nutzten die Hysterie zu einer gewaltigen Einschüchterungs- und Diffamierungskampagne gegen die kritische Jugend, gegen Linke und Liberale, und wenn das Feuerchen zu verlöschen drohte, sorgte der Verfassungsschutz selbst für neuen Brennstoff. Die deutschen Bürger hatten ihren Politthriller life, und jeder durfte als Hilfskommissar mitspielen... Gleichzeitig hatten wir lange genug geredet und geträumt von irgendeiner anderen, besseren Art zu kämpfen und zu leben, von Selbstbestimmung, Gemeinschaft und Natur. Vielleicht war es unsere Rettung, daß wir den Ausstieg wagten.... Wir waren überzeugter denn je von unserer Idee einer landwirtschaftlichen Kooperative, eines Stammes, einer Großfamilie.“ (S. 3) Longo Mai war Pate dieser Gemeinschaft. Die Trennung voneinander erfolgte erst, nachdem Longo Mai versuchte, „den Reinighof und die Kommune in ihr eigenes Konzept zu integrieren“. Auch der Reinighof hat sich entwickelt, und nunmehr, nach über 18 Jahren, ist er und sind die Menschen dieser Gemeinschaft aus der Kommunelandschaft nicht mehr wegzudenken.

Eine andere Gemeinschaft hat in dieser Zeit von sich reden gemacht. Karl-Ludwig Schibel und Bernd Leineweber, deren Texte Anfang der 70er an der Uni Frankfurt heiß diskutiert wurden, beschreiben 1978 in „Autonomie oder Getto?“ ihren Anfang: „Als zu Beginn der siebziger Jahre sich bei uns (in Frankfurt) die Vorstellung verdichtete, zu mehreren aufs Land zu ziehen, stellte sich unsere Entscheidung etwa so dar: Wir hören auf, in Institutionen, in unserem Fall Schule und Universität, zu arbeiten und linke Politik zu machen, und gehen aus der Stadt raus....., weil wir etwas anderes machen wollten: in einer kleinen überschaubaren Gruppe gemeinsam den Alltag orga-

nisieren, uns aus Marktzusammenhängen möglichst raushalten und soweit wie möglich unsere Lebensmittel selbst zu produzieren." Und weiter: „Die Bewegung, so meinten wir, kann schon eine Weile auf uns verzichten, wenigstens solange, bis für uns klar geworden ist, ob wir da einer privaten Spinnerei verfallen sind oder ob das Projekt trägt; ob andere Projekte entstehen, Kooperationszusammenhänge mit Gruppen in der Stadt; ob wir, Kopfarbeiter, die aufs Land ziehen, Erfahrungen machen, die über die Biographien der Beteiligten hinaus von Interesse sind.... Bevor wir hierher kamen, war alles vergleichsweise klar. Wir wollten, daß auf dem Hof jeder möglichst selbstbestimmt und lustvoll arbeiten kann, so um die sechs Stunden am Tag. Auch wie wir die Arbeit würden organisieren müssen, um das zu erreichen, war uns klar. Insbesondere hatten wir im Sinn, Hand- und Kopfarbeit zu verbinden."

Später sind Schibel und Leineweber mit Freunden nach Umbrien in die Berge ausgewandert und haben dort in einem einsamen Tal das Projekt Utopiagga begonnen.

Die Gemeinschaft in der verarmten Bergregion gibt es heute noch. Meines Wissens leben dort etwa 25 Erwachsene und viele Kinder. Die Selbstversorgung muß durch fremdbestimmte Arbeit in der reichen BRD ergänzt werden.

Hand und Kopfarbeit miteinander zu verbinden, taucht in den Kommunebeschreibungen immer wieder auf, vor allem dann, wenn es sich vornehmlich um Menschen handelt, die intellektuell und nicht handwerklich gearbeitet haben. Die Menschen in meiner Gemeinschaft, allesamt Handwerkerinnen und Handwerker, haben diesen Anspruch noch nie formuliert.

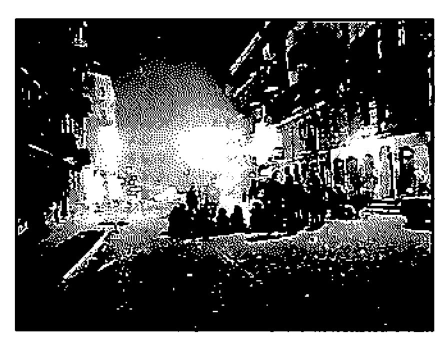
Von 1975 an entsteht zwischen Nieder- und Oberursel in der Krebsmühle die Arbeiterselbsthilfe Frankfurt (ASH). Wie sie in der TAZ-Beilage „Betriebszeitung" 1980 berichten, leben in diesem Arbeitszusammenhang 28 erwachsene Genossen und Genossinnen. Sie haben dort mehrere Betriebszweige aufgebaut, mit denen sie sich ökonomisch über Wasser halten.

Auffallend ist bei fast allen Selbstdarstellungen der Kommunen, daß die Politik, die sich über Sprache ausdrückt, eine völlig andere ist als die der K2-Leute. Das ist nicht auf die Kommunen der 70er begrenzt, sondern umfaßt im wesentlichen alle Kommunen bis heute. Insofern scheint in den Kommunen Gesellschaftskritik zwar gelebt, aber nicht mehr formuliert zu werden. Die Formulierungen begrenzen sich auf die globale Erkenntnis, daß die Welt langsam zugrunde geht. Die Kritik erschöpft sich in dem Bemühen, gemeinsames Arbeiten, gemeinsames Wohnen, gemeinsame Kasse und ansatzweise gemeinsames soziales Miteinander aufzubauen. Die politische Analyse fehlt, die soziale ebenfalls, und die gemeinsame politische Basis ist eben-

falls schwach ausgebildet. Direkte Bezüge zu den jeweils aktuellen gesellschaftlichen Ereignissen sind kaum zu erkennen.

Ein weiteres allerdings fällt auch auf: Viele Kommunen, die sich zuerst die materielle Basis eingerichtet und die sozialen Probleme dem Lauf gruppendynamischer Gesetzmäßigkeiten überlassen haben, schaffen die ersten Schwierigkeiten und kommen wirtschaftlich einigermaßen über die Runden. Meine Erfahrung ist jedoch, daß alle Gemeinschaften an den Punkt kommen, an dem sie sich mit den inneren Beziehungs- und Sozialisationsstrukturen aktiv auseinandersetzen müssen. Auf dem Höhepunkt von Streß, Frust, Depression, Streit, Nerv, also wenn Beziehungsschwierigkeiten das Leben unerträglich machen, steht immer wieder die kaum zu beantwortende Frage an: Warum sind wir eigentlich zusammen und was wollen wir voneinander?

Die Antworten in meiner Gemeinschaft reichen in ständiger Wiederholung von: „Ich will mit Euch zusammen versuchen, die Welt zu verändern", über „Es ist halt leichter, hier zu existieren als woanders" bis „Na ja, eigentlich will ich mit Dir gar nichts mehr zu tun haben, ich finde, die Beziehungen sind hier ausgelaugt."





links: Mainzer Straße, 1990
rechts: Demo in Berlin *Fotos: Umbruch*

Hausbesetzungen

Ich will mich noch einmal vom Land wieder zurück in die Metropole begeben, weil gerade in den 70ern eine Bewegung einsetzt, die erst heute langsam ausläuft. Damit meine ich die zunehmenden Hausbesetzungen. Frankfurt Westend, Berlin, Freiburg-Dreisamseck, Hafenstrasse werden Symbole des militanten Widerstandes gegen die Staatsmacht, die mit allen Mitteln versucht hat und heute immer noch versucht, diese Freiräume mit Wasserwerfern, Knüppeln, Gas, Abbruchbirnen zu zerstören. Exterritoriale Räume, gesetzesfreie Räume darf es in der BRD wie in keinem anderen Land der Welt nicht geben. Mit den Hausbesetzungen wird der Staat direkt in seinen Strukturele-

menten „Eigentum, Familie, Gewaltmonopol" angegriffen. Bekannte Beispiele sind die „Hafenstrasse in Hamburg", und das „Georg v. Rauch-Haus" in Berlin.

Eine leerstehende Fabrik am Mariannenplatz in Berlin wurde am 3. 7.72 von etwa 600 Jugendlichen besetzt und in das „Georg v. Rauch-Haus" umbenannt. Anlaß dazu, in das Haus zu ziehen, waren die Verhandlungen, die in der Zeit davor mit dem städtischen Bezirksamt geführt wurden, weil nach Darstellung der Initiatoren dort ein 2. Jugendzentrum aufgebaut werden sollte. Das wurde als Versuch verstanden, die dortige Jugendszene zu spalten. Im Anschluß an ein teach-in an der TU anläßlich der Ermordung von Georg v. Rauch und der Verurteilung von Kunzelmann wurde das Haus mit dem Ziel besetzt, dort möglichst viele Initiativen unterzubringen. Mir liegen keine Informationen vor, inwieweit in dem Rauchhaus gemeinschaftliches Leben im Sinne von Kommune entstanden ist und welche Probleme sich dabei eingestellt haben. Die Hausbesetzerbewegung hat jedoch zumindest im Ansatz alle Arten, alle Facetten des Zusammenlebens entwickelt, die wir uns vorstellen können. Kommunen jedoch, wie ich sie bisher beschrieben habe, nämlich als Versuch, Ökonomie, Wohnen und soziales Miteinander zu verbinden, gibt es in den Städten nicht allzu oft. In unserer Kommuneszene gibt es lediglich das Wohnprojekt Zorrow in der Grüntaler Strasse in Berlin. Meine Mitautoren Uwe Schneider und Thomas Dietrich Lehmann haben ihre Aufsätze auf diesem Erfahrungshintergrund geschrieben, so daß ich auf dieses Projekt nicht weiter eingehen muß.

Die Idee, über eigene befreite Räume zu verfügen, ist unverkennbar in den Köpfen der Städterinnen und Städter politisch eine unbändige Sehnsucht. Anderes Leben ist nur in möglichst freien Räumen denkbar. Insofern muß die Tendenz dahin gehen, diese Räume zu festigen und zu sichern. Die Absicherung dieser besetzten Freiräume läßt sich militärisch gegen die 1981 einsetzenden brutalen Räumungen durch die Polizei nicht durchsetzen. In diesem Spannungsfeld der militanten Verteidigung und der oft auch möglichen Legalisierung über Miet-, Pacht- oder Kaufverträge haben sich die Besetzerinnen mit großem I zu entscheiden. 1984 wird das vorerst letzte besetzte Haus legalisiert. 1990 setzt im Osten der Stadt mit dem Untergang der DDR erneut eine Besetzerinnenbewegung ein.

Heute steht, politisch neben Christiania in Kopenhagen einzigartig, die „Hamburger Hafenstrasse". Erst Anfang 1996 stimmt der Hamburger Senat einer jahrelang geforderten Legalisierung zu. Nach heftigen militanten Auseinandersetzungen etwa ab 1982 sind die Häuser besetzt geblieben und nie vollständig geräumt worden. Für die Politiker sind solche Räume, von denen sie nach den von ihnen gemachten Erfahrungen annehmen, daß gerichtliche Anordnungen, Strafgesetze

und ähnliches nicht durchgesetzt werden können, unvorstellbar und in keiner Weise mit dem Staat vereinbar.

Die heutigen Kommunen

In den 70ern hatten alle Menschen Gelegenheit, Erfahrungen mit dem bürgerlichen Staatsapparat zu machen. Meine zentrale Erfahrung aus dieser Zeit war die, daß mit den mehr oder weniger legalen und illegalen handfesten Methoden, aber auch über parlamentarisches Engagement strukturelle Veränderungen in der Gesellschaft und in der Politik nicht zu erreichen waren. Sicherlich gibt es einzelne Erfolge zu vermerken, bei denen wegen des Bürgerprotestes auf die Durchsetzung bis jetzt verzichtet worden ist. Ich denke hier ganz besonders an die Verhinderung des Kernkraftwerkes in Wyhl oder an Albrechts Aussage, daß das Endlager in Gorleben „politisch nicht durchsetzbar sei". Während ich dies hier schreibe, fahren gerade meine Freunde zu der bundesweiten Demo nach Gorleben, weil die Castortransporte kurz bevorstehen. Von strukturellen Veränderungen kann bei diesem Themen jedoch überhaupt nicht die Rede sein.



1991 in Kaufungen
Foto: E. Poschmann

Alle Protestbewegungen dieser Zeit wurden von der sich immer stärker aufrüstenden Polizei zerschlagen, so daß der westdeutschen Bevölkerung gerade um die Wende zu den 80ern Polizeistaatsmethoden vorgeführt wurden. Die Widerstandsbewegungen wurden kriminalisiert, und immer mehr Menschen wurden erkennungsdienstlich erfaßt, inhaftiert und verurteilt. Die Demonstrationsgesetze wurden verschärft, das Tragen von Gummizeug gegen die mit CS-Gas versetzten Wasserwerfer und von Schutzhelmen gegen prasselnde Polizeiknüppel als „passive Demonstrationsbewaffnung" deklariert. Das Vermummungsverbot folgte.

Viele meiner Bekannten aus dieser Zeit sind mittlerweile in den Häfen sicherer bürgerlicher Existenzen und Karrieren gelandet. Für mich war die Idee, in kommunitären Lebenszusammenhängen die Schere zwischen Anspruch und Realität zusammenzuklappen, verlockend. Damit meinte ich die konsequente Möglichkeit des politischen Kampfes, also Widerstandspolitik, aber auch das Entwickeln neuer sozialer Strukturen unter anderen Lebensbedingungen. Meine Bekannten in der Kommune hatten damals ähnliche Beweggründe, um diesen Versuch zu wagen.

Vor diesem Erfahrungshintergrund sind 80 die Lutter-Gruppe und 85 nach einem längeren Entstehungs- und Trennungsprozeß die Kommune Niederkaufungen entstanden.

Mit Lutter und Niederkaufungen kommen erstmals politisch formulierte Größenvorstellungen der Kommune ins Spiel, in Lutter von 50 Menschen, in Niederkaufungen von 100. Beide Gemeinschaften haben das Ziel bisher nicht erreicht. Die Niederkaufunger sind zusammen mit den Kindern immerhin etwa 70 Menschen, die Lutteraner lediglich 18. In beiden Gemeinschaften ist die Anzahl der Menschen ein ständiges Thema.

Verbunden wird seltsamerweise damit die Qualität des Lebensentwurfes und die politische Bedeutung. „Wir sind soundsoviele Menschen" ist meist bei den Vorträgen über unsere Projekte die Standardeinleitung.

Das Funktionieren der Ökonomie ist in beiden Projekten kein besonders aufregendes Thema mehr. Der finanzielle Druck ist aushaltbar und bestimmt, zumindest was Lutter angeht, nicht nachhaltig den Alltag. Dieter Bensmann hat eine sehr ausführliche und gründliche Analyse über die Niederkaufunger Ökonomie in diesem Buch geschrieben.

In Lutter haben wir nach fünf Jahren einsehen müssen, daß lediglich die ökonomische Schiene für einen neuen Lebensansatz nicht ausreicht. Wir haben angefangen, mit halbtherapeutischen Methoden die eigenen Neurosen aufzuschlüsseln und zu bearbeiten. Acht Jahre später, also etwa 1992, mußten wir erkennen, daß wir auch hier in einer Sackgasse steckten, und waren gezwungen, diese Arbeit vorerst aufzugeben. Gruppendynamkik, Beziehungsschwierigkeiten, Neurosen, Sucht und Krankheit sind in Gemeinschaften immer vorhanden, auch wenn wir sie nicht besonders thematisieren und somit teilweise verdrängen. Die Bedingung für politische strukturelle Veränderung jedoch ist nach meiner Erfahrung das Ablegen der Privatheit, also Transparenz. Gefühle wie Freude, Angst, Trauer werden zwar individuell erlebt, jedoch sind die Verarbeitungsmethoden gesellschaftsbedingt und führen oft genug zu Sucht und Neurosen und Krankheit. Diese Erkenntnis ist zwar allgemein im Bewußtsein vorhanden, zwingt aber nicht zur eigenen Öffnung.

Das Thema ist mittlerweile in fast allen Kommunen ein brennend aktuelles. Supervision, Einzeltherapie ist flächendeckend zu beobachten. Die neu aufkommende MRT und FORT-Idee wurde von der Kommune Feuerland auf dem letzten Kommunetreffen auf dem Reinighof vorgestellt. Die Feuerländerinnen und Feuerländer haben einen Eindruck vermitteln können, wie sie mir schreiben, „was mit RT so alles möglich ist, inwieweit binnen drei Stunden eine vertraute Atmosphäre entstehen kann, die therapeutisches Arbeiten erst ermöglicht." In

Niederkaufungen sind zwei Gruppen im Entstehen. Daniela und Thee haben diese Radikale Therapie in einem Aufsatz für dieses Buch beschrieben.

In beiden Kommunen ist zum ersten Mal das Thema Frauenfreiräume, Lesben in Projekten, nicht nur angesprochen, sondern praktisch durchgesetzt. In Lutter gibt es seit drei Jahren ein Frauenhaus, in dem drei der Lutteraner Frauen wohnen und zu dem Männer normalerweise keinen Zugang haben. In Niederkaufungen besteht eine große Lesbenwohnung, weil sich dort drei Lesben diese erkämpft haben, und es gibt eine Frauen-WG. Das genannte Thema führt in beiden Kommunen immer wieder zu heftigen Spannungen und Auseinandersetzungen. Ein beredtes Beispiel ist die Schilderung von Ele Poschmann in diesem Buch. Auf den geschlechtsspezifischen Ansatz bei der Kommune Feuerland gehe ich gleich noch detaillierter ein.

Trotz dieser fast ähnlichen Probleme und Schwierigkeiten unterscheiden sich die beiden Gemeinschaften in der politischen Aussage ausgesprochen stark voneinander. Einige der Lutteraner verstehen sich als Anarchisten, andere, vor allem die Frauen, wollen sich gar nicht einordnen lassen, und zwei beschäftigen sich explizit mit Spiritualität. Andere wiederum begreifen sich in erster Linie als Antifaschistinnen. Das alles ist zusammen gut lebbar, weil sich auf Lutter ein Chaos eingestellt hat, das von mir, aber auch von anderen politisch als sinnvoll und notwendig begründet wird. „Entauthorisierung von Bezugssystemen" meint, immer wieder die Systeme, Strukturen, Beschlüsse, Regeln zu hinterfragen und zu ändern. Diese Strukturen sind von uns immer mit Macht ausgestattet. Wenn diese Macht institutionell wird, gilt sie zerschlagen zu werden. Niemand weiß, wie sich das Leben auf Lutter entwickeln wird.

Niederkaufungen hingegen quillt vor Regeln schier über. Die Haushaltsführung, die Abrechnungen, die Arbeitszeiten, die Wohngruppen, alles ist wunderbar geregelt. Es gibt dort Arbeitsbereiche, die autonom existieren, und andere wie den Kindergarten, der öffentlich gefördert wird. Es gibt ABM-Stellen und Vereinsmodelle, eine geordnete Altersversicherung ist in Arbeit.

Lutter versteht sich als Experiment, ein Rahmen, der von den Menschen, die dort leben, ausgefüllt werden muß.

Ich habe den Eindruck, daß Niederkaufungen sich bereits als Lebensentwurf versteht. Von hier aus ist in diesen Tagen eine Rundreise zu Städten im Süden losgegangen, um mit Vorträgen und Lichtbildern für das Leben in der Kommune zu werben.

In den frühen 80ern entstehen außerdem die Kommunen Heiningen und Eilum als Landwirtschaftliche Genossenschaft, die Riedmühle wird besiedelt. Im norddeutschen Raum enstehen kleinere Gemeinschaften, wie Barkelsby, Hollerhof, Finkenburg und andere.

Heiningen gibt es als Kommune nicht mehr. Nach heftigsten Auseinandersetzungen um die Sozialisierung des Eigentums haben sich die Menschen dort getrennt. Die Riedmühle ist vor zwei Jahren in Konkurs gegangen.

Visionen, noch größere Gemeinschaftsprojekte zu initiieren, kommen etwa Mitte der 80er auf: Die Idee des Ökodorfes wird publiziert. Der Gedanke dabei ist, ein ganzes Dorf zu gründen, nach ökologischen Gesichtspunkten, politisch als autonome Einheit. Von Jörg Sommer wird in diesem Zusammenhang die Subsistenzwirtschaft als Grundlage des menschlichen Zusammenseins in einem solchen Dorf propagiert. Alle Dorfprojekte sind von der Realisierung weit entfernt.

Das Projekt A beginnt mit der Publikation des Buches von Horst Stowasser zu entstehen. Die romantische Idee ist die, viele sogenannte Doppelprojekte in einer Stadt zu konzentrieren und damit die Stadtpolitik anarchistisch zu unterwandern. Ein Doppelprojekt besteht nach seiner Definition aus zwei zusammengekoppelten Betrieben, von denen der eine über eine gewisse ökonomische Effektivität verfügt und den anderen trägt und unterstützt. Dieser andere Betrieb ist mehr politisch orientiert, so daß er nicht einträglich sein muß. Versuche in Ahlsfeld und in Neustadt führten bis heute nicht zu dem erhofften Erfolg. In Neustadt hat das Projekt A sich mit der Wespe verbunden und ist dabei, soziales und wirtschaftliches Miteinander zu entwickeln. Der Projektgedanke wurde jedoch von vielen Initiativen im ganzen Bundesgebiet getragen. Heute, kurz nach Ostern, flattert mir die letzte Ausgabe der Projekt-Zeitung, das „AHA“, ins Haus mit der Nachricht, daß der Bundeszusammenhang des Projektes A zu Grabe getragen wurde. Die Gründe sind in erster Linie in dem abflachenden Interesse der Beteiligten zu suchen.

Das Wendland wird im Rahmen des AKW-Mülldeponiewiderstandes besiedelt. Es bilden sich dort auffallend viele Gemeinschaften und Nachbarschaften, die zwar überregional nicht bekannt sind, dennoch das Leben in dem Gebiet sozial ansprechender machen. Es entstehen tragfähige soziale und politische Strukturen des Miteinanderlebens. Die bekannten Gemeinschaften, die sich auch dem Kommunetreffen anschließen, sind Lomitz und Karmitz.

Der Osten der Republik aus der Westperspektive

Mit dem Untergang der DDR öffnet sich für die Westdeutschen der Eiserne Vorhang, es finden Kommunegründungen im Osten statt. Die unklaren Grundstücksverhältnisse, die desolate Infrastruktur, die geringere Besiedelungsdichte und die ramponierten, heruntergekommenen Gebäude scheinen für Kommune- und Gemeinschaftsgründungen ideal zu sein. Was wirtschaftlich von der westdeutschen Industrie und

den westdeutschen Hausbesitzern praktiziert wird, nämlich das Land unter sich aufzuteilen, wird politisch auf einer niederen Ebene offensichtlich von Gemeinschaften wiederholt. In der Tat ist es auch heute noch so, daß dort viele Latifundien, die das Herz eines jeden Kommunepioniers höher schlagen lassen, vor sich hingammeln. Hier kann der Aufbaugedanke, das Gefühl, Neues aufzubauen, noch einmal erlebt werden. Gemeinschaftsgründungen von Ostdeutschen in Westdeutschland gibt es dagegen nicht.

Vor dem Anschluß der geöffneten DDR habe ich nur von einer einzigen Gemeinschaft erfahren, einer anarchistischen in Schmölln. Ich habe die kleine Gruppe anläßlich einer ganz sonderbaren Reise in die DDR kennengelernt, von der ich gleich erzählen will. Einige dieser Menschen waren schon lange vorher in der DDR im Widerstand.

In der DDR gab es keine Kommunen von der Art, wie wir sie im Westen kennen. Es konnte sie auch gar nicht geben, weil Kommunen von der Idee her bereits staatsfeindlich sind. Aber es gab Gemeinschaften, in denen Spritualität, gemeinsame Ökonomie und Ökologie zu leben versucht wurde. Bernd Winkelmann, ein Theologe, den ich auf dem Behringhof kennengelernt habe, schickt mir einige Seiten aus seiner neuen Arbeit: „Unter primitivsten Bedingungen wurde in dem Dorf Reinsfeld bei Erfurt ein halb zerfallenes Pfarrhaus in Eigenleistung aufgebaut.... Aus diesen Erfahrungen heraus zogen wir mit Freunden 1981 von Erfurt in das südthüringische Dorf Bischofrod und bauten dort das Evangelische Einkehrhaus Bischofrod auf." Dort wurden von vielen Menschen Erfahrungen gemacht: „Einfacher leben, naturverbunden leben, solidarischer leben, ganzheitlicher leben, spiritueller leben und politisch verantwortlicher leben." Im kirchlichen Rahmen gab es einige solcher Experimente.

Das zentrale Ereignis, bei dem zum ersten Mal die Initiatoren Isolde Breuner und Jörg Sommer den Interessierten im Osten ihre Botschaft vermitteln wollten, war das Ost-West-Treffen in Klein Machnow 1990. Jörg Sommer ist Jahre zuvor über die Postille „Informationsdienst Ökodorf" in der Kommunescene bekannt geworden. Das Blatt wird heute von einem anderen Redaktionsteam unter dem Namen „Eurotopia" weitergeführt. Isolde Breuner ist eine freie Journalistin, die sich aus privaten Gründen für Gemeinschaften einsetzen wollte. Das Treffen wurde von den von mir beschriebenen Kommunen aus dem Westen nicht besucht. Vorangegangen war ein Vorbereitungstreffen, auf dem es zu einem Eklat kam. Das Treffen fand ebenfalls in Klein Machnow, in der ehemaligen Parteischule der SED statt. Isolde Breuner hatte die Kommunen Niederkaufungen, Riedmühle und Lutter zu diesem Vorbereitungstreffen eingeladen. Sie wollte dort zusammen mit Ostkommunen das eigentliche Treffen vorbereiten und unter anderem Grundstücke besichtigen, die für zukünftige Gemeinschaftsgründun-

gen mit einer Option belegt werden sollten. Das klang für unsere Ohren ungeheuerlich. Gewissermaßen als Beobachterinnen sind einige von uns dorthin gefahren. In der alten Parteischule, einem tristen alten Nazibau, bei dem der Geruch von Partei und Staatssicherheit noch aus jeder Ritze qualmte, gab es keine Ostkommunen, und wir aus den West-Kommunen wollten vorzeitig wieder abfahren.

Am nächsten Tag wurde ich dann nach Dresden gebeten, um jetzt tatsächlich an einer Begegnung mit Ostkommunen teilzunehmen. Wieder mußte ich in eine Parteischule. Zusammen mit Cornelie von der Riedmühle hörte ich mir an, was die Damen und Herren von mir wollten. Mir gegenüber saßen die Assistenten vom Architekturlehrstuhl Dresden, einige Studenten, der Vertreter des Umweltministeriums der DDR, Hegewald, und die beiden Initiatorinnen mit großem I. Hegewald wollte von mir über alternative Lebensformen informiert werden, damit die SED/PDS vor der anstehenden ersten Wahl ihren Wählern Alternativen aufzeigen konnte, denn gerade in dieser Zeit haben Hunderttausende von Menschen das Land verlassen und sind in den Westen gegangen. Und ich sollte mir Latifundien ansehen, die für zukünftige mögliche Gemeinschaften geeignet wären. Wie mir Hegewald sagte, steckte dahinter auch die Absicht, solche Liegenschaften mit einer Pachtoption zu belegen, damit sie über die anstehenden Wahlen hinübergerettet werden könnten.

Beides habe ich abgelehnt, weil ich keine Politik über Menschen unterstütze. Ich war der Meinung, daß die interessierten DDRlerinnen sich ihre Kommunen selbst aufbauen müßten.

Das Ost-West-Treffen wurde dennoch von Isolde Breuner und Jörg Sommer organisiert und eingerichtet. Wie ich in diesen Tagen im Rahmen meines Aufsatzes erfahre, stammt die Idee für dieses Treffen von Rudolf Bahro, Professor an der Humboldtuniversität Berlin. Bahros Einschätzung der Lage soll so gewesen sein, daß es viele Kommunisten gab, die wirklich eine andere Welt wollten, ohne auf das kapitalistische Gleis umzuschwenken. Insofern sei es interessant und lohnend, andere Impulse zu vermitteln.

Als Ergebnis dieses Treffens wurden die jetzt bestehenden Gemeinschaften Pommritz nördlich von Dresden und Groß Chüden in der Nähe von Salzwedel gegründet, und ich meine auch, daß Klein Hundorf in der Nähe von Schwerin dort seinen Ausgang nahm.

Rudolf Bahro hat die Projektidee der Subsistenzwirtschaft dem sächsischen Ministerpräsidenten Biedenkopf nahegebracht und ihn überredet, für eine Gemeinschaft 80 ha zur Verfügung zu stellen. Auf einem Treffen in Krögis vom 12.-14. 6. 1992 trafen sich dort 300 Menschen. Von dem Staatssekretär Kroll-Schlüter im Namen des Ministerpräsidenten Biedenkopf von Sachsen-Anhalt wurde ein Dorfprojekt in Aussicht gestellt. Maik Hosang, Philosoph und Assistent von Bahro:

„Nun steht er im Raum, der Aufruf Kroll-Schlüters zu einem 'Wettstreit der Ethik'. Es zählen nicht Ideologie und Vorurteil, sondern Kreativität, Arbeit und Mut, und Sensibilität, sei deren Quell christlich, sozialistisch, anarchistisch oder einfach menschlich motiviert. Und es geht um nichts geringeres als den öffentlich anerkannten Versuch einer naturverträglich-gerechten, vielseitig-produktiven und menschlich-intensiven Lebensform. Die uns Ostdeutschen gebliebenen Hoffnungen und inneren Solidaritäten sind unsere Gunst der Stunde." (Zeitungsartikel vom 20./21. 6. 92, NO).

Daraus hat sich die Gemeinschaft Pommritz entwickelt, etwa 100 km nordöstlich von Dresden. Eine andere Qualität wird dort praktiziert: Das Projekt wird von Bahro wissenschaftlich begleitet. Maik Hosang lebt in der Gemeinschaft und wertet die Ergebnisse wissenschaftlich aus. Hier wird erstmalig Kommune Beobachtungsfeld für die bürgerliche Wissenschaft.

Bei diesem Projekt, aber auch ganz besonders bei dem Ökodorfprojekt Groß Chüden im Norden der ehemaligen DDR, liegt der tragende politische Inhalt in der Idee der Subsistenzwirtschaft, also der Selbstversorgung. Die Subsistenztheorie wird vornehmlich von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof entwickelt:

„Uns ist inzwischen klar geworden daß dieses Leben nicht einfach vorhanden ist, sondern in vielfältiger 'Arbeit' der Natur und der Menschen – vor allem der Frauen – geschaffen und erhalten wurde und wird. Männer haben sich seit der Neuzeit an dieser lebensschaffenden und -erhaltenden Arbeit nicht sehr beteiligt, sondern sich auf die geldschaffenden Arbeiten und die gewaltsame Unterwerfung der Natur spezialisiert. In diesem Sinn ist Subsistenz nicht nur 'Selbstversorgung' und eine ökonomische Kategorie, sondern auch eine, die allgemein mit dem Umgang zu tun hat, den wir der Natur, uns selbst und uns untereinander angedeihen lassen: Subsistenz ist zugleich Kultur, ist gesellschaftliche Organisation, ist Zugang zur Welt und Umgang mit ihr. Subsistenz ist 'ökologisch', wie man heute sagen würde, schafft Freundschaft, nicht Feindschaft mit der Natur, ermöglicht eine 'Mimesis' mit der Natur anstatt mit der Maschine, erfordert keinen Staat und keinen Krieg, keine Erniedrigung der Frauen und keine Gewaltherrschaft der Männer, keine Entwertung des Lebens und keine Nekrophilie." (Claudia v. Werlhof, aus: „Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun?" München 1991)

Feuerland

Vornehmlich Westdeutsche haben 1993 einen kleinen Resthof in der Uckermark in Brandenburg inmitten der riesigen Getreideanbau-

flächen einer ehemaligen LPG in der Nähe von Brussow bei Prenzlau gekauft: Das Projekt Feuerland.

In diesem Projekt, in dem die Frauen und Männer die FORT und die MRT in ihren Alltag eingebunden haben, ist bereits bei der Projektidee der Frauenfreiraum fest verankert. Dort sind ein Frauenlesbenhaus, eine Männer- und eine Frauengruppe fester Bestandteil des Konzeptes und des Alltags. Wie sie mir als Antwort auf diesen Aufsatz gerade geschrieben haben, spüren und erleben sie seit der Besiedelung ihres Hofes 1993, „wieviel Auseinandersetzungspotential zwischen Männern und Frauen existiert. Deshalb versuchen wir auch, mehr oder weniger bewußt diesen Lebensbereich praktisch anzugehen.“ Da sie in diesem Buch ihre Arbeit in dem Projekt beschreiben, brauche ich an dieser Stelle nicht weiter darauf einzugehen.

Und jetzt?

Nach der Studentenrevolte vor nunmehr 28 Jahren haben sich einige Richtungen entwickelt, die ich dargestellt habe.

Der eine Ausgangspunkt, die Gesellschaft zu verändern, wurde in den frühen 70ern darin gesehen, zum bestehenden System alternative ökonomische Strukturen aufzubauen. Selbstverantwortung, Kollektivität, Abbau der Hierarchien, Verzicht auf privates Eigentum waren die Orientierungspunkte.

Parallel dazu blieb der Weg, die Sexualität in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Veränderung zu stellen, trotz heftiger Kritik seitens der politisch Linken immer aktuell.

Als Mitte der 70er der Umweltschutz aktuell wurde, kam der ökologische Ansatz hinzu. Völlig unabhängig davon hat sich ein Weg der Spiritualität entwickelt. Auf diese Gemeinschaften bin ich in meinem Aufsatz gar nicht eingegangen.

So meine ich, daß es einige Wege gibt, um mit der strukturellen Veränderung zu beginnen. Alle Wege setzen jedoch bei jedem und bei jeder selbst, bei der eigenen Persönlichkeitsveränderung an. Revolution ist nicht angesagt. Die Wege werden sich allesamt kreuzen. Aus meiner Kommuneerfahrung weiß ich, daß wir Menschen in den Kommunen, wollen wir denn politisch ernst genommen werden, weder die Spirituialität, noch die Ökologie, noch die Sexualität und ganz sicher nicht die bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen ausklammern können. Alte Menschen und Kinder sind in den theoretischen Auseinandersetzungen dürftig repräsentiert.

Auffällig ist, daß Armut, Ausländer, Asylsuchende in den Kommunen kein Thema sind. Das Engagement der 70er zur sogenannten „Dritten Welt“, jetzt befördert zum „Trikont“, verleitet nur noch zum politisch korrekten Kaffeekauf.

Die zur Zeit bestehenden Kommunen gehören zu den Reichen dieser Gesellschaft in einem der reichsten Länder der Welt. Sie verfügen allesamt über meist große Gebäude, große Grundstücke, über ihre Produktionsmittel. Die Menschen sind Eigentümer und Großgrundstücksbesitzer, auch wenn sie die Immobilien scheinbar über Vereine oder andere Gesellschaftsformen sozialisiert haben. Sie zahlen keine Miete und brauchen längst nicht so viel zu arbeiten wie der normale Mensch in der bürgerlichen Welt. Die Möglichkeiten der eigenen Entfaltung sind in den Kommunen fast in jeder Hinsicht unbegrenzt.

Ich bin der Meinung, daß dieser Reichtum verpflichtet. Er verpflichtet dazu, immer wieder an das politische Ziel zu erinnern und hartnäckig daran zu arbeiten. Er verpflichtet, aktiv an verinnerlichte Strukturen heranzugehen. Er verpflichtet, politisch zu sein. Er verpflichtet zur Öffentlichkeit

Hier, in diesen Möglichkeiten, liegt aber auch die Chance, sich aktiv an den politischen Auseinandersetzungen zu beteiligen. Die große Chance besteht darin, herrschaftsfreies Leben zu entwickeln und vorzuführen und Orte bereitzuhalten, an denen politische Begegnungen und Kontakte möglich sind.

Verwendete Literatur

1. Peter Weight, Das Revolutionslexikon, Bärmeier & Nickel,1968
2. Kommune 2, Versuch der Revolutionierung des bürgerliche Individuums, Kollektives Leben mit politischer Arbeit verbinden. Reprint, Edition Ceuta -Press, Luxemboug, 1975
3. Das AA Modell, AAO, Aktions-Analytische-Organisation bewußter Lebenspraxis, AA Verlag, Neusiedlersee, 1976
4. Klaus-B-Vollmar, Alternative Selbstversorgung auf dem Lande, Verlag Eduard, Berlin 1976
5. Harald Glätzer, Landkommunen in der BRD, Flucht oder konkrete Utopie, AJZ-Druck und Verlag GmbH, Bielefeld 1978
6. Wolfgang Kraushaar,Autonomie oder Getto, Kontroversen über die Alternativbewegung, Karl-Ludwig Schibel „Die Alternativbewegung", Verlag Neue Kritik KG, Frankfurt,1978
7. Hans Magnus Enzensberger:, Kursbuch Nr.9, Juni 1967, Suhrkamp Verlag
8. Wilfried Leupholz: Der lange Marsch zum kollektiven Leben, Schäfereigenossenschaft Finkhof, Drumlin Verlag, 1983
9. 12 Jahre Pioniersiedlungen,Wolfgang Rapp, 1989
1o. Claudia v. Werlhof: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? München 1991, entnommen aus Vorlesungsunterlagen von Prof. Rudolf Bahro zum Thema „Subsistenzperspektive".
11. Die rosaroten Pantherinnen, Zegg-sismus", Frühjahr 1995
12. Unterlagen aus den Vorlesungen von Prof. Rudolf Bahro an der Humboldt Universität Berlin.

13. Jugendzentrum Kreuzberg e.V.: Kämpfen, Leben, Lernen, Georg v. Rauch Haus, 1972
14. Oliver Tolmein, Stammheim vergessen, Deutschlands Aufbruch und die RAF, Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1992

Elisabeth Voß

WEGE, UMWEGE, IRRWEGE....

Ein Versuch über die Sehnsucht



Ursprünglich wurde ich gefragt, ob ich etwas schreiben könnte über Braunzonen/Ökofaschismus, was ich mit Blick auf Kommunen und andere Gemeinschaften schwierig fand. Im Gespräch mit einigen von der Buch-Gruppe konkretisierte sich das dann so weit, daß es um einen Vergleich dieser Szene heute und Anfang des Jahrhunderts gehen sollte, um verschiedene Arten von Projekten, v.a. mit Blick auf spirituelle Gemeinschaften, und das möglichst vor dem Hintergrund konkreter Erfahrungen in meiner Gruppe (WESPE/Projekt A in Neustadt an der Weinstraße).

Wie läßt sich das zusammenbringen? Was ist das Thema, das hinter diesen Fragestellungen steht? Für mich hat all das zu tun mit der Sehnsucht – mit der Sehnsucht nach Zugehörigkeit als einem Versuch, Wege aus individueller Einsamkeit und gesellschaftlich bedingter Perspektivlosigkeit zu finden, und mit der Sehnsucht nach einer

„besseren Welt" angesichts der real existierenden, weltweiten Gewaltverhältnisse. Und nicht zuletzt mit dem Mißbrauch dieser Sehnsucht, hinter dem oft kommerzielle und/oder politisch rechtsorientierte Interessen stehen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden möchte ich betonen, daß es mir – insbesondere bei den kritischen Ausführungen zum New Age – nicht darum geht, zu denunzieren. Die Suche nach anderen Lebensformen treibt mitunter seltsame Blüten, und manch abstruser Glaube scheint aus einer sehr nachvollziehbaren Verzweiflung über die eigene Ohnmacht angesichts der industriellen Zerstörung von Natur und sozialen Zusammenhängen geboren. Ich weiß aus eigener Erfahrung um die Anziehungskraft von Heilslehren als Versuch, dem Gefühl des gnadenlosen Ausgeliefertseins an gesellschaftliche Gewaltverhältnisse zu entgehen. Ich habe aber auch gelernt, diese kritisch zu hinterfragen und in historische Zusammenhänge zu stellen.

Mein persönlicher Zugang zum Thema

Natürlich ist es kein Zufall, daß ich mich mit diesen speziellen Aspekten von Gemeinschaften befasse. Jedes Mensch hat eine eigene Geschichte, vor deren Hintergrund es anderen gegenübertritt, und es kann das Verständnis für die Positionen des Gegenüber erleichtern, wenn dieser Background transparent gemacht wird. Auf den ausdrücklichen Wunsch der Buchgruppe hin versuche ich, Teile meiner Vergangenheit zu skizzieren.

Umstellt von Richtigkeiten

Aufgewachsen bin ich in einer streng ökologischen Familie. Meine Eltern waren überzeugte VegetarierInnen (was an sich nicht schlecht war – ich esse heute noch keine toten Tiere), und die Art, wie sie dies betrieben, bestätigte alle gängigen Vorurteile: das Essen galt nicht der Lust, sondern es mußte „richtig" sein. Im Laufe meiner Kindheit gab es die unterschiedlichsten Ernährungspäpste, auf die sich berufen wurde: Are Waerland, Bircher-Benner, Kuhn, usw. Meine Eltern wollten mich auch in die „Deutsche Reform-Jugend" (DRJ) stecken, die mit der Pflege des deutschen Volksliedes und ausgedehnten Wanderungen eine Alternative bieten sollte zu Rockmusik, Drogen und Sex. Mir hat das damals einfach keinen Spaß gemacht – später erfuhr ich, daß die DRJ in engem Kontakt stand zur (mittlerweile verbotenen) faschistischen „Wiking-Jugend".

Mit seinen grauen Haaren, die länger waren als damals üblich, in kurzen Hosen und Holzpantoffeln, wirkte mein Vater ein bißchen wie ein später Vertreter der Jugendbewegung, oder wie ein früher Öko-

Landfreak. Meine Eltern hatten eine tiefe Abneigung gegen die Kirche – so blieb mir die Zwangsmitgliedschaft durch Taufe erspart –, pflegten jedoch ihren eigenen Glauben. Dieser berief sich vor allem auf unumstößliche Naturgesetze, bei deren Nichteinhaltung (falsches Essen, zu wenig Schlaf, Gebrauch von Suchtmitteln, etc.) die Strafe schon folgen würde. Dies trat dann auch an die Stelle von persönlichen Auseinandersetzungen. Es gab keine unterschiedlichen Interessen zwischen den Eltern und uns Kindern, sondern eine scheinbar objektive Instanz, ein nicht hinterfragbares „richtig" oder „falsch". Das ging soweit, daß ich in einem gruseligen voodoo-ähnlichen Ritual als „böse Elisabeth" in Form einer Strohpuppe verbrannt wurde.

Obwohl meine Eltern SPD wählten und Strauß als Inbegriff alles Bösen galt, waren ihre politischen Ideen eher rechts, mit antikapitalistischem Touch. Natürlich hatte Hitler Fehler gemacht, aber die „Reinheit des deutschen Blutes" galt als naturgegebener Wert, und Juden waren „schlecht" wegen dem ihnen unterstellten „Tanz ums goldene Kalb". Materialismus und Kapitalismus wurden strikt abgelehnt, und mein Vater war Anhänger der Theorien von Silvio Gesell (Schwundgeld, „natürliche Wirtschaftsordnung"), die eine Grundlage der heute so beliebten Tauschsysteme (Lets, Talent, etc.) sind. Auf ihrer Suche nach Richtigkeit gerieten meine Eltern später an das „Heimholungswerk Christi" (eine mitgliederstarke Sekte, die in Würzburg einen „Gottesstaat" mit „Christusbetrieben" aufbaut).

Waldorf-Erziehung

Folgerichtig besuchte ich die Berliner Waldorf-Schule. Diese Schulen, die auf den Erziehungsvorstellungen des Begründers der Anthroposophie, Rudolf Steiner, aufbauen, gelten heute auch in weiten Teilen der Szene als beliebte Alternative zur Staatsschule, weil sie den Ruf haben, den Kindern mehr Freiräume zu bieten und statt einseitig intellektueller Orientierung eine eher künstlerische Ausprägung zu haben.

Das Weltbild der Anthroposophie ist geprägt von der Vorstellung einer kosmischen Gesetzmäßigkeit und Harmonie, die in der Kunst ausgedrückt werden soll. So kommt es, daß die meist mit Wasserfarben gemalten Bilder – ebenso wie die Ton- und Holzarbeiten – sich in einer Schulklasse alle gleichen, weil es nicht um den jeweils eigenen Ausdruck in der künstlerischen Betätigung geht, sondern um die Darstellung von Richtigkeiten in Form und Farbe. In der anthroposophischen Kunstform Eurythmie – der Umsetzung von Lauten und Musik in fest vorgeschriebene Bewegungsabläufe – soll die „kosmische Harmonie" mit dem eigenen Körper erfahren werden. Es bleibt kein Raum für individuelles Empfinden, der Körper ist nicht Träger menschlicher

Gefühle, sondern soll vergeistigt und mit „Wahrheit" gefüllt werden. Mensch könnte darin auch eine besonders ausgefeilte Form der Gehirnwäsche sehen, die – noch weit über eine Beeinflussung des Denkens hinaus, weil auch der Körper einbezogen wird – persönlichkeitsbildend wirken soll.

Die von der Anthroposophie angestrebte Geistigkeit ist immer etwas Höheres – ein religiöses Streben nach Überwindung von Körperlichkeit, in dessen Dienst auch die gedanklichen Tätigkeiten stehen. Intellektualität im Sinne von kritischem Begreifen wird – zumindest für Kinder – abgelehnt. Kinder werden an der Waldorf-Schule lange in einer Märchen- und Sagenwelt festgehalten, sollen unumstößliche „Wahrheiten" spüren, statt Fragen zu stellen.

Mich hat schon damals die Sicherheit erstaunt, mit der „Erkenntnisse" über „höhere Welten" verbreitet werden, in denen selbst die Engel in einer zwölfstufigen Hierarchie existieren, innerhalb derer – wenn ich mich richtig erinnere – auch wir Menschen, bzw. unsere Seelen aufsteigen können, wenn wir erstmal unsere verschiedenen Inkarnationen durchlaufen haben. Die Vorstellung von der Wiedergeburt menschlicher Seelen und von einem schicksalhaften „Karma", den Konsequenzen aus dem Handeln in früheren Leben, worauf alles zurückgeführt wird, was Menschen in der Welt geschieht, wurde nicht von Steiner erfunden. Es entstammt ursprünglich hinduistischen und buddhistischen Glaubenssystemen und wurde aufgegriffen von der Theosophie – einer spirituellen Richtung, die im 19. Jahrhundert von Helena Blavatsky begründet wurde als Synthese östlicher Religionen und westlicher Esoterik. Nach der theosophischen Wurzelrassentheorie gibt es eine komplizierte Hierarchie von Rassen, an deren Spitze die arische Rasse steht, und neben dem individuellen auch ein Volks-Karma. Die Ideengebäude der Theosophie liegen vielen Strömungen des New Age zugrunde. Rudolf Steiner war ursprünglich auch Theosoph und entwickelte die Anthroposophie auf diesen geistigen Grundlagen.

Passend zu diesem Glaubenssystem war die Waldorf-Schule zumindest damals ein ziemlich elitärer Haufen. Die SchülerInnen kamen überwiegend aus reichen und/oder Prominenten-Familien, und uns wurde ausdrücklich beigebracht, uns als etwas „Besonderes" zu fühlen – z.B. gegenüber der SchülerInnen-Bewegung nach '68. Mit dem Argument, daß „wir (SchülerInnen und LehrerInnen) doch alle das gleiche wollen", wurde unser Versuch einer SchülerInnenvertretung abgebügelt. Eine unliebsame SchülerInnenzeitung, die sich u.a. mit Drogen beschäftigte, wurde wieder eingesammelt und auf dem Schulhof verbrannt.[1]

In all dem hatte ich jahrelang nur das Gefühl, irgendwie nicht „richtig" zu sein, was umso bedrohlicher war, als ich nicht mal hätte

sagen können, warum. Die Anthroposophie hat ein Verständnis von naturgegebenen kindlichen Entwicklungsstufen, an dem real existierende Kinder gemessen werden. Im Zweifel ist das Kind „falsch", der Blick auf das Individuum und die Anerkennung persönlicher Unterschiede zwischen Kindern scheint solcherart geprägten PädagogInnen kaum möglich zu sein. Meinen späteren Verweis von der Schule habe ich als Befreiung aus dieser Atmosphäre unausgesprochener Erwartungen und nicht hinterfragbarer Naturgesetzlichkeiten erlebt.

Auf der Suche

Als kommunistische Jugendfunktionärin in der „Freien Deutschen Jugend Westberlin" (FDJW, was das Berliner Äquivalent zur FDJ der DDR und „Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend"/SDAJ der BRD war) konnte ich mich eine Zeit lang im mir bis dahin so zuwider gewesenen Elitedenken einrichten. Als Teil einer „Vorhut der Arbeiterklasse", die historisch dazu auserwählt war, die Welt von Not und Elend zu befreien, stand ich auf so mancher Großveranstaltung mit Hunderten, manchmal Tausenden von GenossInnen, mit erhobener Faust die „Internationale" singend, und fühlte mich zugehörig zu etwas, das größer war als ich selbst.

Das währte nicht lange, denn ich mußte mir eingestehen, daß die von uns so umworbenen „Massen" wohl ganz gut daran taten, diese KommunistInnen abzulehnen, die freudlos frühmorgens an den Fabriktoren Flugblätter verteilten, ein System verkörperten, das für den Alltag der Menschen so wenig Attraktives zu bieten hatte, und deren wesentliche politische Aktivitäten darin bestanden, sich mit anderen, um die Vorhut-Position konkurrierenden, kommunistischen Gruppen zu prügeln.

Folgerichtig wandte ich mich nun den „wahren" menschlichen Wünschen und Bedürfnissen zu. Ich beschäftigte mich mit Wilhelm Reich – der für seinen Versuch einer Synthese von Psychologie und Politik sowohl aus der Psychoanalytischen Vereinigung, als auch aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen wurde.[2]

In den folgenden Jahren machte ich viele wichtige, aber auch abschreckende Erfahrungen mit unterschiedlichsten Therapieformen. Darüber bekam ich auch immer mehr Kontakte zu verschiedenen spirituellen Richtungen, besuchte etliche Schamanismus-Workshops (die mir teilweise ziemlich gut taten) und beschäftigte mich mit alternativen Heilungsmethoden. Wieder politisiert wurde ich durch die Nachrüstung 1984.

Das bessere Leben

Weil ich aber in herkömmlichen Formen von Politik keinen Sinn sah, beschäftigte ich mich – nicht zuletzt deswegen, weil ich auch meinen eigenen Alltag verändern wollte – mit den Möglichkeiten des „anderen" Lebens und Arbeitens in diesem Land. Einige Jahre habe ich im „Informationsdienst Ökodorf" (IDÖF, s.u.) mitgearbeitet. Nach der Öffnung der Grenze der DDR gründeten wir in Berlin die Initiative „Ökologische Siedlung Ost-West" und den DDR-Verein „Dachverband Ökodorf". Inspiriert durch Rudolf Bahro, der hoffte, daß im Gebiet der DDR ein anderes, neues Deutschland mit regionalökonomisch-ökologischen Strukturen entstehen könnte, als Alternative zum Mensch und Natur zerstörenden Kapitalismus, versuchten wir, die Erfahrungen selbstorganisierter Lebensgemeinschaften des Westens den Suchenden des Ostens näherzubringen.

Neben Bahros Ideen einer neuen, weltweit tragbaren Zivilisation, orientierten wir uns an der von Maria Mies und anderen feministischen Forscherinnen formulierten „Subsistenzperspektive" (Subsistenz = Selbstversorgung) als Konzept gegen die dreifache Kolonialisierung (der Frauen, der Natur und der sog. „3. Welt") durch den weißen Mann.[3] Sehr engagiert in diesem Zusammenhang war auch der Berliner Politologie-Professor und Kibbuz-Forscher Fritz Vilmar, der heute in der von ihm mitbegründeten „Ökologischen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft" (Öko Lea) im Land Brandenburg, nördlich von Berlin, lebt. In der Kommuneszene waren unsere Aktivitäten damals ziemlich umstritten (darüber schreibt Uwe Kurzbein in diesem Buch), und wir wurden hart kritisiert als MissionarInnen.

Höhepunkt unserer Aktivitäten war die 4-tägige „Ost-West-Begegnung Selbstorganisierter Lebensgemeinschaften", die wir im Sommer 1990 organisierten: 400 Menschen kamen (trotz aller Kritik auch VertreterInnen der politischen Kommunen), lernten sich kennen bei Vorträgen, Seminaren, Kulturveranstaltungen und in persönlichen Gesprächen.[4] Es war eine Zeit der Aufbruchstimmung, als im Osten noch vieles möglich schien. Und auch wenn die Hoffnungen sich zerschlagen haben und der damals sichtbare Freiraum gnadenlos vom kapitalistischen Moloch gefressen wurde, wage ich doch zu behaupten, daß aus all dem immerhin Impulse gewachsen sind, die der Entstehung von Gemeinschaften im Osten förderlich waren.

Meine persönliche Distanzierung von der Szene um Rudolf Bahro begann auf einem Seminar im November 1990 in der Gemeinschaft „Lernwerkstatt Niederstadtfeld" – deren prominentestes Mitglied er bis vor wenigen Jahren war – als eine damalige Freundin von mir unwidersprochen ausrufen konnte: „Ich spüre es, Deutschland braucht einen Führer", und der Apo-Kommunarde Rainer Langhans das „be-

wußte Sterben" pries, das die SS ihren Opfern ermöglicht hätte. Aus persönlicher Kenntnis und alter Freundschaft kann ich nicht behaupten, Rudolf Bahro – dem seit Jahren von AntifaschistInnen vorgeworfen wird, neurechtes Gedankengut zu verbreiten[5] – sei ein Rechter. Im Gegenteil betont er immer wieder (zuletzt am 31.12.94 in einem Interview in der „Jungen Welt") daß er sich mit der Frage beschäftigt, wie eine ökologisch begründete Diktatur vermieden werden kann. In seinem Buch „Logik der Rettung" (das er Ulrike Meinhof gewidmet hat) formuliert er sehr denkenswerte Kritiken an der Industriegesellschaft, propagiert aber gleichzeitig das hierarchische Konzept eines „Fürsten der ökologischen Wende" und einer mit Weltregierungsmacht ausgestatteten „Rettungsregierung".[6] In seinen Seminaren an der Berliner Humboldt-Universität bezieht er sich mit solcher Permanenz auf neurechte Personen (z.B. auf die Mitglieder der rechtsextremen „Unitarischen Religionsgemeinschaft" Sigrid Hunke und Wolfgang Deppert), daß zumindest Vorsicht angesagt ist.

Mein Wunsch nach einem Lebens- und Arbeitszusammenhang mit politischem Anspruch und meine gleichzeitigen Ängste vor den Verbindlichkeiten einer Kommune führten dazu, daß ich seit dem Sommer '93 in Neustadt/Weinstraße im anarchistisch orientierten „Werk selbstverwalteter Projekte und Einrichtungen" (WESPE, s.u.) lebe. Mittlerweile leide ich allerdings an unserer dezentralen Unverbindlichkeit und wünsche mir gemeinschaftlichere Strukturen in einer kleinen Gruppe im Rahmen unseres Großprojekts oder anderswo.

Die Sehnsucht nach dem anderen Leben gestern Geschichte der Gemeinschaften

Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften (Kommunen, Siedlungsprojekte, etc.) können auf eine lange Geschichte zurückblicken. Meist waren religiöse und/oder sozial-utopische bzw. sozialistische Motive ausschlaggebend für die Gründung. Beispiele sind die seit Mitte des 16. Jahrhunderts überall verfolgten und vertriebenen „Hutterer" mit ihrer religiös-sozialistischen Ausrichtung oder die sozial-utopische Kommune „New Harmony" von Owen im 19. Jahrhundert. [7]

Lebensreform

Mit zunehmender Industrialisierung kamen ökologische Momente hinzu. So entstanden um die Jahrhundertwende z.B. die Siedlungen „Monte Verita" („Berg der Wahrheit") in Ascona am Lago Maggiore[8], und „Eden" (daher stammt die noch heute existierende Reformhaus-Firma „Eden") in Oranienburg bei Berlin. Beides waren vegetarisch-lebensreformerische Siedlungen, in denen – wie auch in vielen klei-

neren Gruppen und Landkommunen – die verschiedensten AussteigerInnen zusammen lebten als „Gemeinschaften, in denen die alte Einheit von Mensch und Natur erneuert und der Geist seiner eigentlichen Bestimmung zurückgegeben werden soll. Anarchistische, lebensreformerische und anthroposophische Lebensoasen wetteifern miteinander, die Erneuerung aller Lebensbereiche vom Tanz über die Rechtschreibung bis zur Kleidung wird geprobt, und von der Revolution der Künste über die Revolution des Sexus bis zur Revolution der Gemeinschaft durch Erneuerung des Matriarchats ist nur ein Schritt.“[9]

Die Lebensreform-Bewegung – die in engem Zusammenhang stand mit der Jugend- und Wandervogelbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts – läßt sich charakterisieren als eine frühe Ökologie-Bewegung, deren Bandbreite von romantischer Naturverklärung und (oft theosophisch ausgerichteter) Spiritualität bis zu anarchistischer und sozialistischer Gesellschaftskritik reichte, gemischt mit der Heilsgläubigkeit des New Age. Gegen die Rationalität der Aufklärung und die zunehmende Industrialisierung schlossen sich hier Menschen zusammen auf der Suche nach einem einfachen Leben in Sinnbezügen, die über das Materielle hinausgingen.

Die Inflationsheiligen

Die Suche nach einem „Neuen Zeitalter“ brachte Anfang des 20. Jahrhunderts viele selbsternannte Erlöser und Weltretter hervor. Einige von ihnen – so z.B. der christlich-revolutionäre Maler Max Schulze-Söldes, der „Oberdada“ Johannes Baader oder der Geschäftsmann Louis Häusser (Verfasser von „Der kommende Übermensch“) – wurden nach dem 1. Weltkrieg zu „Inflationsheiligen“, die völkisches Gedankengut predigten. Es entstanden etliche Gemeinschaften zur Zucht „rassisch wertvoller“ Menschen, um das deutsche Volk zu erneuern.

„Gewiß, mit dem Ende der Inflationsjahre verliert sich auch die Wirksamkeit jener banal-erhabenen Heilsbringer, aber nur, weil nun ein größerer und begabterer Prophet die Bühne betritt. Wenige Jahre später, als die Weltwirtschaftskrise alle schlummernden Dämonen wieder weckt, als wieder verzweifelte, gehetzte, nach Wundern und Erregung hungernde Menschen nach Offenbarung, Glauben und neuer, schützender Gemeinschaft suchen, ist er da, der Trommler, der Meister, der Führer: Adolf Hitler.“[10]

Volksgemeinschaft und arische Siedlungen

Der Nationalsozialismus machte aus dem Wunsch nach Gemeinschaft die Vorrangigkeit der Volksgemeinschaft („Du bist nichts, dein Volk ist alles“), und wurzelte auch in antikapitalistischen und antira-

tionalen Bestrebungen der damaligen Protestbewegung. So wurde 1918 die „Thule-Gesellschaft" gegründet, „eine Tarnorganisation für die bayrische Ordensprovinz des Germanen-Ordens, einer logenartig organisierten Geheimgesellschaft extrem rassistischer und antisemitischer Prägung... Man hielt sich dort allgemein für die geistige Elite der Zeit, huldigte neugermanischer Mystik und dem Okkultismus... Das berüchtigte Freikorps Oberland ging ebenso aus dieser Ordensgemeinschaft hervor wie zahlreiche spätere Nazigrößen: Adolf Hitler, Rudolf Heß, Hermann Göring, Heinrich Himmler, Julius Streicher, Alfred Rosenberg..., um nur die geläufigsten Namen zu nennen." [11]

Der Antikapitalismus der Nationalsozialisten äußerte sich v.a. in einer (verbalen) Ablehnung des Unternehmertums und Finanzkapitals, welches als jüdische Erscheinung bezeichnet wurde. Handwerkliche und bäuerliche Arbeit sollte aufgewertet werden, und der nationalsozialistische Landwirtschaftsminister Darré propagierte auf Selbstversorgung basierende Siedlungen v.a. im Osten, um damit die slawischen Völker zu vertreiben.

Die Sehnsucht nach dem anderen Leben heute: Die neue Gemeinschaftsbewegung



Platzbesetzung in Berlin 1988 *Foto: Umbruch*

Parallel zum Niedergang der nach 1968 gegründeten K-Gruppen entwickelte sich die Alternativbewegung als Versuch, konkrete Lebensbedingungen schon jetzt, und nicht erst nach irgendeiner imaginären Revolution zu verändern. Es entstanden Landkommunen, die Idee vom einfachen Leben jenseits des Konsumterrors der Industriegesellschaft lebte wieder auf, und der Wunsch nach gemeinsamem Leben und Arbeiten nahm im Laufe der nächsten Jahre die unterschiedlichsten Formen an. Ich werde hier einige Beispiele vorstellen.

Freiheit und Gleichheit: Politische Kommunen

Die politischen Kommunen – in diesem Buch schwerpunktmäßig beschrieben, deswegen verzichte ich hier auf eine ausführliche Darstellung – haben einen egalitär-demokratischen Anspruch: Abschaffung von Hierarchien, Gleichberechtigung von Frau und Mann, gemeinsames Eigentum und gemeinsame Kasse. Ihr ideeller Hintergrund ist meistens ein anarchistischer und/oder sozialistischer.

ES LEBE DIE FREIHEIT!



Aus der US-amerikanischen Zeitschrift Communities

Religiöse Gemeinschaften: z. B. Basisgemeinde Wulfshagenerhütten

Es gibt einmal die eher traditionell religiös gebundenen Gemeinschaftsformen der christlichen Klöster, dann zahlreiche buddhistische Meditationszentren, die in der Regel von einer entsprechenden Hausgemeinschaft getragen werden, aber auch religiöse Kommunen wie die der Arche-Bewegung in Frankreich oder die Laurentiushöfe in Wethen und Bosenholz. Diese entstammen der christlichen Tradition, sind aber inzwischen auch für andere religiöse Einflüsse offen.

Genannt sei hier besonders die „Basisgemeinde Wulfshagenerhütten“, eine Gemeinschaft von etwa 60 Menschen nördlich von Kiel, die in streng antikapitalistischer Ausrichtung alle gesellschaftlichen Statussymbole (bürgerliche Berufe, Konsum, etc.) ablehnt und mit vielen „Mühseligen und Beladenen“ – die außerhalb der Gemeinschaft kaum selbständig existieren könnten – in frei gewählter Armut lebt. Einzige Einnahmequelle ist die Herstellung von qualitativ hochwertigem Holzspielzeug. Einige arbeiten in einem benachbarten Landwirtschaftsbetrieb: „Bargeldlos und auf gegenseitiges Vertrauen gegründet geben wir für diesen Anbau unsere Arbeitskraft und erhalten dafür das vom Ertrag der Ernte für uns Lebensnotwendige.“[12] Es ist eine der politisch aktivsten Kommunen, die ich kenne. Sie sind v.a. engagiert in der Anti-AKW-Bewegung und der Zusammenarbeit mit Basisgemeinden in Mittel- und Südamerika. Ein kleinere Gruppe lebt als Ableger der Basisgemeinde in einem besetzten Haus in der Duncker-straße (ehemals Ost-Berlin), und ist sehr engagiert im Kampf um MieterInnen-Rechte.

Getragen ist all dies von ihrem Glauben und ihrer Erfahrung aus 20 Jahren Leben in Gemeinschaft, daß nicht sie selbst es sind, die die Geschichte ihrer Gemeinschaft machen. Stattdessen wenden sie sich an Gott und beten in Demut um das gemeinsame Erkennen des nächsten Schrittes. Die freiwillige Abhängigkeit von Gott setzt sich fort in ihren Beziehungen miteinander, in der Verbindlichkeit, in der sie als aufeinander angewiesene Gleiche in Gemeinschaft leben, und in der Ehe als Form des gemeinsamen Weges zweier Menschen.

New Age vom Feinsten: Findhorn

Spirituelle Gemeinschaften sind eher dem Umfeld des New Age zuzuordnen, wobei sich etliche (wie z.B. der „Lebensgarten Steyerberg“, eine sehr individualistisch ausgerichtete Siedlung von über 100 großen und kleinen Menschen bei Nienburg/Weser) an „Findhorn“ orientieren. Diese bereits 1962 von Eileen und Peter Caddy (der geschulte Rosenkreuzer war ursprünglich Major der Royal Air Force) in

Schottland gegründete Gruppe war – zumindest in den Anfängen – alles andere als egalitär. Peter Caddy „leitete die Gemeinschaft mit sehr fester Hand.“ [13]

Als spirituelle Führer Findhorns gelten Sir George Trevelyan, ein theosophisch-anthroposophisch ausgerichteter Ideengeber des New Age, und David Spangler, ebenfalls Theosoph, der als Medium angesehen wird, das Botschaften aus der geistigen Welt übermittelt. Beide propagieren eine notwendige Veränderung der Welt durch Selbstveränderung und spirituelle Praktiken, z.B. spirituelle Nutzung von Technologien und „Reinigung“ des Geldes durch „Gottvertrauen“. So ist es für Spangler Ausdruck einer reifen spirituellen Entwicklung, wenn Menschen imstande sind, viel Geld zu machen. Folgerichtig ist für ihn der erfolgreiche Geschäftsmann eine Art Prototyp des New Age.[14]

Das ehemalige Findhorn-Mitglied Daphne Francis hat eindrucksvoll beschrieben, welche Auswirkungen dies männlich orientierte Verständnis von Spiritualität auf den Alltag der Gemeinschaft hat. So wird z.B. schwangeren Frauen, die ihr Kind ohne Partner zur Welt bringen möchten, nahegelegt, entweder eine Abtreibung zu machen oder die Gruppe zu verlassen.[15]

Trevelyan kann möglichen menschheitsbedrohenden Katastrophen durchaus Positives abgewinnen: „Nach einem Atomkrieg könnte die Erde in neuer Schönheit erstehen und Menschenseelen könnten wieder hinabsteigen und fruchtbar sein und sich mehren.“[16] Diese zynisch anmutende Haltung kann er einnehmen, weil er davon ausgeht, daß „höhere Ebenen der engelhaften Intelligenz“ eine Vernichtung der Erde durch die Menschen nicht zulassen würden. Er glaubt allen Ernstes, daß diese „unseren Planeten, für uns unsichtbar, mit Millionen Raumschiffen überwachen“, an wichtigen militärischen Sitzungen teilnehmen und daß sie imstande sind, „jeden atomaren Schlag sofort zu neutralisieren“.[17]

Spangler sah in den 70er Jahren Findhorn „als 'Übungsplatz' und 'neugebildetes Heiligtum' für 'die fünfte Wurzelrasse, die arische Rasse'. Von Findhorn aus, so hofft er, 'werden die Kolonialschiffe wieder aufbrechen und die Fracht neuer Visionen und die Samen einer neuen Welt an Bord haben'.“[18] Heute hat Findhorn ein weltweites Netzwerk von Kontaktgruppen und Zentren aufgebaut, zur Verbreitung seiner Ideen.

Es leben etwa 170 Menschen in Findhorn, auf der Suche nach persönlicher Entwicklung und spirituellem Wachstum. Der beispielhafte Einsatz ökologischer Technologien ermöglicht eine ressourcenschonende Lebensweise. Wichtige Einnahmequelle der Gemeinschaft sind Seminare und Konferenzen, wo dann auch schon mal VertreterInnen von IBM, Philipps, Volvo, Shell und anderen Konzernen auftauchen.

Kontakte zu Rechten: Märchenzentrum Troubadour

In Vlotho befindet sich seit 5 Jahren die von Jean Ringenwald gegründete, anthroposophisch orientierte Gemeinschaft „Märchenzentrum Troubadour". „Regelmäßig finden im Märchenzentrum Festivals, Märchentherapie und Seminare zu esoterischen und Märchen-bezogenen Themen statt. Wer will, kann auch eine umfassende Ausbildung zum Märchenerzähler, 'Lichtmasseur', Licht- und Lebenstrainer' etc. absolvieren."[19]. Der Märchenrezeption des Troubadour wird vorgeworfen, daß durch die Vermittlung hierarchischer Weltbilder antidemokratisches Denken gefördert und der Intellekt als einseitig negativ dargestellt wird. Märchen werden als unhinterfragbare Wahrheiten aus der geistigen Welt angesehen.[20]

Die aus zeitweilig bis zu 30 Erwachsenen bestehende Gruppe lebte bis Anfang '94 in einem vom „Collegium Humanum" gepachteten Gebäude; mittlerweile wurde ein eigenes Haus in Vlotho erworben. Das „Collegium Humanum" bezeichnet sich als „Akademie für Umwelt und Lebensschutz" und wurde 1963 von Werner Haverbeck gegründet. Der ehemalige Pfarrer der anthroposophischen Christengemeinschaft, der 1989 das (von vielen AnthroposophInnen abgelehnte) Buch „Rudolf Steiner – Anwalt für Deutschland" veröffentlichte, war 1981 einer der Erstunterzeichner des rassistischen „Heidelberger Manifest", in dem gegen die „Überfremdung" des „deutschen Volkes" zur Gründung eines Bundes zur „Erhaltung des deutschen Volkes und seiner geistigen Identität" aufgerufen wird. Neben vielen anderen Aktivitäten war Haverbeck in den siebziger Jahren Präsident des „WSL – Weltbund zum Schutze des Lebens", und in dieser Funktion Nachfolger des „Ernährungspapstes" Max Otto Bruker[21], und ist in diesem noch heute eine zentrale Figur. Gemeinsam mit dem Collegium Humanum bringt der WSL die Zeitung „Stimme des Gewissens" heraus, die neben ökologischen Themen überwiegend neu-rechtes Gedankengut verbreitet.

Das Märchenzentrum Troubadour war jedoch keineswegs nur unbeteiligte Pächterin des Collegium-Humanum-Hauses in Vlotho. Jean Ringenwald – ehemaliger Waldorflehrer und anthroposophischer Pfarrer – ist gemeinsam mit Werner Haverbeck im Vorstand des Collegium Humanum, welches vom Verfassungsschutz als rechtsextrem eingestuft wird. Es organisierte z.B. das „Komitee zur Vorbereitung der Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des Führers". Im Dezember '94 fand in Vlotho eine Protestkundgebung gegen die Aktivitäten des Collegium Humanum und seine Förderung durch staatliche Bildungsgelder statt, die von einem breiten Bündnis getragen wurde.[22]

Karl-Heinz Meyer, der im Lebensgarten Steyerberg lebt und dort Beratung für Gemeinschaftssuchende anbietet, hat beschrieben, wie er

im Märchenzentrum zu dieser Arbeit gefunden hat. Er schildert das Troubadour sehr positiv als kinderfreundliche Gemeinschaft mit gemeinsamer Ökonomie, Konsensentscheidungen und gelungener Verbindung von individueller Freiheit und gemeinschaftlicher Verbindlichkeit. Damals waren ihm die Verbindungen des Märchenzentrums mit der rechtsextremen Scene nicht bekannt, ebensowenig wie die Satzung des Troubadour, die vorsieht, daß im Fall einer Auflösung des Verein ein Teil seines Vermögens dem Lebensgarten Steyerberg zufließen soll.[23]

Rettung der Erde durch freie Liebe: AAO und ZEGG

Die 1972 vom Wiener Aktionskünstler Otto Mühl gegründete „Friedrichshof-Kommune" bei Wien war Ausgangspunkt und Zentrale der „Aktionsanalytischen Organisation" (AAO), die auch in vielen westdeutschen Städten Kommunen aufbaute. Angetreten waren sie mit dem Anspruch, auf Grundlage der Erkenntnisse von Wilhelm Reich die bürgerliche Kleinfamilie aufzuheben und stattdessen die „freie Liebe" zu leben. Hierarchien sollten abgeschafft werden, indem sie transparent gemacht und die Gruppenmitglieder nach ihrer Stellung darin durchnumeriert wurden. Bisher verdrängte Gefühle sollten in der „Selbstdarstellung" – alle sitzen im Kreis und eineR drückt ihre/seine Empfindungen in der Mitte aus – erfahren und kommuniziert werden.

Mit unwahrscheinlichem Sendungsbewußtsein glaubten die AAO-KommunardInnen, mit ihrer Lebensweise allen anderen Menschen – die sie als „Detis" (denkende Tiere) bezeichneten – weit voraus zu sein. Jedoch blieben sie in ihren Selbstdarstellungen im Ausleben aggressiver Gefühle stecken, lebten die Hierarchien auf oft brutale Art im Alltag aus und machten aus dem Ideal der freien Liebe den Zwang zu wahllosem Ficken. Heute sitzt Otto Mühl wegen Mißbrauch Minderjähriger im Knast, und der „Friedrichshof" löste sich Anfang der 90er Jahre auf.[24]

Innerhalb der AAO entwickelte Dieter Duhm (bekannt u.a. als Autor von „Angst im Kapitalismus") das Konzept eines „Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung" (ZEGG), das die Ideen der AAO in die Alternativbewegung integrieren sollte als ein zukunftsweisendes, experimentelles Lebens- und Forschungsprojekt. Dieses sollte „verallgemeinerbare Lösungsansätze für soziale, medizinische und ökologische Probleme"[25] aufzeigen. Aus der ersten Kommune „Bauhütte" entwickelte sich das „Projekt Meiga", welches seit 1991 in Belzig bei Berlin das ZEGG aufbaut.

Auf ihre AAO-Wurzeln werdendie Projektmitglieder nicht gerne angesprochen. Nach wie vor ist die „freie Liebe" das Thema, mit dem das ZEGG die Welt retten möchte. Zentrale Frage ist: „Wie könnte ein menschliches Zusammenleben aussehen, wo die sexuelle Zuwendung zu einem anderen in einem Dritten keine Eifersucht und keine Feindschaft mehr auslöst?"[26] Jedoch werden auch Liebe und Treue gewollt – „Du kannst nur treu sein, wenn du auch andere lieben darfst" –, und es besteht das Bemühen, Gefühle und Wünsche rund um Liebe und Sex zu verstehen.

Vordenker ist in erster Linie immer noch Dieter Duhm (auch wenn er nicht mehr selbst im ZEGG lebt), der in seiner „politischen Theorie" mittlerweile die Notwendigkeit von Hierarchien vertritt. Das ZEGG ist keine Kommune, sondern eine Gemeinschaft von ökonomisch selbstständigen Betrieben und Einzelpersonen, die mit ihrer Lebensweise „richtige" Informationen in die Biosphäre einspeisen wollen, um über „morphogenetische Felder" (Theorie von Rupert Sheldrake, wonach – unabhängig von Raum und Zeit – einmal gemachte Erfahrungen weltweit verfügbar sind und Problemlösungen erleichtern) Alternativen zu Haß, Gewalt und Zerstörung anzubieten.

Matriarchalische Machtstrukturen: Stamm Füssen Eins

Diese seit 20 Jahren bestehende Gruppe ist erst seit 1994 in der Szene bekannt. Sie hat sich unabhängig von der Alternativbewegung im kleinen bayerischen Ort Füssen entwickelt aus einem FreundInnenkreis um den Projektgründer Wolfgang Wankmiller. Die Mitglieder kennen sich teilweise schon von der Schule her. Sie haben den Anspruch, ihre eigene Lebensweise und Spiritualität nur aus sich heraus, ohne irgendwelche Vorbilder zu entwickeln. Die überwiegend aus Frauen bestehende Gemeinschaft versteht sich als Gruppe, die „an der Verwirklichung matriarchalischer Machtstrukturen" arbeitet. Alle Entscheidungen trifft das Frauenplenum, das von dem Stammesoberhaupt Wolfgang geleitet wird, der jedoch keine Entscheidungsmacht hat. „Künstliche Hierarchien" lehnen sie ab, befürworten aber ausdrücklich „natürliche Hierarchien" (was auch immer das sei) und haben viel Vertrauen zueinander und darin, daß sie alle füreinander nur das Beste wollen.[27]

Auch sie praktizieren die „freie Liebe". Da sie Verhütungsmittel ablehnen – wenn ein Mann es einer Frau wert ist, mit ihm zu schlafen, soll sie auch bereit sein, die Konsequenzen zu tragen – haben sie ziemlich viele Kinder, die gemeinschaftlich betreut werden.

Die Menschen vom Stamm finanzieren sich mit ganz normalen Berufen und Betrieben (Ärztin, Rechtsanwältinnen, Druckerei, Verlag,

etc.) und beschäftigen sich – erfrischend wenig ideologisch, mehr ihren momentanen Bedürfnissen folgend – mit verschiedenen Aspekten des Lebens. Seit einer Weile leben sie vegetarisch, weil sie das als richtig erkannt haben, lehnen neuerdings jede Form von Suchtmitteln (einschließlich Kaffee und Zigaretten) für den Alltagsgebrauch ab und beschränken diese auf Feste – die viel und gerne gefeiert werden. Sie verstehen sich als verbindliche Lebensgemeinschaft, aus der niemensch ausgeschlossen werden kann. Es gibt keine privaten Räume, die Frauen übernachten überwiegend gemeinsam, es sind aber Rückzugsmöglichkeiten vorhanden.

Alternative Gesellschaftsentwürfe: Das Modell Ökodorf

Mit „Ökodorf" sind hier nicht ökologisch-baubiologische Siedlungen gemeint (von denen es schon einige gibt), sondern – bisher noch nicht verwirklichte – Gemeinschaften, die modellhaft für eine größere Anzahl von Menschen Lebens- und Arbeitsformen entwickeln, die dem Kapitalismus eine Alternative entgegensetzen. Eckpfeiler sollen sein: Gemeinsames Eigentum an Boden und Gebäuden, Produktion überwiegend für den eigenen Bedarf (Selbstversorgung), insgesamt eine ökologisch und sozial ausgerichtete Lebensweise, die mehr auf Qualität als auf Quantität setzt, die gleichzeitig weniger konsumorientiert und lustvoller ist als gemeinhin üblich. Propagiert wurde diese Idee vor fast 10 Jahren von dem Heidelberger Psychologen Jörg Sommer, der – nicht zuletzt, um Menschen zu ihrer Umsetzung zu finden – den „Informationsdienst Ökodorf" (IDÖF) gründete. Dieser brachte die Zeitschrift „Ökodorf-Informationen" (heute „Eurotopia") heraus und hatte die Funktion einer Selbsthilfegruppe für Suchende nach dem „besseren Leben", indem Infos und Adressen von Projekten gemeinsamen Lebens und Arbeitens veröffentlicht und Veranstaltungen zu diesem Thema durchgeführt wurden.

Das ursprünglich von Jörg Sommer geplante und über Jahre mit einer Gruppe in intensiver Diskussion und Selbsterfahrung vorbereitete Projekt eines Ökodorfs „Selbstversorgung als Selbstbestimmung" hat 1993 (ohne seinen Initiator) mit einem Projektzentrum in Groß Chüden (in Sachsen-Anhalt, direkt an der Grenze zum Wendland) begonnen, Gestalt anzunehmen. Ein Siedlungsgelände zur Errichtung eines Ökodorfs für bis zu 300 Menschen wird noch gesucht.

Aus der Zusammenarbeit der Ökodorf-Szene mit Rudolf Bahro entstand 1993 – mit Unterstützung der sächsischen Landesregierung – das „LebensGut Pommritz" in der Nähe von Dresden. „Ziel ist die Entwicklung, Erprobung und der beispielhafte Betrieb einer ökologischen

Siedlung mit regional-orientierter nachhaltiger Kreislaufwirtschaft im ländlichen Raum."[28]

Anarchistische Unterwanderung einer westdeutschen Kleinstadt: Projekt A / Wespe

„1985 erschien das Buch „Das Projekt A" von Horst Stowasser....(29) Durch einen Zusammenschluß von selbstverwalteten wirtschaftlichen Betrieben, sozialen Einrichtungen und politischen Initiativen sollte ein soziales Gebilde entstehen, welches zum einen für die Beteiligten ein Stück der großen Utopie vom Leben in Solidarität und Freiheit er-lebbar machen würde, zum anderen – beginnend in einer westdeutschen Kleinstadt – modellhaft weitere solcher Projekte anstoßen könnte... Das Buch wurde konspirativ, in numerierten Einzelexemplaren, in der Szene verteilt".[30]

In Neustadt an der Weinstraße entstand daraufhin 1989 das „Werk selbstverwalteter Projekte und Einrichtungen" (WESPE). Im Laufe der Jahre fanden sich über 100 Menschen zusammen, die zwar nicht alle gemeinsam leben, aber in enger regionaler Vernetzung ein Projektzentrum aufgebaut und Betriebe gegründet haben.

WESPE/Projekt A in Neustadt hat sich nie als Gruppe mit einer bestimmten politischen Ideologie verstanden. Der anarchistische Anspruch bestand ausdrücklich in einer Offenheit für jedeN, die/der sich durch Engagement dazugehörig fühlt. Dies hat in den letzten Monaten zu tiefgreifenden Konflikten geführt, die bisher zwar schon latent vorhanden, aber noch nie so deutlich ausgesprochen waren. Aufhänger waren Auseinandersetzungen um den Auftritt der Kölner Polit-Punk-Kabarett-Gruppe „Heiter Bis Wolkig", der von autonomen Frauengruppen Sexismus in ihren Szenen und Vergewaltigung einer Frau durch ein Bandmitglied vorgeworfen wird. Plötzlich wurde deutlich, daß in der WESPE sehr unterschiedliche Menschen mit sehr unterschiedlichen Wertvorstellungen und Weltbildern versuchen, etwas Gemeinsames aufzubauen, und es gab tiefgreifende Enttäuschungen darüber, daß die Grundlagen unserer Gemeinschaft – die wohl von den Beteiligten sehr unterschiedlich vermutet und nie offen ausgesprochen wurden – so wenig tragfähig sind.

Im Moment ist nicht klar, wieweit es die WESPE als Projekt mit einem gemeinsamen Selbstverständnis noch gibt. Stabilster Zusammenhang ist der „Rat für gemeinsames Wirtschaften" (RGW), ein Zusammenschluß von 12 selbstverwalteten Betrieben, der eine ganz praktische Funktion hat in der Hilfestellung bei Liquiditätsengpässen, und auch weitergehende Zusammenarbeit und Unterstützung zwischen den Betrieben plant. Alles Weitere wird von einem langwierigen Klärungs- und Diskussionsprozeß abhängen.

Die Sehnsucht und ihr Mißbrauch

Der Wunsch nach einem anderen, besseren Leben ist angesichts gesellschaftlicher Verhältnisse von Herrschaft und Gewalt, Armut und Ungerechtigkeit entscheidender Antrieb zur Veränderung. Gleichzeitig sind Ideale benutzbar, und gerade der Kapitalismus hat eine ungeheure Fähigkeit, kritische Potentiale zu vereinnahmen, sich zunutze zu machen oder einzuverleiben als neue Märkte. Pseudo-Öko-Produkte überschwemmen den Markt, Rockmusik als Ausdruck von Lebendigkeit und Sexualität ist nicht nur florierendes Marktsegment der Unterhaltungsindustrie geworden, sondern in seiner Spielart als Rechts-Rock zum genauen Gegenteil des ursprünglich Gemeinten mutiert. Die Haartracht und unkonventionelle Kleidung der Hippies wird gerade – nostalgisch verklärt – zur bloßen Mode. Und Teamarbeit und psychologisch versiertes (bis hin zu spirituell begründetem) Management sowie die Beteiligung von MitarbeiterInnen am Ertrag eines Unternehmens halten seit vielen Jahren erfolgreich Einzug in kapitalistische Betriebe.

Auch das Leben in Gemeinschaft ist nicht an sich schon eine Alternative zum Bestehenden oder gar eine revolutionäre Perspektive, sondern ebenso benutzbar für elitäre, faschistoide Zielsetzungen, wobei es – in welcher Ausprägung auch immer – bisher nur eine gesellschaftliche Randerscheinung darstellt, da die Entwicklung der Lebensformen in allen Industriestaaten auf zunehmende Vereinzelung (über die Kleinfamilie zum Single-Haushalt) hinausläuft.

Romantische Sehnsucht

Als kulturelle Gegenströmung zum erstarkenden rationalen Kapitalismus war die (deutsche) Romantik des 19. Jahrhunderts auch Ursprung der Alternativbewegung der Jahrhundertwende. Ihre Irrationalität gilt heute als eine ideologische Wegbereiterin des Faschismus. Aber die romantische Sehnsucht nach einem Leben in Übereinstimmung mit dem inneren Gefühlsleben der Einzelnen, in sozialer Gemeinschaft und eingebunden in natürliche Zusammenhänge, wird erst in Verbindung mit elitär-faschistoidem Denken pervertiert (welches in Deutschland – ganz rational – zum industriellen Morden in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern führte). Die Suche nach der „blauen Blume“, nach dem unerreichbaren Ort des Glücks, jenseits von Entfremdung und Konsum, führt auch heute (auf unterschiedliche Art) Menschen dazu, in Gemeinschaften zu leben.

Religiöse und spirituelle Sehnsucht

Religionen haben historisch unterschiedliche Rollen gespielt, überwiegend – in Form der Kirchen – als Instanzen der Repression, letztlich als Wegbereiter der Durchsetzung von ökonomischen Interessen der herrschenden Klassen. Trotzdem – und das macht ihre Wirksamkeit aus – kann Religion anknüpfen an ein individuelles Protestpotential im Menschen. Wo die Welt keinen Raum läßt für die oft nur noch diffus erlebbare Gewißheit, daß es ein „Mehr" geben muß, etwas, das über das reine Funktionieren hinausgeht, kann Religion (oder Spiritualität als weniger auf eine bestimmte Glaubensrichtung bezogene, mehr erfahrungsorientierte Beschäftigung mit diesem „Mehr") als Sinnstifterin dienen. Ihr Doppelcharakter – einerseits Effektivierungselement von Unterdrückung, andererseits Zugang zu existentiellen Fragen – prägt sich in verschiedenen Gesellschaftsformen und historischen Situationen unterschiedlich aus. Während z.B. die Hexenverbrennungen des Mittelalters oder die gewaltsame Christianisierung indigener Völker Ausdruck von Herrschaftsinteressen waren, bietet die lateinamerikanische Befreiungstheologie weltlich umsetzbare, freiheitliche Werte an.

Das aktuelle New Age (mittlerweile auf teuren Kongressen auch von bürgerlichen PolitikerInnen gesponsort) ist eine besonders kapitalismus-kompatible Variante von Religiosität: käufliche Erleuchtungserlebnisse, einfach zu konsumieren und problemlos in den bürgerlichen Alltag integrierbar, werden angeboten als Überlebenshilfen zum besseren Funktionieren in der Warenwelt: Gegen Sinnkrisen und Gefühle der Entfremdung von natürlichen Kreisläufen wird „Heilung" in teuren Seminaren angeboten – oft geleitet von indianischen „Medizinmännern" ohne jeden Stammeshintergrund, die losgelöst von den realen, politischen Kämpfen indianischer Menschen Geschäfte mit Surrogaten heiliger Rituale betreiben.

Die entpolitisierende Ideologie des New Age ignoriert gesellschaftliche Machtverhältnisse und individualisiert das Leiden an ihnen: Geld zu haben oder nicht, ist abhängig vom eigenen Verhältnis zu diesem, Krankheiten sind selbstverursacht, jedeR ist ihres/seines Glückes Schmied, etc. Olympisches Ziel ist das Erreichen immer höherer Stufen auf dem Weg zur individuellen Erleuchtung. Des öfteren mußte ich mir mitleidige Kommentare hochspiritueller Mitmenschen anhören, die nicht verstehen konnten, daß ich es noch nötig habe, mich mit so weltlichen Dingen wie Flüchtlingsproblemen oder Atomkraftwerken zu beschäftigen. Besonders typisch ist diese Haltung für begeisterte Findhorn-AnhängerInnen, die dort so etwas wie Glück und den Sinn des Lebens gefunden zu haben meinen. So nachvollziehbar und wichtig der Wunsch nach persönlichen Wohlbefinden ist (in der nor-

malen gesellschaftlichen Realität nur für die wenigsten umsetzbar), so widerlich ist der damit verbundene gnadenlos asoziale, elitäre Ego-Kult.[31]

Elemente neu-rechten Denkens

In einer gesellschaftlichen Situation, in der „die 68er" mittlerweile zur staatstragenden Generation gealtert sind, ohne daß sich dies in irgendeiner Form gesellschaftspolitisch dauerhaft niedergeschlagen hätte, tritt eine (vorwiegend jugendliche, wenn auch den Ideen der alten Faschos mehr oder weniger verpflichtete) Neue Rechte aufs politische Parkett. Mit dem Anspruch, Tabus brechen zu wollen (v.a. mit Blick auf bisher unhinterfragbare antifaschistische politische Vorstellungen linker und bürgerlicher DenkerInnen), stellen sie sich schon in den Titeln ihrer Zeitschriften als das kommende Protestpotential vor: „Mut", „Criticon" und „Junge Freiheit" suggerieren, daß nun endlich Schluß sein soll mit dem „alten Denken" (das paßt erstaunlich gut zum vielpropagierten „neuen Denken" des New Age).

In Anlehnung an Antonio Gramsci (italienischer kommunistischer Theoretiker) ist die Neue Rechte angetreten zum Kulturkampf, zum Kampf um die „kulturelle Hegemonie": Vor dem Erringen der politischen Macht steht der Kampf um die Köpfe der Menschen, um die Macht über die Definition von Begrifflichkeiten. Schon heute kann davon ausgegangen werden, daß das Gedankengut der Neuen Rechten gesellschaftliche Diskurse zunehmend beeinflußt. Ihre Kampfbegriffe und Programmatik: „Tabus brechen" und „Nonkonformismus", z.B. hinsichtlich einer angeblichen „Umerziehung" der Deutschen nach dem 2. Weltkrieg durch die Alliierten und des daraus resultierenden „Nationalmasochismus", Plädoyer für eine völkisch definierte „Nation" als starkem Staat, mit äußeren Feinden und Ausschaltung innerer Interessensgegensätze, demgegenüber die Menschenrechte Einzelner nachrangig sind. Diese mystifizierte Gemeinschaft wird als Alternative zur Vereinzelung der Menschen in der Moderne angeboten. Und nicht zuletzt „Ethnopluralismus" als sich liberal und weltoffen gebender verkappter Rassismus, wie er schon vor 13 Jahren im „Heidelberger Manifest" formuliert wurde.[32]

Neben diesen Elementen neu-rechten Denkens, die in ihrem reaktionären Gehalt durchschaubar sind, gibt es ideologische Schnittstellen zu linken und v.a. ökologischen Positionen. Etliche (alte wie neue) Rechte lehnen z.B. Atomkraftwerke und Gentechnik ab und haben sich den „Lebensschutz" auf ihre Fahnen geschrieben – in dessen Namen dann auch Abtreibungen verteufelt werden. Ihre wesentlich antiamerikanistisch geprägten, kulturpessimistischen Positionen (z.B. das Beklagen der Vereinzelung des Massenmenschen in der Industrie-

gesellschaft oder eines einseitigen Materialismus), deren antidemokratischer Gehalt oft erst im Kontext des gesamten neu-rechten Ideologiegebäudes erkennbar wird, finden sich in ähnlicher Form auch in Teilen der Gemeinschafts-Szene.

Koordinaten einer humanistischen Grundhaltung und ihr Mißbrauch

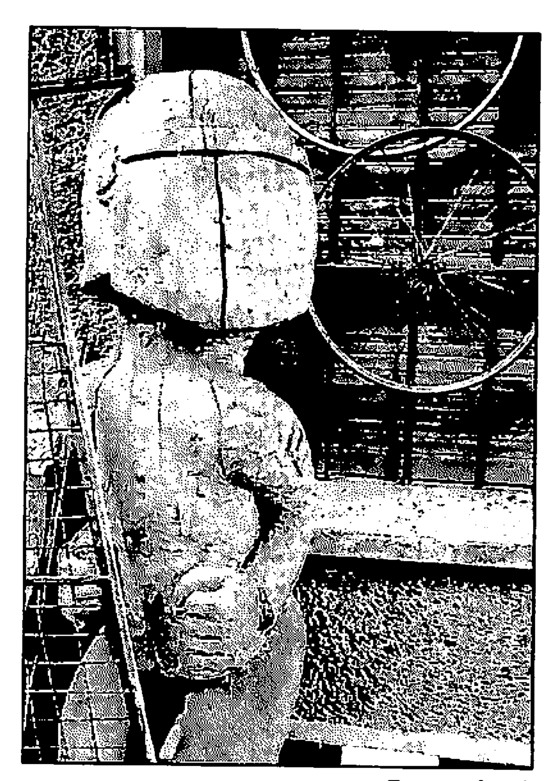


Foto: Umbruch

Um mich zurechtzufinden in der Unübersichtlichkeit der verschiedenen Denkansätze, wie sie auch in der Gemeinschafts-Szene vertreten werden, orientiere ich mich an den Idealen der Aufklärung, v.a. an der Wertschätzung von Demokratie und Menschenrechten. Angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung nach rechts, der „sanften Verblödung" durch spirituelle Heilslehren und der Hilflosigkeit der Linken scheint es mir wichtig, in der Vielfalt der Wege Koordinaten einer humanistischen Grundhaltung und ihrer Mißachtung zu benennen. Mein roter Faden zu diesem Thema ist die Frage nach dem Verhältnis einer Gemeinschaft zu ihren einzelnen Mitgliedern und zu ihrer sozialen Umgebung: wieviel Akzeptanz können die Menschen innerhalb und außerhalb der Gruppe für ihre Einzigartigkeiten erwarten und wieviel Vertrauen wird in demokratische Entscheidungsprozesse gesetzt?

Elitäres Denken

Ähnlich wie der Staatstheoretiker Carl Schmitt – auf den sich die Nationalsozialisten beriefen – einen starken Staat vertrat, stark gegen äußere Feinde und innere Opposition, können auch Strukturen mancher politischen oder spirituellen Gruppierungen beschrieben werden. Außen steht der Feind, oder die minderwertigen, weil von der Erleuchtung noch weit entfernten Anderen. Der nationalsozialistische „Herrenmensch" oder der spirituelle „Übermensch" (als „operierender Tetan" z.B. kreiert vom Gründer der Scientology-Sekte L. Ron Hubbard, der bezeichnenderweise ursprünglich Science-Fiction-Autor war) sind sicher durchschaubare Figuren, aber vom individuellen Bedürfnis nach Überlegenheit lassen sich z.B. auch Parallelen zur „Vorhut der Arbeiterklasse" der Nach-68er-K-Gruppen ziehen. Dank der eigenen Heilslehre werden solche Gruppen im Inneren zusammengehalten. Ein freier Meinungsaustausch oder gar das Aushalten innerer Widersprüche sind kaum möglich. Der Preis der Zusammengehörigkeit ist die Anpassung an das Gewünschte – letztlich eine Wiederholung von Kindheitserfahrungen.

Der Friedrichshof in Wien/AAO war wohl das extremste Beispiel einer Gemeinschaft, die nach solchem Muster funktionierte. Aber im Ansatz sind vergleichbare Strukturen vielleicht überall zu finden, wo Gruppen von Menschen sich zusammentun. Das Phänomen, daß Gemeinschaften oft dann am stabilsten sind, wenn sie mit äußeren Problemen zu kämpfen haben, und daß in Ruhephasen häufig Konflikte aufbrechen, ist bekannt. Die Art des Umgangs mit inneren Konflikten ist ein Gradmesser für den emanzipatorischen Charakter einer Gemeinschaft. Ein überhöhtes Sendungsbewußtsein, das mehr Wert legt auf die Richtigkeit dessen, was sein soll, als auf die offene Wahrnehmung und Kommunikation des Bestehenden, läuft Gefahr, zur Ideologie zu verkommen, deren Umsetzung die Bedürfnisse der Beteiligten mißachtet.

Ökologische Richtigkeiten

Die Angst vor der drohenden ökologischen Zerstörung der Erde – angesichts der täglichen Schreckensmeldungen sicher nicht unberechtigt – kann die Entstehung von elitärem Gedankengut fördern. Sie führte z.B. auf dem einwöchigen Vernetzungscamp von Gemeinschaftsprojekten, das im Sommer '94 auf dem Gelände des Ökodorfprojekts in Groß Chüden stattfand, dazu, daß von der Notwendigkeit gesprochen wurde, mit der Bildung von Gemeinschaften „Überlebensinseln" zu schaffen. Angesichts dessen, daß vielen Menschen auf dieser Erde schon heute das Wasser bis zum Hals steht, daß sich für sie

die Frage des Überlebens schon heute stellt, und nicht erst in einer imaginären Zukunft, scheint es mir allerdings borniert, wenn – mit Blick auf den drohenden ökologischen Kollaps – von „Überlebensinseln“ gesprochen wird, die von in der Regel privilegierten Mittelschichtsangehörigen aufgebaut werden (sollten), um Modelle für eine zukunftsweisende Lebensgestaltung zu schaffen.

Der Wunsch nach persönlichem Wohlbefinden ist sehr menschlich und legitim, nur wird eine individuelle gesunde Lebensweise (ökologische Ernährung, Kleidung, Wohnsituation etc. für die, die es sich leisten können) die Ungerechtigkeiten der Welt kaum mindern, da braucht es schon grundlegendere strukturelle Veränderungen. Versuche einer umweltschonenden Alltagsgestaltung können Elemente politischen Handelns sein, wenn sie z.B. den bewußten Umgang mit den Herstellungsbedingungen ökologischer Produkte einbeziehen und nicht zur Heilslehre werden (wie etwa in der „Lebensschutz“-Bewegung).

Nebenbei glaube ich auch nicht an die Gleichsetzung von Gesundheit und Glück, wenn ich mich an die Verbissenheit meiner Eltern erinnere oder mir Menschen ansehe, die sich Bedürfnisse versagen, weil sie ungesund sein könnten. Manchmal scheint mir das wie eine Flucht in Richtigkeiten, vielleicht aus Angst vor dem Ungewissen, wenn den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen nachgegeben würde.

Vor einigen Jahren habe ich sehr hohe Ansprüche an die ökologischen und gesundheitlichen Standards von Gemeinschaften gestellt. Mein Ziel war ein einfaches Leben, Selbstversorgung ohne Strom und industrielle Produkte, und Ernährung mit dem, was auf dem eigenen Boden wächst – während ich in Berlin einen ziemlich stressigen Alltag lebte, von dem ich mich häufig im Süden erholte. Rückblickend betrachtet sehe ich das eher kritisch: Statt Auseinandersetzungen zwischen Menschen wollte ich die Sicherheit unumstößlicher Regeln (Vegetarismus, Verbot von Suchtmitteln, etc.). Mittlerweile kann ich mir – und damit auch anderen – zugestehen, daß Lust und Einsicht oft zweierlei sind, daß wir nicht unfehlbar sein brauchen. Der Anspruch, alles „richtig“ zu machen, führt leicht in die Nähe elitärer Heilslehren und Übermensch-Phantasien. Ihn loszulassen fühlt sich ziemlich erleichternd an.

Soziale Ansprüche und Wirklichkeiten

Die heutige gesellschaftliche Situation ist einerseits gekennzeichnet von rasant schleichender Entsolidarisierung in Form von massivem Abbau sozialstaatlicher Errungenschaften, andererseits ertönt der Ruf nach Solidarität von konservativer Seite her zur Rechtfertigung eben dieses Sozialabbaus, um gesellschaftliche Verpflichtungen zur

Unterstützung Schwächerer zu individualisieren. Praktizierte Solidarität von unten in Verbindung mit politischem Engagement wäre eine Alternative. Gemeinschaften haben da viel mehr Möglichkeiten als Einzelne, und es gibt Beispiele wie die Basisgemeinde Wulfshagenerhütten, wo Menschen ganz bewußt Unterprivilegierte, allein nicht Lebensfähige, in ihre Gemeinschaft einbeziehen und gleichzeitig im politischen Kampf den Staat nicht aus seiner Verantwortung entlassen.

Aus meinen Erfahrungen in WESPE weiß ich aber auch, wie wenig Raum für politische Aktivitäten bleibt, wenn der selbstverwaltete Alltag schon die letzten Reserven frißt, wenn die Arbeit im Kollektiv unter Mißachtung aller gewerkschaftlichen Forderungen immer noch zu wenig Ertrag abwirft, um das eigene kleine Leben damit finanzieren zu können. Wir wollten alles – Arbeit ohne Chef und Zeitdruck, in ihr uns selbst verwirklichen und uns in einer Gruppe wohl fühlen. Und wir finden uns oft genug in der Mühle des kapitalistischen Verwertungszwangs wieder, den Marktgesetzen einer Produktivität unterworfen, denen wir – nicht zuletzt aufgrund unserer basisdemokratischen Strukturen – kaum entsprechen können. Im Streß von mehr Arbeit für weniger Geld als in der „normalen" Wirtschaft, enttäuscht von der Unfähigkeit, den eigenen Ansprüchen genügen zu können, bleibt schon der zwischenmenschliche Umgang unter uns oft genug auf der Strecke. Woher da noch die Kraft nehmen, mit anderen solidarisch zu sein?

Natürlich ist das nur die eine Seite. Die andere ist die, daß wir immerhin in dem Raum, der uns zur Verfügung steht – in unserem betrieblichen Alltag, in unseren Wohnzusammenhängen und in den darüberhinausgehenden Aktivitäten, die wir uns einfach leisten – Formen eines sozialen, ökologischen Miteinanders ausprobieren, die in ihrer Begrenztheit zwar nicht revolutionär sind, aber dafür real. Mich ärgert es immer wieder, wenn Leute mit großen theoretisch-politischen Ansprüchen zu Besuch nach Neustadt kommen und nur feststellen können, was wir alles nicht machen. Vielleicht fängt elitäres Denken schon da an, wo irgendwer meint, für alle Probleme der Welt verantwortlich zu sein und sie lösen zu müssen.

Was bleibt?

Angesichts der widersprüchlichen Geschichte von Gemeinschaftsprojekten, der Vielfalt der Gemeinschaften heute und der Durchdringung gesellschaftlicher Diskurse mit den Ideologien der Neuen Rechten – deren Gefahren aus meiner Sicht oft unterschätzt werden – stellt sich die Frage, wie in dem entstehenden Netzwerk von Gruppen, die gemeinsam anders leben und arbeiten, konstruktiv mit dieser Thematik umgegangen werden kann.

Der Faschismus-Hammer

Es wäre zu einfach, jede Gemeinschaft, die hierarchische Strukturen aufweist oder elitäres Gedankengut vertritt, gleich als faschistisch zu bezeichnen. Auch Religiosität oder Spiritualität sind nicht an sich reaktionär. Wenn jedoch Heilsbotschaften unhinterfragbar mit spirituellen oder naturgesetzlichen Wahrheiten begründet werden (wobei spirituell begründete Naturgesetze eine pseudo-rationale Mythologisierung darstellen) kann zumindest von einer Gefährdung durch totalitäre Ideen ausgegangen werden, denn dann wird es immer Menschen geben, die im Besitz der „Wahrheit" sind, und andere, denen diese nahegebracht werden muß.

Trotzdem halte ich es für ganz wichtig, nicht jedes „Sendungsbewußtsein" als faschistoid zu brandmarken. Eine inflationäre Handhabung des Faschismusbegriffs relativiert die Aktivitäten der strammen Rechten (Propagierung der „Auschwitz-Lüge", handgreifliche Fascho-Überfälle, etc.) und mißachtet das subjektiv „gute" Wollen vieler Menschen, die (spirituelle) Heilslehren vertreten und darauf ihre Gemeinschaften aufbauen. Faschismus ist untrennbar verbunden mit Großmachtstreben und Vernichtungswillen. Wo Menschen – vielleicht aus politischer Naivität – meinen, im Besitz „der Wahrheit" zu sein, ohne diese gewalttätig durchsetzen zu wollen, finde ich Diskussionen wichtiger als Denunziation.

In Gesprächen über Spiritualität stelle ich immer wieder die Frage nach der Einschätzung von Auschwitz. Und es ist mir auch schon von Mitgliedern spiritueller Gemeinschaften geantwortet worden, daß nach dem Karmagesetz dort das jüdische Volkskarma vollzogen wurde, daß die Dualität von Gut und Böse weltlicher Schein sei und alles, was passiert, gut ist weil es ist. So werden auf widerwärtigste Art Opfer zu Tätern gemacht, und Täter als Vollstrecker karmischer Gesetze reingewaschen. Aufgrund dieser Erfahrungen halte ich die Diskussion dieses Themas für einen unerläßlichen Prüfstein einer zukünftigen Zusammenarbeit von Gemeinschaften. Direkte Fascho-Kontakte, wie im Fall des Märchenzentrum Troubadour dokumentiert, müssen aus meiner Sicht eine strikte Distanzierung von den betreffenden Gruppen nach sich ziehen.

Gleichzeitig stellt sich jedoch die Frage, ob das Beharren auf Rationalität und die Gleichsetzung von Irrationalität mit Faschismus nicht an menschlichen Bedürfnissen nach etwas, das über die Banalität des Alltags hinausgeht, nach einem überpersönlichen Sinn des Daseins, vorbeigeht. Die Aufklärung hat an die Stelle von Mythos und Religion die Erkenntnisse der Naturwissenschaften gesetzt. Jedoch: „Mit der Versachlichung des Geistes wurden die Beziehungen der Menschen selber verhext, auch die jedes Einzelnen zu sich. Er schrumpft zum

Knotenpunkt konventioneller Reaktionen und Funktionsweisen zusammen, die sachlich von ihm erwartet werden. Der Animismus hatte die Sache beseelt, der Industrialismus versachlicht die Seelen."[33]

Der Sinn des Lebens

In vielen Gemeinschaften werden existentielle menschliche Fragen eher ausgespart. Diskussionen um Ökologie und Ökonomie nehmen einen breiten Raum ein, und auch die Beschäftigung mit gruppendynamischen Prozessen ist mittlerweile ziemlich verbreitet. Es gibt eine Reihe von Standards (gemeinsames Eigentum, Konsens-Entscheidungen, etc.) und ihnen entsprechende Erwartungen an die Menschen in den Projekten. Im Verhältnis dazu scheint mir die Frage nach ganz individuellen Bedürfnissen und Ängsten eher unterrepräsentiert.

Insofern können gerade solche Gemeinschaften wie z.B. das ZEGG oder der Stamm Füssen Eins, die sich offensiv mit Fragen der Sexualität auseinandersetzen, wichtige Impulse geben, denn dieses Thema scheint mir in anderen Gruppen fast tabuisiert. Spirituelle Gemeinschaften, die über Rituale Gefühle von Zusammengehörigkeit und Naturverbundenheit herstellen, bieten zumindest die Möglichkeit existentieller Erfahrungen, die über die Bewältigung praktischer Dinge hinausweisen. Dies kann es erleichtern, einen Umgang mit der Frage nach dem Sinn des Lebens und damit zusammenhängenden Themen wie Krankheit und Tod (die im rational ausgerichteten Alltag oft genug ausgespart bleiben) zu finden.

Spirituelle Wünsche nach Zugehörigkeit und Eins-Sein mit einem größeren Ganzen können allerdings da für Einzelne repressiv werden, wo sie quasi vorgeschrieben werden, wo Widersprüche und negative Gefühle nicht sein dürfen. Ich erinnere mich an Erlebnisse im Lebensgarten Steyerberg, wo mir das „freundliche" Lächeln der positiv Denkenden eher einem zurückgehaltenen Zähnefletschen zu ähneln schien als einer Zuneigungsbekundung.

In einer Gemeinschaft miteinander authentisch zu sein, setzt vielleicht eine gewisse Selbstsicherheit voraus, um das je Eigene gegen die Ansprüche der Gruppe (seien sie nun rational-politisch oder spirituell begründet) behaupten zu können und gleichzeitig auf dieser Basis andere in ihrem Anders-Sein wertschätzen zu können. Persönliche Befindlichkeiten führen ein anarchisches Eigenleben und widersetzen sich jeglicher sozialen Kontrolle. Ihre Thematisierung jenseits der jeweiligen political correctness bietet die Chance, Nähe zwischen Menschen herzustellen und in einem kreativen Prozeß der gemeinsamen Selbstfindung grundsätzlich andere als die bürgerlichen – letztlich aufs Funktionieren ausgerichteten – Werte zu leben.

Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß gerade spirituell ausgerichtete Gemeinschaften viele angenehme Sachen machen, z.B. gemeinsames Singen, Kreistänze, Meditation, Massage, etc. Und ich kenne und schätze etliche Menschen in spirituellen Gruppen (z.B. im Lebensgarten Steyerberg, im anthroposophisch orientierten Modell Wasserburg oder selbst im ZEGG), habe mich z.B. bei meinen Besuchen im Stamm Füssen Eins oder in der „Wilden Rose“ (früher politisches Tagungshaus- und Kulturprojekt in Altenmelle, das zu einer spirituellen Gemeinschaft wurde)[34] ausgesprochen wohl gefühlt. Ich habe erlebt – am stärksten in der Basisgemeinde Wulfshagenerhütten – wie wohltuend es ist, mit Menschen zusammenzutreffen, die ganz tief persönlich überzeugt sind von dem, was sie tun. Und ich war auf einem Redaktionstreffen der „Eurotopia“ in der Kommune Niederkaufungen sehr beeindruckt davon, wie es eine Frau aus dem ZEGG im Gespräch über Beziehungen, Enttäuschung und Eifersucht verstand, KommunardInnen zu einem sehr persönlichen Austausch über ihre Beziehungsgeschichte zu ermutigen.

Und die Sehnsucht bleibt

Der Wunsch nach mehr als dem rational Erfahrbaren drückt sich in der politischen Szene vielleicht noch am ehesten aus, wenn auf Festen die Joints herumgereicht werden. Was oft fehlt, ist ein offensiver Umgang mit Sehnsüchten, die über die Einsicht in das als politisch richtig Erkannte hinausgehen. So besteht die Gefahr, daß das Feld der Irrationalität als faschistoid gebrandmarkt den Rechten überlassen wird, statt sein Potential des Widerstands gegen die Rationalität des Kapitalismus konstruktiv zu nutzen. Wenn der von alten und neuen Rechten propagierte Anti-Intellektualismus (ein wesentlich antisemitisch geprägtes Ressentiment) als Abwehr auf der Gegenseite das Beharren auf kalter Rationalität hervorruft, besteht zumindest die Gefahr, daß Menschen in Sinn- und Lebenskrisen sich bereitwillig hierarchischen Gruppen anvertrauen, wo sie ihre persönlichen Sehnsüchte angesprochen fühlen.

Ich habe in Gesprächen – auch hier, in der streng rationalen WESPE – erfahren, daß viele Menschen ganz privat durchaus an mehr als das Materielle glauben, daß es Erlebnisse gibt, die allein mit dem Verstand schwer zu erklären sind (solche hatte ich selbst auch schon). Und ich sehe mich selbst als ein gläubiges Mensch (ohne dies genau benennen zu können), was für mich auch den Glauben an die Wiedergeburt einschließt, allerdings in einer weniger fatalistischen Variante, als sie die Theosophie vertritt. Dies im klaren Bewußtsein, daß Glaube von Wissen grundsätzlich verschieden ist und daß ich mir meine persönliche Wirklichkeit so konstruiere, daß ich damit irgendwie umgehen

kann. Aber was wissen wir schon wirklich von den Dingen zwischen Himmel und Erde?

„Utopische Hoffnungsbilder sind nur transzendent, der Sache nach wirklich verschieden von schlechter Realität, wenn sie nicht mit Gewißheit, Sicherheit ihrer Verwirklichung einhergehen, sondern mit Unsicherheit und Enttäuschbarkeit. Nur große Hoffnungen sind enttäuschbar und ungesichert, das ist ihr Gütezeichen."[35] Diese Haltung drückt das genaue Gegenteil jeder Art von Heilslehre aus. Etwas wirklich zu wollen, ohne auf elitärer Richtigkeit zu bestehen, und sich mit dem Eingeständnis der eigenen Verletzlichkeit nicht auf das Machbare zu reduzieren, ist vielleicht der beste Schutz vor faschistoid geprägten Ideengebäuden.


Foto:Umbruch

Insofern sehe ich diesen Beitrag für das Kommune-Buch einerseits als einen Versuch, auch innerhalb der Gemeinschafts-Szene für die Gefahren durch elitäres, anti-humanistisches, neu-rechtes Gedankengut zu sensibilisieren. Andererseits wünsche ich mir eine größere Offenheit für ganz persönliche Sehnsüchte, für Träume und Utopien vom besseren Leben, für all das, was im Alltag – der in WESPE, wie sicher auch in anderen Gruppen, viel zu oft von der Notwendigkeit des ökonomischen Überlebens geprägt ist – so leicht in Vergessenheit gerät, obwohl es vielleicht einmal der Ausgangspunkt der Entscheidung war, sich einer Gemeinschaft anzuschließen.

Literatur- und Quellenangaben

1 Eine kritische Bestandsaufnahme der Waldorf-Pädagogik findet sich in einem Buch von Charlotte Rudolph: Waldorf-Erziehung – Wege zur Versteinerung, Sammlung Luchterhand, Darmstadt 1987

2 Die beste Beschreibung von Leben und Werk Wilhelm Reich's liefert aus meiner Sicht David Boadella: Wilhelm Reich, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 1983.

3 Maria Mies: Patriarchat und Kapital – Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, rotpunktverlag, Zürich, 1989

4 Dazu gibt es eine Vorbereitungsbroschüre „Ost-West-Begegnung Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften (Kommunen, Ökodörfer, spirituelle Gemeinschaften und andere alternative Lebensformen)", Berlin/Steyerberg 1990.

5 Der Vorwurf der Verbreitung faschistoiden Gedankenguts wird gegen Rudolf Bahro (im Rahmen einer Auseinandersetzung mit dem Thema „Ökofaschismus") u.a. erhoben von Jutta Ditfurth: Feuer in die Herzen, Econ Taschenbuch Verlag Düsseldorf/Wien, stark erweiterte und aktualisierte Neuausgabe 1994.

6 Rudolf Bahro: Logik der Rettung – Wer kann die Apokalypse aufhalten? Ein Versuch über die Grundlagen ökologischer Politik, Edition Weitbrecht im K. Thienemanns Verlag, Stuttgart/Wien, 1987

7 Beispiele historischer Gemeinschaften in Luise Gubitzer: Geschichte der Selbstverwaltung, AG SPAK-Publikationen, 1989

8 Monte Verita – Berg der Wahrheit (Ausstellungskatalog), Electa Editrice, Wien, 1979

9 Hagen Schulze in Ulrich Linse: Barfüßige Propheten – Erlöser der zwanziger Jahre, Siedler Verlag, Berlin, 1983.

10 ebda.

11 zit. nach AK Neue Rechte (Hrsg.): Thule Seminar – Spinne im Netz der Neuen Rechten, Kassel, 1990. In der Tradition des Thule-Ordens wurde 1980 in Kassel das „Thule-Seminar" von dem Neu-Rechten Pierre Krebs gegründet, in enger Zusammenarbeit mit der französischen „Nouvelle Droite".

12 Selbstdarstellung in „Contraste – Monatszeitung für Selbstverwaltung", Heidelberg, Nr. 97 (Oktober '92).

13 Peter Caddy, zit. nach Roman Schweidlenka: Altes blüht aus den Ruinen – New Age und Neues Bewußtsein, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 1989

14 David Spangler: Reflections on the Christ, Lecture Series, Findhorn

15 Daphne Francis: Is „New Age" spirituality offering anything new for women? Reflections of a New-Age Survivor, Manuskript, 1984

16 Sir George Trevelyan, zit nach Roman Schweidlenka (Anm. 13)

17 ders.: Aufruf zu einem Kreuzzug des Geistes, in „Sphinx" 29, Dez. '84/Jan. '85

18 David Spangler, zit. nach Roman Schweidlenka (Anm. 13)

19 zit. aus „eurotopia Projekteführer 1995", Murrhardt

20 Eine Materialsammlung zum Märchenzentrum Troubadour gibt es beim AKE-Bildungswerk, Horstweg 11, 32602 Vlotho.

21 In „Enthüllungen über den Ernährungspapst", herausgegeben von Johannes Bollmer, Catalonia Verlag Buxtehude, 1988, ist die politische Biographie des Dr. M. O. Bruker nachgezeichnet, dessen Werke in vielen Naturkostläden an-

geboten werden. Dort ist auch die Teilnahme der „NPD-Grüne Liste" an der Landtagswahl 1979 in Rheinland-Pfalz dokumentiert.

22 Ein „Reader zum Collegium Humanum, Vlotho" wurde 1994 vom AKE-Bildungswerk herausgegeben.

23 Karl-Heinz Meyer in „Connection Spezial, Gemeinschaften II", IV/92, Niedertaufkirchen

34 Eine schonungslose Aufarbeitung der Geschichte der AAO leistet ein selbst beteiligt Gewesener: Andreas Schlothauer: Die Diktatur der freien Sexualität – AAO, Mühl-Kommune, Friedrichshof, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 1992.

25 zit. nach Andreas Schlothauer (Anm. 24)

26 Sabine Kleinhammes (Hrsg.): Rettet den Sex – Ein Manifest von Frauen für einen neuen sexuellen Humanismus, Verlag Meiga, Radolfzell, 1988.

27 Eine Selbstdarstellung des Stamm Füssen Eins findet sich in „eurotopia – Leben in Gemeinschaft", Herbst 1994, Murrhardt.

(28 In dem gleichen eurotopia-Heft befindet sich eine Selbstdarstellung des LebensGut Pommritz.

29 Horst Stowasser: Das Projekt A, An-Archia-Verlag, Neustadt, 2. Auflage 1992

30 Elisabeth Voß in „Contraste – Monatszeitung für Selbstverwaltung", Heidelberg, Nr. 116 (Mai '94), im Rahmen des Schwerpunkts „Allein machen sie dich ein – Gegenseitige Hilfe in branchenübergreifenden Zusammenhängen" (neben einer Beschreibung von WESPE/Projekt A in Neustadt wird dort der RGW, ein Zusammenschluß selbstverwalteter Betriebe in Berlin-Kreuzberg, und das seit 20 Jahren bestehende Wohn- und Arbeitsprojekt VAKgroep im niederländischen Utrecht dargestellt).

31 Eine kurze, prägnante Abrechnung mit dem New Age: Hans A. Pestalozzi: Die sanfte Verblödung – Gegen falsche Heilslehren und ihre Überbringer – Ein Pamphlet, Hermes Verlag, Düsseldorf, 8. Auflage 1989.

32 Allen die immer noch meinen, die Themen „Ökofaschismus" und „Neue Rechte" seien eine paranoide Spezialität irgendwelcher Antifas, sei das Buch eines Professors an der Universität der Bundeswehr Hamburg empfohlen: Wolfgang Gessenharter: Kippt die Republik? Die Neue Rechte und ihre Unterstützung durch Politik und Medien, Knaur Verlag, München, 1994.

33 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung – Philosophische Fragmente, Fischer Wissenschaft, Frankfurt/Main 1994 (Erstausgabe New York 1944).

34 In der 10-Jahres-Jubiläumsausgabe der „Contraste – Monatszeitung für Selbstverwaltung" (Nr. 121, Oktober '94) wird im Rahmen des Schwerpunkts „Was wir wollten – was wir wurden" die Entwicklung der „Wilden Rose" dargestellt (es finden sich darin auch Beschreibungen der Kommunen Niederkaufungen und Lutter).

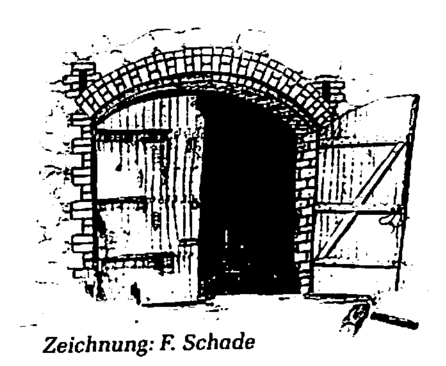
35 Helmut Thielen: Subversion und Gemeinschaft – Befreiung in der Zeitenwende, Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg, Hamburg, 1993

KAPITEL 3



Foto: E. Seeger

Kerstin Mia Denkena und Freimut Schade


Zeichnung: F. Schade

FRAGMENTE DES BEGINNENS

ÖkoLeA – Kommune in Gründung

Zuerst will ich kurz unsere Vorgeschichte erläutern: Die ÖkoLeA (Ökologische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft) besteht als Verein seit Ende 1990. Sie beschäftigte sich zwei Jahre lang mit Grundstückssuche und der Suche nach Leuten, die mitmachen wollten. Der harte Kern bestand aus ca. 15 Erwachsenen (plus fünf Kinder), die entschlossen waren, bei entsprechendem Landfund zu siedeln. Im Winter 1992/93 haben wir dann ein Grundstück gefunden, einen Hektar groß, ein altes Bauerngehöft mit einem Wohnhaus, einer Scheune und zwei Ställen. Keines der Gebäude war in einem Zustand, daß wir es zum Wohnen hätten nutzen können.

Das hat zur Folge, daß alles sehr viel teurer ist, als wir dachten, und es dauert viel länger. Die ersten sieben Personen sind im Sommer 1994 eingezogen; aus drei Monaten „Renovierzeit" wurden dreizehn.

Wir müssen erstmal die Bedingungen schaffen, um überhaupt zusammen leben zu können. Wenn das erste Haus fertig ist, soll einer der Ställe umgebaut werden, in dem dann weitere fünf Menschen wohnen können. Das sind immer noch nur zwölf. Einige haben sich bereit erklärt, für ein paar Jahre in Bauwagen zu wohnen, solange noch nicht genug fester Wohnraum für alle da ist.

Unsere geplanten Projekte sind für den Moment in weite Ferne gerückt. Die Leute zerreißen sich zwischen Arbeiten für Geld und Arbeiten für das Projekt, es ist unglaublich viel zu planen und zu lernen. Wir hatten außerdem noch den Anspruch, möglichst viel selber machen zu wollen, und stellen jetzt fest, daß es uns an Fähigkeiten und an Zeit fehlt, das in geplantem Umfang durchzuführen.

Das sind die „materiellen" Voraussetzungen, durch die sich unsere Kommune auszeichnet.

Einerseits sind die äußeren Bedingungen schwierig. Hätten wir ein Gelände mit bewohnbaren Gebäuden gekauft, würde die Kommune schon in einer ganz anderen Form existieren; die Energie, die jetzt in

den Hausbau geht, könnte für Projekte und das „Zusammenwachsen" genutzt werden. Andererseits konnten wir auf diese Art beim Umbau des Hauses Erfahrungen sammeln. Wir informierten uns während des Hausbaus über Solar-, Kompostklo- und Schilfkläranlagen, möglichst ökologische Wärmedämmung, Gasbrennwerttechnik und so weiter. Weil sowieso fast alles neu gemacht werden mußte, konnten wir auch schon einen Großteil unserer Vorstellungen beim ökologischen Bauen berücksichtigen.

Allein dadurch, daß ich bei vielem, was wir jetzt gebaut haben, sehe, wie die Dinge zusammenhängen, hat sich mein Bild von der Welt, wie sie funktioniert, geändert. Außerdem ist die Beziehung zu einem Haus, das „selbstgebaut" ist im Gegensatz zu einem, das es schon gibt, eine ganz andere.

Auch bedingt das gemeinsame Bauen, was sich allerdings größtenteils auf die Wochenenden beschränkt, eine andere Art des Kennenlernens der Gruppe untereinander. In einer ganz anderen Weise lerne ich, auf wen ich mich verlassen kann, auf wen eher nicht, wer worüber Bescheid weiß und wer nicht und wer sein Wissen gut vermitteln kann und wen ich besser nicht frage.

Die Gruppe als Ganzes stellt ein unglaubliches Potential an Wissen, Ideen, Tatkraft und Energie, Kenntnissen und Fähigkeiten dar, die sich gegenseitig ergänzen und erweitern. Wenn das Projekt auch insgesamt eine große Herausforderung darstellt, von der ich manchmal glaube, daß sie nicht zu bewältigen ist, so stehen dieser (selbstgesuchten) Herausforderung eine Anzahl Menschen gegenüber, die mit ihrer Energie auch viel Arbeit zu leisten imstande sind.

Aber: Der Bau und alles, was dazugehört, wird noch einige Jahre in Anspruch nehmen, bis die äußeren Bedingungen so sind, wie wir uns das vorstellen. Wir müssen uns also klar machen, daß das, was wir gerade tun, schon Kommune ist, damit wir uns nicht die anderen Ebenen der Kommune für „später" aufheben.

Ein Schritt in diese Richtung ist die „begleitete Diskussion" über schwierige Themen des Zusammenlebens. Es ist keine Supervision im eigentlichen Sinne (damit haben wir eher negative Erfahrungen gemacht), sondern sozusagen ein von einem Außenstehenden geleitetes Gespräch. Diese Diskussionen über persönliche Dinge im Gegensatz zu Sachthemen wurden aber auch deswegen eingerichtet, um die Sach-Plena von Emotionen zu „reinigen". Die Emotionen haben oft dazu geführt, daß die Plena unerträglich lang und unproduktiv geworden sind.

Die bewußte Trennung von Sach- und Beziehungsebene halte ich für einen sehr wichtigen Punkt, um eine Gruppe überhaupt arbeitsfähig zu machen. Das gilt natürlich auch im privaten Rahmen, aber in einer Gruppe ist es lebensnotwendig. Und nicht nur die Trennung ist

wichtig, sondern auch die Bearbeitung beider Ebenen in einer geeigneten Form. Im Moment sind wir noch auf der Suche nach dieser Form, ich bin aber ganz zuversichtlich, daß wir einen Weg finden.

Am Anfang herrschte bei vielen das Gefühl: Erstmal bauen und die „wirklich wichtigen" Dinge machen, danach könnten wir anfangen, uns um die Gefühle und solchen Kram zu kümmern. Das galt auch für das Geld: Der Bau kostet und darf auch kosten, aber eine Supervision ist zu teuer.

Diese Einstellung hat sich aber als Trugschluß herausgestellt: Wir bissen uns bei angeblichen Sachdiskussionen an Punkten fest, über die wir nicht mehr hinauskamen, eben weil die andere Ebene versteckt die bestimmende Rolle gespielt hat. Mittlerweile sehen alle mehr oder weniger ein, daß es nicht viel Sinn macht, ein Haus gebaut zu haben, wenn die Gruppe dann so zerstritten ist, daß wir nicht mehr zusammenleben wollen.

Meine eigene Entscheidung, noch nicht nach Klosterdorf zu ziehen, hat nicht den Grund, daß es noch keine Wohnung für mich gibt und auch in zwei Jahren nicht geben wird, sondern daß ich mir nicht sicher bin, ob die Gruppe die richtige für mich ist. Und das stellt sich nur heraus, wenn wir das Private klären und nicht hintanstellen.

Die Frage, die ich mir stelle, ist:

Was führt mich in die Kommune oder was hält mich davon ab, in die Kommune zu gehen?

Wenn ich die Geschichte der Niederkaufunger richtig im Kopf habe, hatten sie in der Umgebung von Hamburg gesucht, dort nichts gefunden und dann eben das Grundstück bei Kassel gekauft.

Da ist die Situation dann: Hingehen oder nicht hingehen.

Bei uns ist es anders: In anderthalb Stunden bin ich von meiner Berliner Wohnung draußen in Klosterdorf (und natürlich in der gleichen Zeit wieder in Berlin). Durch die Nähe ist es auch möglich, wochenends rauszukommen, am Plenum teilzunehmen, den Kontakt zur Gruppe zu halten, aber dann eben auch Sonntagabend wieder nach Hause zu fahren. Es fällt mir (und anscheinend noch einigen anderen) wahnsinnig schwer, den Schnitt zu machen: Ich ziehe nach Klosterdorf in die Kommune.

Ein anderer Aspekt ist, daß wir ein Haufen von Leuten sind, die sich zum größten Teil vorher nicht kannten. Weitere Kommunemitglieder wurden nach der Gründung der ÖkoLeA meist über Anzeigen oder Radioberichte gefunden. Ich habe mich also nicht mit Leuten zusammengetan, die ich kannte und mochte und mit denen ich so eine Gemeinschaft angestrebt hätte, sondern ich habe mich einer Gruppe von mir bis dahin fremden Menschen angeschlossen. Unsere Ansprüche, die Art, wie die Einzelnen leben wollen, die Meinung darüber, was wichtig und richtig ist; das alles geht sehr weit auseinander.

„Pluralismus" wäre für mich das Zauberwort, aber es fällt vielen Leuten schwer, das, was sie für richtig halten, nicht anderen aufzudrücken.

Das Kontrollbedürfnis ist in unserer Gruppe sehr groß. Ich weiß nicht, ob das in allen Kommunen so ist und ob das so sein muß. Ich kann nicht gut damit leben, mich für meine Art des Lebens und Seins verteidigen oder rechtfertigen zu müssen. Aber ist es nicht auch richtig und wichtig, daß ich meine Positionen zu hinterfragen lerne, eben auch dadurch, daß andere Leute mich darauf hinweisen?

Andererseits erhoffte ich mir (und habe auch schon) eine Menge an Anregungen, an persönlichem Wachstum, an Möglichkeiten durch die Gruppe, die ich alleine nicht hätte.

Oft sitze ich im Plenum und kann gar nicht glauben, mit was für Problemen wir uns stundenlang aufhalten, wie wir uns bremsen lassen von „Piddel-Paddel", wie ich das zu nennen pflege. Es ist ein Gefühl, als ob wir uns gegenseitig bremsen und, aneinander festgebunden, in lauter verschiedene Richtungen laufen, als ob keine gemeinsamen Aktionen möglich wären, weil immer irgendwer irgendwas dagegen hat, wenn mal etwas gemacht werden soll.

Andererseits ist manchmal eine Stimmung von Aufbruch, eine Bündelung der gemeinsamen Ideen und Fähigkeiten, ein wirkliches „am gleichen Strick ziehen" in der Gemeinschaft vorhanden, daß ich total fasziniert bin von den Möglichkeiten, die sich uns als Gruppe bieten.

Und noch was ganz anderes: Wenn ich am Wochenende nach Klosterdorf komme und eines der ÖkoLeA-Kinder sich auf mich stürzt und sich an mein Bein ankuschelt (es kommt noch nicht höher) und ich die erste halbe Stunde nichts tun kann, weil ich von mehreren Kindern umringt bin, die mir unbedingt wichtige Sachen erzählen wollen... ich liebe es! Ich habe keine eigenen Kinder und möchte auch keine haben. Die Kommune bietet die wunderbare Gelegenheit, mit Kindern zu leben, ohne selber welche kriegen zu müssen.

Vielleicht ist es für mich die richtige Sichtweise, mir das Ganze als Experiment vorzustellen, das klappen kann oder auch nicht. Es ist eben nicht wie in einer Familie, die meist auf Gedeih und Verderb zusammenbleibt, sondern eine Art selbstgewählter Familie mit ganz anderen Chancen und Möglichkeiten des Zusammenlebens, an deren Gestaltung ich selbst auch teilnehme. Und zur Bewältigung der Schwierigkeiten untereinander sind wir zumindest auf der Suche nach dem richtigen Weg.

Kerstin Mia Denkena

Fragst du ein ÖkoLeA-Mitglied, in welcher Tradition wir uns fühlen, wird es wahrscheinlich antworten: in der Tradition der Kibbuzim, politisch gesehen: „linke Mitte". Doch was sagt das? Jeder Mensch hat eine andere Vorstellung von „Mitte links" und nur wenige wissen, was ein Kibbuz ist. Der Begriff „Kommune" ist längst in einer bestimmten Ecke: wird „Kommune" mit Anarchie und Gruppensex gleichgesetzt. Ich aber fühle mich in Schubladen nicht wohl. „Lebensgemeinschaft" meint wohl eher: bis daß der Tod euch scheidet. So fest fühlen wir uns nicht gebunden. „Wohnprojekt"? „Genossenschaft"? „Kollektiv"? Schlagwörter, die einen äußeren Zustand beschreiben und weiteres Nachdenken überflüssig machen. Wichtiger und spannender ist mir, zu erforschen, was die Menschen anzieht, zusammenhält oder auch trennt! Was um Himmelswillen führt mich zu dir? Im Zeitalter des Intellektualismus – Herz ist out – und Individualismus – Anonymität ist in – bin ich mir selbst doch genug, oder? Die Anziehungskraft der Geschlechter oder ähnlicher Polaritäten allein kann es nicht sein. Irgendwo im Innern spüre ich ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine Art „Herdentrieb", der mich immer wieder zu anderen führt. Und sei das Ergebnis noch so enttäuschend. – Das Leben in Gemeinschaft muß doch glücklicher sein!!

O nein: Kommune ist nicht allein Streß, sondern Edelstreß! Da wird bis zum Erbrechen diskutiert, da gibts kein Privatleben, Ruhe sowieso nicht... Das Telefon ist ständig belegt, alles muß „abgestimmt" werden und vor allem muß ich alles mit allen teilen... ätzend!

Also: Beim Zusammenleben geht es scheinbar nicht nur um das berühmte „Harmoniebedürfnis" (was jede/r darunter verstehen möge), sondern ich bin bereit, auch Streit, Differenzen usw. in Kauf zu nehmen. Neben einer diffusen „Sehnsucht Gemeinschaft" habe ich offensichtlich noch andere Ideale. Zum Beispiel das Ideal, neue Wege aufzuzeigen, glücklicher, lustvoller und qualitativer zu leben. Dafür bin ich bereit, Opfer zu bringen.

Immer wieder flackert bei ÖkoLeA die Diskussion um das berühmte „geistige Band" auf. Alle anderen haben es scheinbar, nur wir nicht. SkeptikerInnen versuchen uns einzureden, daß ein solcher geistiger Pol überlebensnotwendig sei. Zuviele Gruppen ohne ihn seien schon gescheitert und in Krisenzeiten sei eine gemeinsame „Ideologie" – gleich der Blutsverwandtschaft in der Familie – der einzige Rettungsanker. „Geistige Blutsverwandtschaft"? Mir gefällt ÖkoLeA gerade deshalb, weil sie so liberal ist und ich mich ideologiefrei entfalten kann. Mein „Band" – und ich kann das nur für mich sagen – ist das Interesse am Menschen, am fremden Schicksal, an dem Wechselspiel von Gleich- und Andersartigkeit. Ich sehe es als Chance, mit dieser vergrößerten Wahlfamilie Lebenserfahrungen zu machen. Einen gemeinsamen Weg gehen, ohne die Freiheit der anderen einzuschränken

oder mich eingeschränkt zu fühlen. Meine These: Anstelle des „geistigen Bandes", anstelle von Ideologie kommt ein „soziales Band". Ich nenne es hier verkürzt: Interesse am Schicksal anderer.



Foto: G. Miethe

Sinnlos wäre allerdings, es zum Programm zu erklären. Doch kann das Individuum ein soziales Motiv haben, welches über Ideologien steht? Was hat es dann noch mit der Zweierbeziehung, mit der Kleinfamilie oder der Eltern-Kind-Beziehung auf sich? Werden alle herkömmlichen sozialen Formen aufgelöst? Eine erschöpfende Antwort kann ich erst in zwanzig Jahren geben. Wenn ich eventuell bestätigt finde, daß das Leben in Gemeinschaft wirklich reichhaltiger und qualitativer ist. Wenn das Scheitern von Kleinfamilien in meinem Umkreis anhält oder wenn meine Kinder erwachsen und trotzdem gesunde Menschen geworden sind. Vielleicht werden sie aber als Ergebnis einer Kommunekindheit auch gesellschaftsunfähig und auf PsychiaterInnen angewiesen sein...

Apropos Kinder. Beobachte ich meine zwei (4 und 7), frage ich mich manchmal: was braucht ein Kind, um in unserem Kulturkreis aufzuwachsen. Einerseits wollen wirs nicht so machen wie unsere Eltern oder wie die spießbürgerlichen Nachbarn. Andererseits leben wir nicht bei den Indianern, deren Erziehung wir oft so bewundern. Das Kind so sein und wachsen zu lassen, wie es ist: nackt, natürlich, neutral, ohne verderbende Kultureinflüsse. Es gilt, den goldenen Mittelweg zu finden. Oder besser: Flucht nach vorn. Doch, ist da „Kommune" die Antwort?

Unsere Kinder – es gibt da noch ein paar mehr – spielen einträchtig im Hof oder im Spielzimmer, und es scheint, daß sie nichts vermissen am Glücklichsein; Langeweile ist ihnen ein Fremdwort. Warum sie nur sporadisch mit den Dorfkindern spielen, durchschaue ich noch

nicht. Ist es eine Altersfrage, d.h. wächst der kindliche Radius mit dem Alter? Sind wir noch zu fremd im Dorf (nach einem Jahr Siedeln)? Bekommen die Dorfkinder dumme Sprüche über die „Öko's" von ihren Eltern zu hören? Oder sind sie unseren Kindern etwa zu fremd, zu phantasielos oder gar gewaltbereit (immerhin sind wir der einzige Haushalt ohne Fernseher, Video etc.).

Wie gesagt, bis jetzt sind unsere Handvoll Kids mit sich selber zufrieden. Aber: an anderer Stelle finde ich unsere Großfamiliensituation noch mangelhaft: wenn die Erwachsenen – in erster Linie halt wir Eltern – nicht genügend Zeit für den Nachwuchs finden. Wird dieser zwar ganze Nachmittage nicht gesehen, weil ins Spiel vertieft, so ist er doch auf die Zuwendung der Erwachsenen angewiesen. Und bei Öko-LeA ist häufig das Phänomen der Überbeanspruchung zu beobachten. Wir stellten es kürzlich fest: der Gruppenzwang ist groß – größer jedoch ist der Selbstzwang. Da steht die Forderung: mehr Gelassenheit, mehr Gleichgewicht im Persönlichen – das kommt auch den Kindern zugute.

Freimut Schade

Eva Mühlbauer-Braun

GOPPINGER GESCHICHTEN

Anarchie und Verantwortung

In der Vorweihnachtszeit spitzte sich die Lage auf der Mühle wieder einmal zu: Vier Gäste mit einem Kind auf fünf Bewohner. Das Verhältnis ist nicht günstig. Zu Weihnachten kamen zwei weitere Gäste. Die Mini-Struktur, die sich im Monat davor allmählich herausgebildet hatte (abwechselnd Kaffee kochen, Holz machen für die Küche und einheizen, einkaufen, kochen und Milch holen, abwaschen, von 12-17 Uhr gemeinsam die Bauarbeiten weiterbringen), brach schlagartig in sich zusammen, als die geballte Gast-Energie uns vorlebte, was sie sich unter anarchistischer Lebensweise vorstellte. Sie alle waren Projekt-Interessenten! Pärchenweise oder cliquenweise blieben die Leute bis zum frühen Nachmittag in ihren Zimmern. Gerade daß irgendjemand mal vorher auftauchte und Feuerholz für die eigene Feuerstelle besorgte oder nachsah, ob schon jemand Kaffee gemacht hatte. So um 14 Uhr fand sich dann im Glücksfalle ein beliebiges Team zusammen, um an der Decke im Bad weiterzuhämmern oder die Wand weiter zu verputzen. Je nachdem, ob die Arbeitsgruppe Spaß miteinander hatte oder ob es nicht so gut lief, hörte die Arbeit bei Dunkelwerden zwischen 16 und 17 Uhr wieder auf, oder sie wurde bei elektrischem Licht bis zum Abendessen fortgesetzt.

Obwohl ich die einzelnen Leute sympathisch fand, kam mir die ganze Gruppe wie eine träge, gallertartige Masse vor, ein 10-12-Personen-Haushalt, in dem sich niemand für nichts zuständig fühlt, wo man/frau sich gegenseitig nicht an- sondern eher abturnt. Rückfall hinter die Ungererstraße (meine Stadt-WG), ja vielleicht noch hinter die Kleinfamilienzeit! Wie immer in solchen Situationen, in denen ich mich eingekeilt und festgehalten fühle, ohnmächtig, eine Lösung zu bewirken, neige ich zu zwei Verhaltensweisen: Zum einen möchte ich umgehend eine Versammlung einberufen, um die Probleme auf den Tisch zu bringen; zum anderen habe ich große Lust nach draußen zu gehen und mich mit Leuten zu treffen, mit denen ich selbstverständlichere Übereinstimmung habe, zumindest spontan. Die Sitzung wurde anberaumt zum Thema: „Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, daß die anarchistische Lebensform eine Chance hat zu funktionieren?" Sie wurde aber nicht sofort abgehalten, damit die Einzelnen sich noch vorbereiten konnten. Die zweite Tendenz in mir opferte ich

mehr oder weniger meinem Pflichtgefühl, außer einem Thermalbadbesuch mit Go („Kleine Fluchten").

An den Baustellen lief die altbekannte Männerkonkurrenz: Wer ist der Kompetenteste und hat am meisten Ahnung von dem, was gerade ansteht? Das wurde keineswegs offen ausgetragen, aber deutlich spürbar für den, der spüren konnte. Als Kompetentester profilierte sich derjenige, der die angeblich einzige Lösung sah, vortrug und unwidersprochen blieb! Das gelang auf jeden Fall Heiner mit größerer Wahrscheinlichkeit dann, wenn Go sich für ein verlängertes Wochenende zur Fortbildung in Holland befand. Vermutlich geschah es nicht ganz zufällig, daß irgendetwas plötzlich dringend und sofort entschieden werden mußte, weil sonst kein Mensch weiterarbeiten könne, wie es hieß. Selten waren die Handwerker so eifrig, wie während solcher Abwesenheiten von Papa Go. Es war, als wenn sich die restlichen Männer erst jetzt so richtig entfalten könnten oder wie wenn sie es ihm jetzt wirklich einmal beweisen wollten! Leider erwiesen sich die „einzigen Lösungen", logisch klar und unwiderlegbar, aber nicht mit Go abgesprochen, oft als keineswegs die einzigen. Vielmehr hatte Go ganz andere Lösungen im Kopf, und wo es um seine Vorstellungen von Sicherheit ging, bestand er darauf, daß demontiert wurde. So geschah es mit der gesamten Elektrik, die im Bad verlegt worden war, weil es „logisch" war, daß die Elektrik vorher verlegt werden mußte, wenn die Decke so und so weit herunter angebracht wird und infolgedessen bis dorthin verputzt werden mußte. Go befand jedoch: keine Elektro-Leitungen auf Holzbalken! Er wollte die Zuleitungen von draußen hereinführen. Die Holzdecke bliebe somit frei! Bei unserem Mini-Arbeitsvolumen hatte eine derartige Demontage natürlich eine deprimierende Wirkung! Es folgte stundenlanges Palaver vor und während der Sitzung: Wie konnte so etwas passieren? Warum wurde nicht klarer und „idiotensicher" geplant?

Beim anberaumten Anarchie-Plenum stellte sich heraus, daß niemand außer Go, mir und vielleicht Jeanette eine halbwegs klare Vorstellung vom Begriff „Anarchie" hatte. Die Ideen, die in den Köpfen und Seelen herumspukten, ähnelten mehr dem, was ich vielleicht einen „ungeregelten, totalen Individualismus zu mehreren" nennen würde. Struktur war damit nicht vereinbar, Anleitung durch die jeweils kompetentesten auch nicht. Als Go und ich dafür plädierten, sich doch die Entlastung, die Struktur enthalten könne, zunutze zu machen, zumal sie ja keineswegs im Widerspruch zur Anarchie stehe, meinten einige: das komme für sie nicht in Frage. Wenn so etwas eingeführt werde, seien sie weg vom Fenster.

Noch schärfer wurde der Widerstand beim Diskussionspunkt Leitung und Kompetenz. Ich warf wieder einmal meine persönliche Erfahrung in die Waagschale: Auch Strukturlosigkeit kann Unter-

drückung bedeuten und der Unoffenheit Vorschub leisten, genauso wie eine zu rigide Struktur in der Regel Gleichmacherei und oft Unterdrückung bedeutet.

Wir hatten vorgeschlagen, sich anhand eines Kapitels von Wilhelm Reich aus seinem Buch „Die Massenpsychologie des Faschismus" vorzubereiten. Nelly hatte wissen wollen, wer denn dieser Reich sei? Als ich damit begann, Wilhelm Reich als „Schüler von Freud" vorzustellen, merkte ich, daß es bei Nelly „klack" machte und sie so offensichtlich dichtmachte, daß ich meine Bemühungen zunächst einstellte. Später erfuhr ich, daß sie Freud in einer Schublade hatte, daß Sex sein Welt- und Menschenbild bestimme. Das fand sie degoutant.

Bei der Besprechung las ich zwei Seiten aus dem Reich-Aufsatz vor, die ihren Eindruck nicht verfehlten. Trotzdem lief die Diskussion am Ende darüber, ob das Beispiel Reichs realistisch wäre. Gezieltes Mißverständnis, wie mir schien, statt konstruktiver Bemühung, die Quintessenz herauszuziehen und auf unsere Verhältnisse anzuwenden.

Wir hatten zwei oder drei Sitzungen in einer Woche. Allen hätte danach klar sein können, daß es so nicht weitergehen konnte. Allen hätte, meine ich, auch klar sein müssen, daß Anarchie nicht „leichtes Leben" und „Willkür" heißen kann. Wenn jeder für alles voll mitverantwortlich ist, was in der Mühle abläuft, bedeutet das einen riesigen Packen Verantwortung: Hat das Auto genügend Öl? Reicht das Geflügelfutter bis zur nächsten Biobauern-Fahrt? Ist ausreichend Brennholz für den Winter besorgt worden? Sind die Gäste über alles aufgeklärt, was ihnen geboten und was von ihnen erwartet wird? Stehen dringende Reparaturen an? Sind Dachziegel zu erneuern? Ist der Garten gegossen? Und die Balkon- und Zimmerpflanzen? Eine endlose Liste.

Wenn die Verantwortung verteilt wurde, sprich mehr Struktur beschlossen wurde, so bedeutete das zwar eine Erleichterung für den Einzelnen, aber nicht, daß er von jeder Verantwortung für Dinge, die er nicht selbst übernommen hatte, enthoben war. Vielmehr sollte er interessiert und besorgt sein, ob der/die Verantwortliche seine Aufgabe zur richtigen Zeit, ohne Überforderung, in für die Gruppe optimaler Weise schafft. So hatte ich – bis auf weiteres – die Buchhaltung übernommen, obwohl diese Tätigkeit nicht gerade mein Hobby ist. Ist je jemand vorbeigekommen, um sich die Zahlen und Rubriken anzuschauen oder sich darüber zu informieren, ob und wie wir über die Runden kommen? Nicht, daß ich mich erinnern könnte. Stattdessen höre ich hin und wieder Kritik darüber, daß ich nicht auf dem Laufenden bin. Wie hätte man sich einen Monat später noch an Vorgänge oder fehlende, möglicherweise verschlampte Belege erinnern können? Außer dieser Kritik kam wiederholt die Anfrage, ob Essen und Reisen nicht über das Vereinskonto finanziert werden könnten. Hätte sich

der/die FragestellerIn die Zahlen angeschaut, hätte er/sie die Frage leicht selbst beantworten können, denn sie hätte verneint werden müssen. Es wären ihm/ihr dann vielleicht konstruktive Vorschläge eingefallen, wie wir in vertretbarer Weise an Geld herankommen könnten.

Die Hoffnung, daß die Sitzungen mehr Klarheit schaffen könnten, erwies sich als müßig. Statt konstruktive Vorschläge kam der Seufzer, es werde viel zu viel geredet und alles sei viel zu theoretisch. Oder nach der Sitzung: es sei wieder einmal nichts herausgekommen. Kein einziger faßbarer Beschluß. Einer der Gäste, der 14 Tage lang verreisen und dann wiederkommen wollte, fragte: ob wir nicht über Tür und Wand im Badezimmer diskutieren könnten, solange er noch da sei, damit er mitbestimmen könne?! Der Fragesteller war ein der Mühle durchaus positiv gegenüberstehender, bemühter Junge!

Seine Frage führte uns wieder einmal vor Augen, was alle jungen Leute die sich der Mühle näherten, wollen – und daran haben unsere „Schulungs"-Bemühungen nichts ändern können: Freiheit! und Selbst- und Mitbestimmung! Auf jeden Fall Bestimmen! Verantwortung wurde allenfalls in der Form der Macht angestrebt. Schade, daß das Sprichwort „Wer Rechte hat, muß auch Pflichten übernehmen" so sehr als Verschleierungsideologie der Mächtigen mißbraucht wurde, daß es seine Glaubwürdigkeit bei jungen Menschen eingebüßt hat. Sinnlos, mit ihnen ernsthaft darüber reden zu wollen! Übrigens haben wir von dem Jungen, der so gerne über die Gestaltung des Badezimmers mitbestimmt hätte, nie wieder etwas gehört! Er kam nach der 14tägigen Reise nicht zu uns zurück und ließ nie wieder von sich hören.

Henning Bethge



Foto: C. N. Schär

DER WEG NACH UTOPIA UND SEINE STOLPERSTEINE:

Gedanken aus einem spanischen Dorf

Meine Tochter ist jetzt vier Jahre und ein paar Monate alt. Sie ist am gleichen Tag geboren, an dem dieses Dorfprojekt, in dem wir leben, seinen konkreten Anfang nahm. Wie meine Tochter so ist dieses Dorf noch in den Kinderschuhen, aber beide haben durchaus ihre eigene Stimme, ihren eigenen Willen, ihre eigene Entscheidung. Zwei Leute mit einem Tipi haben hier angefangen, heute sind wir ca. 100 große und kleine Leute in ungefähr 40 Häusern, Hütten, Tipis und Yurten.

Wir kommen aus zehn verschiedenen Ländern der Welt. Wir haben die unterschiedlichsten kulturellen und persönlichen Hintergründe.

Wir leben in einem Bergtal, 1000 m hoch, felsig, karg, steil. Die einzige Zufahrt ist abenteuerlich und wird nur vom dorfeigenen Jeep benutzt (falls es keinen Schnee hat). Sonst sind wir über einen wunderschönen Fußweg ca. 1,5 h vom letzten Dorf entfernt.

Unser Hintergrund, unsere Gemeinsamkeit, was uns zusammengebracht hat, ist der Regenbogen. Der alle Farben enthält. Und wo jede Farbe wichtig ist. Wenn wir versuchen würden, eine für alle verbindliche Selbstdarstellung zu schreiben – wir könnten uns nie einigen. Wenn es aber was Wichtiges zu tun gibt, kriegen wir's eigentlich immer irgendwie geregelt. Egal ob Arbeitsaktion, Fiesta, Hilfe bei Krankheiten, Unfällen, Krisen, Geburten... Wir sind uns selten einig, aber wir fühlen doch, daß wir zusammengehören.

Wir sind Dorf, keine Kommune. Jeder ist für seine Form von Ökonomie selber zuständig. Die Bandbreite geht dabei von „Nullökonomie" über Sozialkohle oder vorher Erarbeitetes (oder Ererbtes), Minimaljobs in der internen Struktur, bis zu verschiedenen Formen von Kunsthandwerk (Leder, Holz, Musikinstrumente, Zelte, Klamotten usw.) Handel, Selbstversorgeranbau, Jobs außerhalb. Tendenz ist: immer mehr versuchen hier zu machen, einen immer größeren Anteil der Ökonomie im Innern des Dorfes zirkulieren zu lassen.

Die äußeren Bedingungen sind hart. Viel Geld haben wir nicht, könnten auch meist nicht viel mit Geld umgehen, wenn wir's denn hätten. Unser durchschnittliches Finanzlevel dürfte sich so ungefähr auf der Höhe des Weltdurchschnittseinkommens bewegen (ich glaube, das sind derzeit bei ca. 160 DM monatlich pro Kopf). Damit kann man hier ganz gut auskommen. Vielleicht kommt das Gefühl von Wohlstand und Luxus, das wir oft empfinden, nur daher, daß es letztes Jahr alles noch viel primitiver war – subjektiv haben wir wohl alle das Gefühl, gut zu leben.

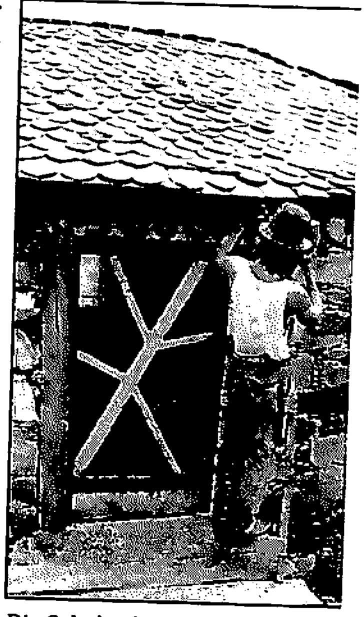
Wir haben einen Coop-Laden, der uns mit fast allem versorgt, was wir im Alltag so brauchen, so reduzieren wir sowohl Müll (Einkauf sack- und kistenweise) als auch Transporte. Manchmal erinnert mich der Laden an Bilder aus dem Wilden Westen, außer Gewehren und Munition findste vom 100er Nagel bis zum Biokeks, vom Verhüterli bis zum Pferdefutter. Der Laden ist 24 h offen, jeder kann reingehen, seine Sachen selber abwiegen und das Geld in die Kasse tun oder in einem Buch aufschreiben. Natürlich gibt's da einen gewissen Schwund, durch Rechenfehler, Nachlässigkeit und auch mal Klau, und natürlich gibt's auch Diskussionen darüber. Aber die Ladenleute haben Wege gefunden, den Schwund unter dem Level zu halten, den ein normaler Supermarkt mit Videokameras, automatischen Kassen und Hausdetektiv hinnehmen muß.

Unser Treffpunkt, die „Bar" (alkoholfrei) und die Bäckerei funktionieren auch ungefähr auf diese Weise.

Es gibt etliche wachsende Gärten und kleinere Felder, die langsam einen Teil der Versorgung übernehmen. Wir haben uns aber mehr auf den Aufbau der Dorfstruktur konzentriert als auf möglichst schnelle Selbstversorgung. Schule, Laden, Bäckerei, Bar als Treffpunkt, Medi-

zin, Kindergarten... Ohne solche Strukturen lebt ein Dorf nicht. Und bei allem Chaos und Durcheinander und auch Frust – lebendig sind wir.

Viele von uns kamen als mehr oder weniger Kleinfamilie hierher, viele mit Träumen, Gruppen und Kommunen im Dorf aufzubauen. Bis jetzt hat es aber noch keine Gruppe geschafft, über's Anfangsstadium hinauszukommen. Allerdings gibt es derzeit ein paar neue Ansätze dazu, die vielleicht dauerhafter sind als die bisherigen. Fast alle Paare, die hier zusammen ankamen, haben sich hier inzwischen getrennt. Aber alle sind im Dorf geblieben. So haben wir grad viele Haushalte mit einem Erwachsenen und einem bis mehreren Kindern. Bei diesen Trennungen gibt's 'ne Menge zu bewältigen. Viele festgefügte Muster und Verhaltensweisen klappen hier zusammen.



Die Schule, das erste benutzbare Haus *Foto: C. N. Schär*

Ich denke, das liegt zum guten Teil daran, daß wir hier einen Traum leben. Das heißt, wenn irgendwas schiefläuft, jemand sich nicht wohlfühlt oder auf gut deutsch beschissen fühlt, ist es nicht so einfach, die Schuld, Wut, Haß, was immer, auf irgendetwas Anonymes zu schieben. Der Chef, der Vermieter, der nölende Nachbar, den wir gar nicht kennen, die Gesetze die uns immer einschränken, diese elenden Politiker, die's nie kapieren und überhaupt die ganze Scheiß-Gesellschaft. Das alles funktioniert hier nicht so recht. Denn auf wen immer du die Schuld an deinem Leiden schieben willst – er/sie bleiben nicht lange anonym, sind halt auch nur Freunde, Nachbarn, identifizierbar, auch nur Menschen, die du ja irgendwie magst, und schon spiegelt sich die ganze Chose auf dich selbst zurück. Das kann dann manchmal auch ganz schön heftig sein, viele von uns waren es schon mehr gewohnt, die Fehler eher bei anderen als bei sich selbst zu suchen. Man kann zwar durchaus Abstand voneinander halten, aber nie sich ganz ausweichen. Und so kann man manche Probleme eben nicht verdrängen, die man vielleicht an anderen Orten noch einigermaßen unter den Teppich kehren kann. Innerhalb einer Beziehung wirkt sich das zum Teil am heftigsten aus. Wir haben Leute unter uns, die beim Verarbeiten therapeutisch helfen können, und diese Hilfestellungen werden im gesunden Austausch auch immer mehr wahrgenommen. Und so hab ich manchmal den totalen Frust und das volle Gefühlstief, und manchmal denk ich, das alles kann noch richtig gut werden. Dabei hab ich das Gefühl, noch nie in mei-

nem Leben so viel gelernt zu haben, so zu wachsen wie hier. Und oft macht es auch richtig Spaß mitzuerleben, wie andere wachsen.

Wir können nicht für uns in Anspruch nehmen, irgendetwas wirklich klar zu haben, aber wir haben eine Praxis miteinander, die sich immer weiter entwickelt.



Foto: H. Bethge

Wir unterhalten und streiten uns oft über ökologische Aspekte in unserem Alltag, und wir haben alle viele Dogmen und noch mehr schlechte Angewohnheiten. Ist es ökologisch vertretbar, den Jeep zu benutzen oder besser die Pferde? Bleibt dann noch Zeit und Energie für Schule und Kindergarten? Ist es besser Biofood aus Deutschland heranzukarren, oder lieber nicht-Biofood von den umliegenden Märkten? Oder was machen wir mit den Scheißplastikbeuteln vom vielen Tabak, den wir rauchen? Ist ein Telefon schon Babylon oder sinniger Einsatz von Technologie? Immer mehr will uns die praktische Ökologie als ein täglich neuzufindender Kompromiß erscheinen – zwischen dem Machbaren und dem Erwünschten. Wenn du drinsteckst in so einem Prozeß, erscheint dir der Fortschritt oft zäh und langsam. Wenn du mal „draußen" bist und mit Abstand guckst und vergleichst, dann merkst du, es läuft gar nicht so schlecht daheim. Zeitweiliger Abstand vom Ganzen erscheint lebensnotwendiger Teil unseres Lebens zu sein.

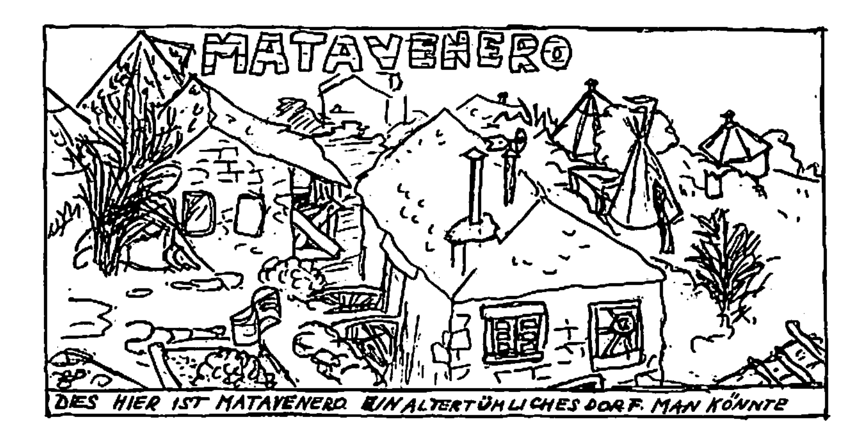
Obwohl wir alle mit unseren unterschiedlichen Dogmen behaftet sind, als ganzes Dorf sind wir ziemlich dogmaresistent. Aber auch ziemlich resistent gegen gemeinsame verbindliche Rituale, Versammlungen, Spiritualität. Und doch wächst sowas, ganz langsam, von unten her. Ohne Anspruch, daß ein jeder muß – das ist hier tödlich. Die große Mehrheit von uns ist hier gelandet aus irgendeiner „Antihaltung" gegenüber der „normalen" Gesellschaft. Eine eher grundsätzliche Ablehnung jeglicher Normen und Regeln herrscht vor. Wenn das Wort Gesetz benutzt wird, sehen fast alle rot. Wenn von einem Ritual zum Vollmond oder so die Rede ist, so sind die einen Feuer und Flamme und die anderen fühlen sich an Zwänge aus ihrer Kindheit von Kirche, Familie und Schule erinnert. Das einzige, wo fast alle kommen, sind bestimmte „fiestas".

Zum Council, der Hauptversammlung einmal in der Woche, kommen selten die Hälfte der Bewohner. Entscheidungen gehen per Konsens und brauchen viel, viel Zeit. Langsam wächst eine Kultur von Zuhören und Verstehen, und wir lassen anstehende Entscheidungen oft einfach langsam wachsen, bis sie auf einmal reif sind. Was nicht

heißen soll, daß es nicht trotzdem Streit und reichlich Ungeduld auf diesem Weg gibt. Immer mehr Entscheidungen werden in kleineren Gruppen gefällt, die sich wirklich mit einem Thema beschäftigen. Diese Entscheidungen werden dann meist auch von allen akzeptiert.

In der Anfangszeit mit ständig neuen Leuten hatten wir mal so 'ne Krisenzeit, wo keiner mehr so richtig wußte, wie's weitergeht. Wer ist eigentlich hier und bleibt hier? Was gelten Entscheidungen, die einmal gefällt wurden, wo aber die Hälfte von den Leuten noch gar nicht da war? Müssen wir wirklich wegen jedem neu Hereingeschneiten wieder über Hunde und unsere Zufahrtspiste diskutieren? Damals haben wir uns dann eine „Constitution" gegeben. Es ging über viele lange Councils, bis das Ding von allen akzeptiert war, obwohl das Ganze gerademal anderthalb handgeschriebene Seiten umfaßt. Wie uns denn schien, daß die Sache reif ist, haben wir uns alle (wir waren damals vielleicht 25 Leute) bei den Händen gefaßt im Kreis und uns angeschaut und nachgefühlt, ob wir alle diese Basis und uns einander akzeptieren können. Eine Frau ist dann von sich aus, aus dem Kreis zurückgetreten, da eine andere zu heftig wegen einer Eifersuchtsgeschichte ins Fühlen kam. (Mittlerweile ist sie allerdings auch Mitglied geworden und lebt hier). Dann wurde die „Constitution" unterschrieben und jeder sollte irgendetwas an den „Talkingstick" hängen. (Der Talkingstick geht rum, wenn die Situation in einem Council zu kompliziert wird, entweder im Kreis, wo jeder, der was sagen will, das tut, und wir so ein Bild kriegen, was der gemeinsame Nenner sein könnte. Oder auch mal in der offenen Runde, einfach um ein bißchen klarer zu haben, wer jetzt dran ist.) Die Constitution war dann auch schon erstmal eine Hilfe, vor allem um ein Minimum an Neueinsteiger zu vermitteln, von dem was schon gelaufen ist. Als dann aber ein paar von uns auf die Constitution beharren wollten in irgendeinem Konflikt und einige die Constitution sogar gerne erweitert gesehen hätten, stellte sich heraus, daß manche Leute zwar als Mitglieder aufgenommen waren, aber nie unterschrieben haben. Und sich von daher auch nicht an die Entscheidungen gebunden fühlten. So ist bis heute eigentlich nicht wirklich definierbar, wieviel diese Constitution eigentlich wert ist, alles scheint sehr „elastisch", aber wir haben uns entschieden, daß wir sie doch behalten und vielleicht ein bißchen an die Realität anpassen.

Warum es trotzdem lebendig weitergeht, liegt im wesentlichen daran, daß wir genug Austausch miteinander haben, miteinander reden, zuhören lernen. Auch wenn zu den meisten Councils selten mehr als die Hälfte der Bewohner erscheinen, denke ich doch, fast alle im Dorf kriegen ein Gefühl dafür, was für die anderen akzeptabel ist und was nicht. Wenn du unsicher bist, redest du erst mal mit ein paar Leuten, vielleicht gerade auch mit denjenigen, von denen du weißt, daß sie in



dem Punkt eher eine andere Sichtweise haben. Damit kannste im Council natürlich viel leichter Sachen vorschlagen, die für alle akzeptabel sind. Immer öfter gibt's so Situationen, wo jemand so ungefähr sagt: „Das ist nicht mein Ding, was ihr da machen wollt, und ich will damit nix zu tun haben, aber ich sehe, daß es für euch wichtig ist, und ich hab Vertrauen zu euch, und drum akzeptier ich's."

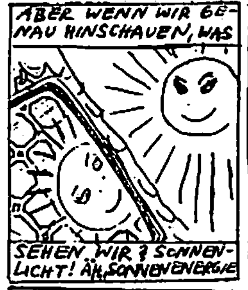
Klar, daß auch mal jemand was durchsetzt, ohne daß Einigkeit herrscht. Aber wir haben die Erfahrung, daß wir sowas auch verhindern können, wenn's wichtig genug ist. Mit die schwierigsten Entscheidungen sind die über neue Mitglieder. Das führt dazu, daß wir einen ganzen Haufen Leute im Dorf haben, die zwar schon ein halbes oder ein ganzes Jahr da sind, aber noch keine Mitglieder sind. Praktisch gesehen ist der wichtigste Effekt, daß man sich keine „feste" Behausung bauen darf und noch keinen eigenen Garten machen soll. Auch wenn die Grenzen zwischen einer festen und einer mobilen Behausung manchmal nicht so eindeutig sind, ist das doch ein Punkt, der eine relativ klare Grenze markiert. Wir haben gemerkt, daß wir uns gegenseitig die Zeit lassen müssen, bis alle bereit sind, eine Person als neues Mitglied anzunehmen. Und weil das so ein heikles Thema ist, reden wir eh nur alle halbe Jahre, jeweils zu Equinox darüber.

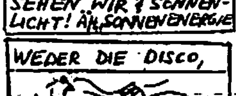
Das letzte Mal hatte sich so viel Unklarheit angesammelt, wie und in welcher Form wir neue Leute annehmen, daß wir vier oder fünf Councils brauchten, um wieder klarzusehen. Wobei das entscheidende Council neun Stunden gedauert hat, halt so lang, bis wir uns einig waren. Es war ein schönes Gefühl im Dorf nach dieser Serie von Councils, das auch die Leute erfaßt hat, die eher selten oder nie zum Council kommen.

Nach außen ist unser Politteam seit Jahren am arbeiten, uns als Politische Gemeinde zu etablieren, so daß wir dann auch nach außen ei-



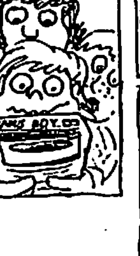
























FAZIT:
MATAVENERO IST NICHT DAS, WAS ES VON WEITEM SCHEINT...

UND MAN VERTRAUE NICHT DEN VERKEHRS-MITTELN.

© Joni

nen Bürgermeister hätten mit Stellvertreter und Kassenwart, wie jede andere kleine politische Gemeinde hier in der Region. Diese Leute sind natürlich intern an die Councilentscheidungen gebunden, und wir sind sehr wohl fähig, das auch durchzusetzen, notfalls jemanden abzusägen, wenn ein solcher Vertreter nicht mehr das Vertrauen des Councils hätte.

Wenn wir diese Anerkennung als politische Gemeinde endlich durchkriegen, haben wir die Verwaltung des ganzen zur Gemeinde gehörenden Landes, meist karge Buschvegetation von verschiedenen Sorten von Ginster und Erika. Es hat aber auch Bäume in den Talsohlen und ein paar vom Staat angelegte Kiefermonokulturen. Unser Traum ist natürlich, den großen Teil des Tales zu bewalden. Wir sind ziemlich am studieren, auf welche Weise wir das am besten erreichen, haben auch schon einige hundert Bäume gepflanzt, aber bevor wir wirklich große Aktionen angehen, sollten diese rechtlichen Voraussetzungen besser erst geklärt sein. Im Augenblick gibt es hauptsächlich Widerstand aus der Richtung der übergeordneten Gemeinde, die die letzten 30 Jahre die Verwaltung über das Gebiet innehatte, da das Dorf ausgestorben war. Als relativ arme Gemeinde verbindet sie ein ökonomisches Interesse mit diesem Land und mag die Verwaltung nicht gerne in die Hände von irgendwelchen Ökofreaks geben. Das Ringen mit Legalität, Gesetz und Verwaltung ist wahnsinig zäh und langsam und kostet eine Menge Geduld. Wir haben es allerdings zumindest in den zurückliegenden vier Jahren geschafft, unsere eigene Entwicklung völlig unabhängig von diesen Einflüssen zu entscheiden. Wir sind uns sehr wohl im klaren, daß mit dem Wachstum des Dorfes und unseres Bekanntheitsgrades auch die Auffälligkeit und Aufmerksamkeit der Behörden einhergeht. Es kann schon sein, daß wir uns in Zukunft mehr mit solchen Versuchen der Einflußnahme auseinandersetzen müssen. Ich denke dabei besonders an die Schulbehörden, denen unsere noch etwas chaotische Schule ohne Leistungsnachweise und Lehrplan schon etwas seltsam erscheinen mag. Bis jetzt hat noch niemand Offizielles zu genau nachgefragt, und wir hoffen, je besser und klarer die Schule ihren Weg findet, desto leichter sie auch nach außen hin zu vertreten. Unsere Verkehrslage läßt eh nur wenig konstante Kontrolle von außen zu.

Unser schnelles Wachstum und die große Zahl interessierter Besucher hat uns vor allem im letzten Jahr sehr viel Energie gekostet. Auf diffusen Wegen haben wir einen Bekanntheitsgrad, der ziemlich groß ist. Wir suchen keine neuen Mitglieder mehr. Vor allem laufen wir Gefahr, zu überdeutschen, und damit unseren internationalen Charakter zu verlieren. Das ist der Grund, warum wir uns in den letzten Jahren jedweder Veröffentlichung in deutscher Sprache enthalten haben. Aber es ist uns wichtig, vernetzt zu sein, im Zusammenhang mit an-

deren Gruppen und Projekten, bei denen ähnliches abgeht. Wir suchen auch den persönlichen Austausch speziell mit Leuten, die irgendwo „drinstecken". Von denen, die etwas suchen, kommen schon mehr zu uns als wir verkraften. Deshalb gibt's auch nur eine popelige Kontaktadresse, weil wir nicht in irgendwelchen mehr oder weniger anonymen „Projektlisten" auftauchen wollen. Ich komme mir dabei schon ein bißchen komisch vor, schließlich sind wir alles andere als eine Sekte oder ein Geheimbund, aber der Respekt vor der Situation unseres Dorfes und meinen Mitbewohnern gegenüber erfordert diese Zurückhaltung.

Wenn ich Artikel und Schilderungen in Kommunezeitungen, Infodienst Ökodorf oder so lese, dann denk ich schon, es gibt Grund genug, sich mitzuteilen und auszutauschen. In vielen Dingen sind wir im konkreten Stadium, wo an anderen Orten alles (noch) nur Papier ist. Weil's hier nix gab, wie wir anfingen, außer einer Menge Steine und Brombeerranken, blieb uns gar nichts anderes übrig, als alles selber anzugehen. Wir bleiben dabei allerdings oft auch Bastler und Dilettanten, wo bei anderen nach dem Papier mit deutscher Professionalität vorgegangen wird. Oft kommen wir vor lauter Alltagsbewältigung nicht so recht zu den Sachen mit langfristigen Perspektiven.

Auch bei uns ist Engagement fürs Ganze nicht gleichmäßig verteilt, und ab und an brennt dann mal jemand aus. Bis auch die Lektion gelernt ist, daß Überverantwortlichkeit mitunter genausowenig hilfreich ist wie mangelnde Verantwortung.

Wie wir uns vor ein paar Jahren versuchten konkreter vorzustellen, was mit so 'nem Dorfprojekt alles auf uns zukommt – hatte ich ganz andere Schwierigkeiten im Auge als die, die dann kamen. Dieses Dorf ist das „ganzheitlichste", was ich je gemacht habe, und ich habe das Gefühl, auf allen Ebenen zu lernen. Da ich selber „technisch-organisatorisch" schon einiges an Erfahrung mitgebracht habe, ist für mich das Lernen stark im kommunikativ-emotionalen Bereich. Außerdem fühle ich so ganz vorsichtig eine vom Boden ausgehende Form von Spiritualität in mir wachsen, während andere hier, die etwas abgehobener hier anschwebten, langsam die Füße auf den Boden kriegen.

Es ist für viele Menschen hier zum Beispiel normal, mit Bäumen und Pflanzen zu reden, ihnen zu erklären, was und warum wir etwas tun, sich zu bedanken für das, was wir erhalten. Das ist völlig unspektakulärer Bestandteil unseres Alltags. So wie es für manche von uns zur Gewohnheit geworden ist zu beten, in welcher Form auch immer und zu wem es auch sei, und ich glaube kaum, daß es zwei Personen im Dorf gibt, die auf die gleiche Weise beten.

Es gibt regelmäßig zweimal die Woche eine Meditation (Dynamische, Kundalini, Sufibreathing und andere), manchmal auch häufiger. Da kommen mal zweimal 20 Leute. Einmal in der Woche gibt's Man-

tra-Singen, wo manchmal auch 'ne ganze Menge Leute mitsingen. Es gibt mal Trommelrituale, mal 'ne Schwitzhütte, ein gemeinsames Lehmbad, ein großes Feuer. Und ganz oft ist die Abgrenzung zwischen „Ritual" und „fiesta" nicht so ganz klar und ich denk, das ist auch gut so. Das alles sind Sachen, die nie alle Leute ansprechen, aber die sich als einzelne Farbe zum ganzen Spektrum des Regenbogens ergänzen.

Ich verfolge das alles mit brennender Geduld und finde, es fühlt sich nach was mit Zukunft an.

We are a learning Tribe.

Astrid Willer

EIN BEWUSSTSEIN WIRST DU NIE MEHR LOS

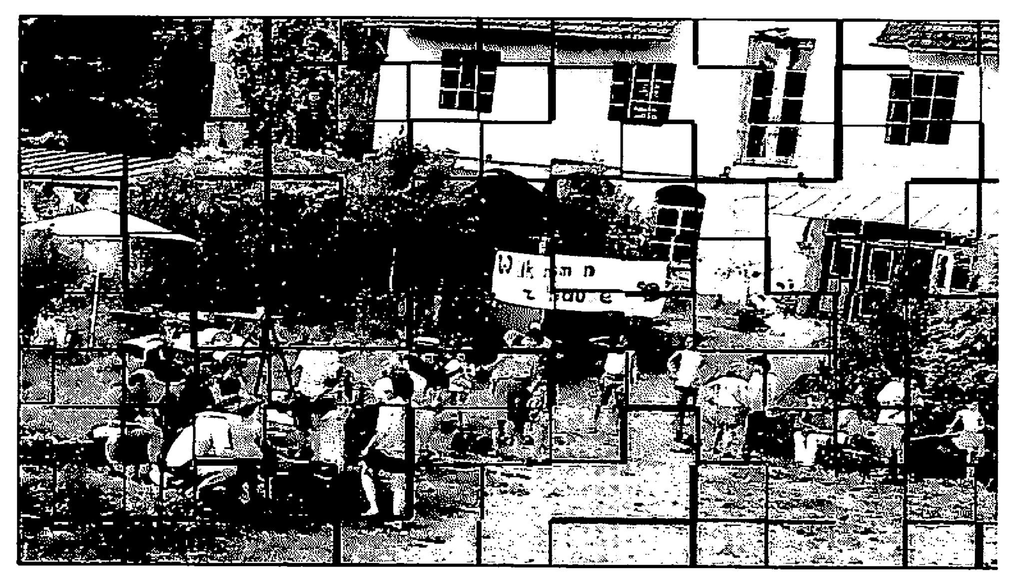


Foto: E. Poschmann

Mir ist es hier mindestens in den letzten zwei, vor allem aber im letzten Jahr oft nicht gut gegangen und ich ahne einige Bedürfnisse, die ich habe, die ich hier aber nicht umgesetzt kriege, weil ich mir nicht sicher bin, a) ob ich nicht nur bequem auf Althergebrachtes zurückgreife und b) ob ich damit nicht den Gesamtrahmen (gemeinsame Ökonomie, gemeinsame Perspektiven, ein inhaltliches und politisches Profil, kurz, den Zusammenhalt und die Idee) in Frage stelle. Solche Bedürfnisse sind z.B.: kleinere Einheiten, Küche in der WG, mehr Übersichtlichkeit und Gemütlichkeit und weniger definierte Arbeitszeit, d.h. auch, mehr Zeit für mich.

Früher gingen für mich Ansprüche und Gefühle eher konform, waren zwei Seiten einer Medaille, und der Schritt in die Kommune war eine folgerichtige Konsequenz meines bisherigen Lebens, Denkens und auch Fühlens.

Nun, nach über sechs Jahren Alltag in dieser Konsequenz, merke ich, daß Dinge, Regeln, Herangehensweisen, die ich rational richtig finde, zu emotionalen Mangelerscheinungen oder zu Überforderung

führen. Kurz, meine Theorie und mein Gefühl entsprechen sich häufig nicht mehr. Und dieser Diskrepanz kann ich ganz schlecht auf den Grund gehen innerhalb dieses Rahmens, in dem ich ja beides zufriedenstellend umsetzen will. Ich gerate dabei oft in einen Zustand der Verwirrung und Lähmung, fühle mich entsetzlich müde und ohne Lust und Energie.

„Nach zehn Jahren sogenannten Widerstands
einfach noch zehn Jahre drauflegen?
Bei diesem Gedanken breitete sich regelmäßig
unendliche Müdigkeit aus. (...)
Was für ein grausames Schicksal verbot es uns,
nicht einfach nur für Rock'n Roll zu sein?
– Das Bewußtsein!! –
Das hatten wir nun mal – und darum waren wir so müde.
Ein Bewußtsein wirst du nie mehr los –
genauso, wie du das schlechte Gewissen nicht mehr los wirst,
wenn du Bewußtsein hast.
Das macht es so schwierig, für sich selbst zu sein."
(Steff Fischer von Karthago in der Züricher Stattzeitung, 1992)

Natürlich werde auch ich mein Bewußtsein nicht los, weder in Kiel noch anderswo – und ich will es auch gar nicht loswerden.

Aber hier gibt es so viele Ansprüche und Bewußtseins (!), daß ich nicht mehr hinterherkomme und immer nur auf Themen und Entwicklungen reagiere anstatt selbst und zum selbst gewählten Zeitpunkt aktiv zu werden. Und je mehr Menschen wir werden, desto mehr Ansprüche aber auch Gegensätze. Ich erlebe das als Reizüberflutung, und vieles erlebe ich hier mehr und mehr entfremdet, habe aber zu wenig Energie, mir die Dinge, Gebäude und Menschen vertrauter zu machen, und ich bin mir auch nicht sicher, ob das überhaupt noch geht. Und dazwischen immer ich mit meinen ungeklärten Fragen und Ideologien und mit meinen Verdrängungen, die mich immer mal wieder und auch immer mehr bedrängen, aber gegen mein mächtiges Über-Ich und das Über-Ich in Form der Gruppe nicht ankommen.

Ich verspreche mir von dem Jahr Auszeit, der Distanz zur Kommune, daß mir klarer wird, was mir wirklich wichtig ist, ohne den Druck, mich erklären zu müssen und ohne die Angst, „falsche" Entwicklungen mitzubetreiben, also ohne das „Kommunegewissen".

Jan Eiden/Wolfgang Rapp

TYPISCHE FRAGEN AN KOMMUNEN UND ZIEMLICH TYPISCHE ANTWORTEN



Beim Interview Foto: J. Eiden

Eure Gruppe besteht nun seit fast 17 Jahren hier im tiefen Pfälzer Wald. Ihr nennt euch Pioniersiedlung, Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, Großfamilie, Kommune. Was steckt denn da dahinter?

Fangen wir mal mit dem an, was noch einigermaßen klar zu beschreiben ist:

Wir, siebzehn Erwachsene und fünf Kinder, wohnen und arbeiten alle am selben Ort – jedenfalls meistens – dem Reinighof. Alle arbeiten in den Produktions- und Selbstversorgungsbereichen der Kommune. Die Produktionsmittel, Gebäude, Land, Tiere, Fahrzeuge usw. sind gemeinsames Eigentum. Sämtliche Einnahmen fließen in eine gemeinsame Kasse, aus der alle betrieblichen und persönlichen Ausgaben bezahlt werden. Die Arbeitsbereiche sind: Schäferei und Landwirtschaft, Keramikwerkstatt, Lederschneiderei, Steppdecken- und Wolltiernäherei, Bäckerei, Verkauf und Versand, Werbung und Verwaltung.

Am umfassendsten ist der Bereich Selbstversorgung, der natürlich personell und arbeitstechnisch stark untergliedert ist. Hierzu gehört: Gartenbau, Landwirtschaft und Lebensmittelverarbeitung, Kfz- und Landmaschinenwerkstatt, Holzwerkstatt, Waldarbeit für Brenn- und Bauholz, Haushalt und Versorgung, sowie die meisten Bauarbeiten am Hof. Für die Hauptarbeitsbereiche gibt es jeweils einen oder mehrere Verantwortliche.

Einmal in der Woche – bei Bedarf auch öfter – findet eine Vollversammlung aller Mitglieder statt – das Plenum. Das Plenum dient zur Koordination und Organisation aller bereichsübergreifenden Arbeiten und Projekte, der Fahrzeuge, der Finanzen, der Aufnahme von Besuchern und neuen Mitgliedern. Es ist eine Arena für persönliche, wirtschaftliche und politische Auseinandersetzungen.

Was hat Euch zusammengebracht, bzw. was hält Euch zusammen?

Entscheidend ist wohl: Wir haben in wesentlichen Punkten ähnliche Vorstellungen vom Leben, also vom Umgang mit anderen Menschen, vom Umgang mit der Natur, vom Lieben, vom Streiten, vom Arbeiten, von Verantwortung und Gerechtigkeit. Das hat uns damals zusammengebracht, das hält uns heute zusammen und ist letztlich natürlich auch das Kriterium, wenn jemand neu dazukommt.

Was ist denn bei Euch nun grundsätzlich anders als in der übrigen Gesellschaft?

Zunächst sind wir natürlich Mitglieder dieser Gesellschaft, in ihr geboren, von ihr geprägt, täglich mit ihr konfrontiert. In vielem unterscheiden wir uns daher nicht wesentlich. Unsere Träume haben wir allerdings schon lange. Von denen, die ähnliche Träume haben oder hatten unterscheidet uns, daß wir es versuchen, sie zu verwirklichen. Von den anderen unterscheidet uns die Art der Freiheit, die wir meinen. Der übliche Weg zur Freiheit heute – eigentlich eher eine Autobahn als ein Weg – heißt Karriere, Geld, Macht, sich was leisten können, was kaufen können, Endstation: Hast du was, dann bist du was.

Wir wollen uns etwas ganz anderes leisten können: Wir wollen selbst über unser Leben bestimmen, was wir wann und warum tun. Wir wollen uns ein rücksichtsvolles Verhältnis zur Umwelt, zu Mensch und Natur leisten können. Wir wollen vieles tun, was andere für „unrentabel" halten, wie z.B. die Selbstversorgung, einfach, weil wir das gerne tun und dadurch Teil eines natürlichen Kreislaufs sind.

Wir wollen mit dem Leben nicht bis zum Wochenende, zum Urlaub oder bis zur Rente warten. Das echte, schön-fröhliche und schön-traurige Leben wollen wir jeden Tag. Natürlich gelingt uns das nicht immer. Aber wir haben den „Spiel"-Raum, unseren Alltag selbst zu gestalten, so daß wir weitgehend auf den Versuch verzichten können,

Lebensfreude und Lebendigkeit mit Geld und Luxus erkaufen zu wollen.

Ihr lebt und agiert inmitten einer Gesellschaft, die größtenteils ganz andere Prioritäten setzt. Wie verträgt sich das? Ihr steht ja zwangsläufig unter ihrem Einfluß.

Das verträgt sich oftmals schlecht und bedeutet immer wieder Kampf und Kompromisse. Zum einen nach außen hin, gegen Regeln und Gesetze, die das bestehende Gesellschaftssystem vor Veränderung schützen sollen; z.B. gegen die Mechanismen des Wirtschaftssystems, das normalerweise Rücksichtnahme und Skrupel mit finanziellen Einbußen bestraft. Wir lehnen vieles ab, was eigentlich erlaubt und gängige Praxis ist, z.B. Chemie in der Landwirtschaft einzusetzen, oder Fellschuhe in Billiglohnländern produzieren zu lassen.

Zum anderen ist es auch ein Kampf im Inneren, im Inneren der Gruppe und in jeder/m Einzelnen. Als Kinder dieser Gesellschaft hat jede/r sein „Päckchen" an Sozialisation mitbekommen und wir müssen immer wieder herausfinden, was wir davon behalten wollen und was auf den Müll gehört. Immer wieder, besonders, wenn das Leben gerade mal nicht so glücklich läuft, müssen wir uns den Verlockungen und den Ersatzangeboten der Konsumgesellschaft stellen, uns über die Alternativen klar werden und neu entscheiden.

Einfluß gibt es allerdings auch umgekehrt. Wir sind ja nicht allein mit unseren Träumen. Wir haben viele FreundInnen und Verbündete mit ähnlichen Vorstellungen in allen Schichten der Gesellschaft, viel mehr als die, die wir persönlich kennen. Das System gerät allmählich unter Druck, denn es lebt von Wachstum und Ausbeutung, aber die Grenzen des Wachstums sind in Sicht. Mängel werden immer offensichtlicher, Versprechen können nicht eingehalten werden.

Gemeinsames Eigentum, gemeinsame Organisation fast aller Lebensbereiche – ganz viel Wichtiges passiert zusammen. Seid Ihr nicht zu sehr voneinander abhängig?

Machen wir uns folgendes bewußt: Unser Leben ist von so vielen Faktoren abhängig, die es existentiell bestimmen: vom Wetter, vom Waldbestand auf der Erde, von der Gesundheit der Meere, der Dicke der Ozonschicht, dem Funktionieren des Weckers und der Toilettenspülung – von all diesen Dingen, die wir inzwischen eigentlich alle wissen. Wie sollte uns da die Abhängigkeit von unseren FreundInnen beängstigen? Sie sind nicht unberechenbarer als das Wetter.

Als Gruppe haben wir den Vorteil, daß wir uns die Leute, von denen wir uns abhängig machen, aussuchen. Das Kommuneleben hat etwas von einer großen Familie mit zwanzig Leuten. Wir lieben, brauchen und wir beschimpfen uns auch mal. Wir sind uns unserer Ab-

hängigkeit, die gegenseitig und sehr direkt ist, bewußt und wollen sie, denn damit erlangen wir an einer anderen Stelle Freiräume.

Obwohl Ihr Euer Modell als Experiment bezeichnet, gebt Ihr Euch hier sehr selbstbewußt. Was gibt Euch diese Sicherheit?

Ein Großteil von dem, was wir produzieren, sei es im Garten, auf den Feldern oder in der Backstube, verbrauchen wir selbst. Alles, was wir verkaufen, benutzen wir selbst sehr gerne. Es sind Dinge, die immer gebraucht werden: Lebensmittel, Geschirr, Kleidung und Schlafutensilien. Außerdem stehen wir in Verbindung mit FreundInnen und Gleichgesinnten, die in ähnlichen Kommune-Gruppen leben, aber andere Arbeitsschwerpunkte setzen. Spätestens zusammen mit Ihnen halten wir es für möglich, eine materielle Autarkie für das Lebensnotwendigste zu erreichen. Das ist jedoch nicht unser erstes Ziel. Wir wollen den Austausch mit den Menschen um uns und nicht die Abgrenzung. So stabil muß Kommune schon sein.

Das ist ja gut und schön, was Ihr da macht. Aber wenn das jeder machen würde...

... dann würde alles zusammenbrechen. Das wolltest Du doch sagen. Aber das ist Polemik. Natürlich müssen es mehr Menschen werden die anfangen, anders zu denken und Neues zulassen. Man muß allerdings schon ein etwas differenzierteres Modell entwerfen als das naive Bild von fünf Milliarden ReinighöferInnen.

„Wenn das jede/r machen würde", dann würde das ja auch jede/r freiwillig machen, das heißt im Bewußtsein der Menschen herrschten andere Prioritäten. Und sicher würden sie einige Auswüchse der Industriegesellschaft mit voller Absicht und großer Freude zusammenbrechen lassen, damit etwas Lebendiges wieder wachsen kann.

Seid Ihr religiös?

Nach dem üblichen Verständnis wohl nicht. Wir haben ein sehr kritisches Verhältnis zu Propheten, Päpsten und Gurus aller Art. Dahinter steckt oftmals Machtstreben, Opportunismus und eine lange düstere Vergangenheit.

Andererseits, vielleicht sind wir's doch? Das ist Definitionssache.

Wir haben viel zu tun mit Tieren und Pflanzen, mit Erde und Wetter, mit Wachstum und Sterben. Wir versuchen zu verstehen, daß wir ein Teil all dessen sind.

Ist es religiös, an bestimmten Tagen bestimmte Pflanzen zu säen oder zu ernten? Ist es religiös, für die Ernte zu danken? Ein Pfarrer hat einmal festgestellt: Unsere Lebens- und Wirtschaftsweise leiste einen Beitrag zum Erhalt der Schöpfung. Das ist unsere Absicht.

Wie werden Entscheidungen gefällt?

Wir entscheiden nach dem Konsensprinzip. Das ist allerdings ein reichlich praxisfernes Schlagwort. Die Wirklichkeit ist schwer zu beschreiben. Nur eins ist sicher: Es wird nicht abgestimmt.

Je nach Bedeutung werden Entscheidungen von Einzelnen, von Mitgliedern der Arbeitsbereiche oder vom gesamten Plenum getroffen. Das Plenum ist gewissermaßen die höchste Instanz. Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung können nicht gegen das Veto von Einzelnen getroffen werden. Dazu gehören z.B. Bauvorhaben, große Investitionen, Aufnahme von Mitgliedern. Die Entscheidungsfindung im Plenum ist manchmal sehr zeitaufwendig und umständlich – jedenfalls aus der Sicht flotter AbstimmungsdemokratInnen. Das Ganze ähnelt eher dem, was die Indianer ihr „großes Palaver" nennen.

Jeder hat ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten, auf eine Entscheidung Einfluß zu nehmen. So etwa von „unbedingt wichtig", „auf jeden Fall", über „nicht schlecht", „mir egal", „muß nicht sein" bis „kommt überhaupt nicht in Frage". Engagement, Kompetenz und persönliche Betroffenheit sind bedeutsam für das Gewicht eines Standpunktes. Irgendwann formt sich aus dem ganzen „Palaver", dem Chaos der Meinungen und Emotionen schließlich eine gemeinsame Entscheidung – oder auch nicht, wenn die Unterschiede zu groß sind. Dann müssen wir eben noch einmal darüber schlafen.

Haben schon Mitglieder die Gruppe verlassen?

Sicher, es sind im Laufe der Zeit schon einige ausgestiegen und andere dazugekommen. Ähnliche Vorstellungen bei lauter IndividualistInnen, das bedeutet immer wieder eine Menge Zündstoff. Wenn die Vorstellungen zu unterschiedlich werden, dann sucht sich mancher einen anderen Weg. Manchmal empfinden wir das allerdings als eine Niederlage.

Mit einer Kasse für alle – geht denn das?

Es geht seit siebzehn Jahren. Es geht, weil wir es ablehnen, um materielle Dinge miteinander zu konkurrieren. Wir halten das für ein unsoziales Prinzip. Wie vieles, ist es aber auch Übungssache: Je länger wir es tun, desto besser geht es. Das eigene Geld ist für die meisten Menschen eine große Last. Genügend davon zu bekommen kostet sie einen Großteil ihrer Lebensenergie, genauso, wie es mit möglichst viel Sinn oder Lustgewinn auszugeben.

Die gemeinsame Kasse erlaubt jeder/m Einzelnen von uns, daß er/sie kaum an Geld denken muß. Jede/r weiß, die Sache mit dem Geld besprechen wir gemeinsam. Wenn wir manchmal zu wenig haben, verteilt sich die Last auf alle. Keiner von uns braucht sich von Geldsorgen zerfressen zu lassen.

Haben wir – was auch vorkommen kann – einmal mehr als wir gerade brauchen, ist keiner für sich allein dem Konsumwahn unserer Zeit ausgeliefert.

Und wie verteilt Ihr das Geld?

Bei Geld muß die Freundschaft nicht aufhören. Jede/r weiß, daß sie/er bekommt, was sie/er braucht. Man gibt es bekannt und nimmt es sich aus der Kasse. Ganz einfach, oder?

Wir bezahlen uns nicht nach Leistung.

„Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen."

KAPITEL 4

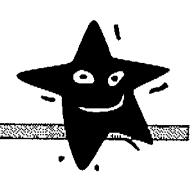


Foto: Jan Eiden

Swanette Egbers

ELTERN IN KOMMUNEN – EINE PERSÖNLICHE ZWISCHENBILANZ

Geduldet – toleriert – unterstützt

Seit drei Monaten leben wir mit unseren Kindern, inzwischen 12 und 13 Jahre alt, in Form einer klassischen Kleinfamilie: Mutter, Vater und zwei Kinder. Bis zu diesem Zeitpunkt lebten die Kinder in Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaft und Großprojekt. Sie erleben also das erste Mal, was für die Kinder ihres weiteren Umfeldes Normalität ist – und sie genießen es.

Die neue Situation beinhaltet für sie, daß wir mehr Zeit haben, daß sie unsere Aufmerksamkeit gerade beim Essen nicht teilen müssen mit anderen Erwachsenen, d.h. auch, daß keine Provokationen mehr nötig sind, um sich unter den Erwachsenen am Tisch Gehör zu verschaffen. Unsere Kinder genießen sehr, daß Menschen, die zu ihnen keinen Bezug haben, sich nicht mehr in „Erziehung" einmischen, sie nicht mehr anpöbeln oder ständig mit ihrem Desinteresse plagen können.

Wenn sie gefragt werden, was sie jetzt vermissen, dann nennen sie zuerst die anderen Kinder vom Hof, die einfach immer da waren, ohne daß sie Verabredungen treffen mußten. Als zweites nennen sie die Erwachsenen, die sich ihnen in besonderer Weise zugewandt haben; leckeres Essen kochen zum Geburtstag, Geschichten vorlesen, Theaterbesuch o.ä. zählt schon dazu. Als letztes nennen sie die vielen Möglichkeiten, die Haus und Hof ihnen boten.


Foto: E. Poschmann

In den Anfangszeiten der meisten Gemeinschaften wird der Anspruch formuliert, kleinfamiliäre Strukturen aufheben und damit einhergehend gemeinsame Verantwortung für die Kindererziehung übernehmen zu wollen. Dieser Anspruch wird oft formuliert aus der Erfahrung autoritärer Erziehung und dem Wissen darum, daß Kinder in der Kleinfamilie ihren Eltern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Kleinfamiliäre Strukturen bedeuten auf der Negativseite enge moralische Grenzen, Verwahrlo-

sungs- und Gewaltstrukturen, Konsum statt Liebe, geschlechtsspezifische Erziehungsmuster. Dem in kommunitären Gemeinschaften die Möglichkeit zur Entfaltung einer allseitig entwickelten, freien Persönlichkeit entgegenzusetzen scheint wünschenswert, ja notwendig.

Aber, seien wir ehrlich: Die Kinder sind oft ein Reizthema in unseren Gemeinschaften:

* Sie sind laut. Zuerst einmal das! Und dann wollen sie auch noch Aufmerksamkeit zu den unmöglichsten Zeiten von den unmöglichsten Menschen.
* Auch unsere Kinder sind frech, bockig, launisch.

Foto: Jan Eiden

* Kinder sind unproduktiv, müssen ernährt werden und brauchen viel Platz.
* Viel schlimmer noch: die Erziehenden stehen der Gruppe und den Arbeitsbereichen nicht mit voller Kraft zur Verfügung.



Foto : Gerald Hänel/GARP

* Gemeinschaften fühlen sich überfordert von Aufnahmeanträgen alleinerziehender Mütter mit (Kleinst)Kindern.

Genauer hingeschaut, wird deutlich, daß die Kommunerealitäten oft quer zur Einlösung des Anspruches der gemeinsamen Verantwortung für Kinder stehen:

* Es gibt in Gemeinschaften auch Menschen, die schlichtweg mit Kindern nichts zu tun haben wollen oder können. Sie beanspruchen kinderfreien Raum.
* Viele Eltern können trotz ständiger Überbelastung keine Verantwortung abgeben. Dies bedeutet auch, daß Anregung, Hilfe, Kritik als Einmischung in persönliche Angelegenheiten empfunden wird.

* Auch in unseren Gemeinschaften herrscht oft unbewußt ein traditionelles Kinderbild: Auch unsere Kinder sollen möglichst gesund, klug, aufmerksam, rücksichtsvoll, fröhlich, selbständig, eben pflegeleicht sein. Zudem sollen sie kritisch sein – nach außen, versteht sich!
* Immer wieder kommt es vor, daß Kinder bestimmte Erwachsene, meist aus gutem Grund, nicht leiden können, d.h. auch, daß sie sich von diesen nichts sagen lassen.
* Scheinbar macht auch die Tatsache, daß Kinder zumindest in den ersten Lebensjahren und immer wieder beim Wechsel der Lebenssituation kontinuierlichen personalen Bezug brauchen, der Zuwendung, Sicherheit und Orientierung garantiert, die Einlösung des Anspruchs an gemeinsame Verantwortung so schwierig.

In Gemeinschaften haben die beschriebenen Reibungsflächen dazu geführt, daß der umfassende Anspruch nach gemeinsamer Verantwortung für Kinder in den Hintergrund getreten ist. Er ist noch sichtbar in der gemeinsamen materiellen Versorgung, die in allen Gemeinschaften selbstverständlich ist. Auch ist die Betreuung der Kinder als Arbeit anerkannt. Oft gibt es für die Vorschulkinder eine gemeinsame Kinderbetreuung zu festen Zeiten als eigenständigen „Arbeitsbereich" oder mit wechselnder Beteiligung auch von Nicht-Eltern organisiert.

An die Stelle des gewichtigen über allen schwebenden Anspruches der Verantwortung aller für alle Kinder ist aber in der Realität vielfach die Herausbildung von überschaubaren Beziehungen und Verantwortlichkeiten getreten:

* Die Kinder stellen Wahlverwandtschaften her, d.h. sie leben so eng miteinander wie Geschwister. Dies läßt sich vor allem in Gemeinschaften mit vielen Kindern und einer gemischten Altersstruktur feststellen. Viele der Kinder in unseren Gemeinschaften würden außerhalb als Einzelkinder aufwachsen.
* Häufig gibt es auch feste Patenschaften von Erwachsenen zu Kindern, durch die die Eltern entlastet werden und die den Kindern die Möglichkeit bieten, enge Beziehungen zu anderen Erwachsenen aufzubauen. Uli, 37, aus Kaufungen verbringt Montag nachmittag bis Dienstag zum Frühstück z.B. regelmäßig mit Pau, 5. Dies scheint vor allem für Kinder mit nur einem Elternteil ein großer Vorteil zu sein.
* Grundsätzlich lassen sich sogar „Kinderhasser" in die Kinderbetreuung einbeziehen, indem sie sich an Fahrdiensten oder ähnlich praktischen Tätigkeiten beteiligen.
* Manchmal bildet sich sogar soziale Mutter- oder Vaterschaft heraus, die die Aufgabe der leiblichen Elternteile übernimmt.

Trotz der vielen positiven Ansätze kommt es aber immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Nicht-Eltern, zwischen Kinderfreunden und Kinderhassern. Dies liegt auch darin begründet, daß sich die Bedürfnisse der Kinder und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten ständig verändern und sehr unterschiedlich wahrgenommen werden.

Zum Schluß möchte ich meine Erfahrungen mit Elternschaft in Gemeinschaften in drei Anregungen thesenartig zusammenfassen:

* In den ersten Lebensjahren ist m.E. dringend ein begrenzter Kreis an festen Bezugspersonen für die Kinder erforderlich. Gemeinsame Verantwortung kann sich in großen Gemeinschaften somit nie als persönlicher Kontakt aller zum Kind ausdrücken. Vielmehr ist für mich im Laufe der Jahre deutlich geworden, daß in den ersten Jahren eines Kindes die Eltern Unterstützung brauchen. Sie wünschen sich die Hinwendung zu ihren Kindern und schaffen es nicht, sie in der nötigen Kontinuität herzustellen. Sie sind überfordert wie andere Mütter und Väter außerhalb von Gemeinschaften. Auch sie bewegen sich zwischen Selbstaufgabe für das Kind und Flucht vor dem Kind. Helfen könnte hier eine Unterstützung für die Eltern, die Verständnis, Liebe, Energie, Zeit und praktische Hilfe beinhaltet. Diese Form der Unterstützung kann nie die ganze Gruppe geben. Hier sind die Freundschaften gefragt und so haben es Eltern, die anonym in der Gruppe leben in den ersten Jahren mit ihren Kindern besonders schwer. Oft ändern sich auch Beziehungen zwischen den Erwachsenen, wenn aus Frauen und Männern Mütter und Väter werden, weil mit der Geburt eines Kindes für die Eltern automatisch eine Prioritätenverschiebung stattfindet. Hier kann es zu schmerzlichen Entfernungen voneinander kommen, die auch gute Freundschaften zerbrechen lassen.
* Mit zunehmendem Alter können Kinder zu sehr unterschiedlichen Menschen Kontakt aufbauen. Voraussetzung ist aber, daß die Erwachsenen in einer Gemeinschaft den Kindern wenigstens partiell zur Verfügung stehen. Reine Anwesenheit mit offenkundigem Desinteresse gepaart empfinden auch ältere Kinder als störend. Sie wollen Beachtung und Anerkennung wenigstens in Teilbereichen. Da kann ein wöchentlicher Schwimmbadbesuch oder ein jährlicher Theaterbesuch schon reichen.
* Voraussetzung für ein für beide Seiten zufriedenstellendes Zusammenleben zwischen Kindern und Erwachsenen ist, daß die Erwachsenen den Entwicklungsprozeß der Kinder aktiv und auf ihre individuelle Weise begleiten wollen. Kontaktpunkte ergeben sich bei genauem Hinsehen immer, verändern sich, werden auch überflüssig – denn Kinder sind stets unterwegs zu neuen Ufern.

Ele Poschmann

„AM BESTEN IST, DASS ES HIER NIE LANGWEILIG IST ..."

Interview mit Kindern aus Kommunen



Foto: J. Eiden

Kinder werden in der Regel nicht ernsthaft gefragt, ob sie auch in einer Kommune/Lebensgemeinschaft leben möchten. Sie werden entweder (seltener) dort geboren oder von Eltern (-teilen) „mitgebracht". Werden diese Kinder nun „ganz anders"? Was bewegt und interessiert sie?

Dazu habe ich Kindern aus verschiedenen Gruppen 1994 während eines Kommunetreffens auf dem Reinighof und in der Kommune Niederkaufungen ein paar Fragen gestellt.

Mitgemacht haben: Jona (11 Jahre) und Numa (7 Jahre) vom Reinighof; Johanna (11 Jahre) vom Lindenhof; Ricki (9 Jahre) aus Lutter; Max (5 Jahre) aus Barkelsby, Jonas (11 Jahre), Nora (11 Jahre), Jule (10 Jahre), Lotta (9 Jahre), Fide (8 Jahre), Sarah, Kalle und Rasmus (7 Jahre), Jason und Felix (6 Jahre) aus der Kommune Niederkaufungen. Außer Rasmus (erst seit drei Monaten dort) sind alle Kinder schon mehrere Jahre oder länger in ihren Kommunen zu Hause.

Insgesamt lebten zum Zeitpunkt des Interviews auf dem Reinighof 5 Kinder, auf dem Lindenhof 3 Kinder, auf Barkelsby 3 Kinder, auf Lutter 4 Kinder und in Niederkaufungen fünfzehn Kinder.

Wißt ihr eigentlich, was eine Kommune ist?

Kalle	Eine Gemeinschaft, wo ganz viele Leute zusammenleben.
Mehrere	Ja, wollte ich auch sagen.
Lotta	Vielleicht ist es dazu da, daß man merkt, wie das ist, wenn man zusammenlebt, weiß ich aber nicht so ganz genau.
Felix	Da wohnen ganz viele Leute.

Und sonst, leben die Leute anders, zum Beispiel in Kassel?

Kalle	Ja, da haben sie ja Einfamilienhäuser.
Lotta	Ja, da haben die ja eine Familie. Und wir sind sozusagen eine ganz große Familie – 60 Leute.
Rasmus	Ist ziemlich anders als woanders, da wohnen viel mehr Leute, die da zusammenleben, und da sind viel mehr Kinder, mit denen man vielleicht was machen kann.

(Diese beiden Fragen wurden nur in Niederkaufungen gestellt).

Seid ihr denn gerne in der Kommune?

Alle	Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Ja!
Lotta	Ich wollte woanders nicht wohnen.
Kalle	Obwohl – doch, wenn R. [Bezugsperson, nicht Elternteil] woanders hinziehen würde, würde ich mitkommen.

Warum?

Kalle	Weil ich R. so nett finde.

Auch wenn R. allein mit dir irgendwo hinziehen würde?

Kalle	Ja. Ich habe R. ja hier kennengelernt, deswegen würde ich mit ihm hierbleiben oder weggehen. Und hier kann man echt gute Freunde kriegen, weil so viele Leute hier sind, hat man ja ne gute Auswahl.

Von Erwachsenen?

Kalle	Und von Kindern.
Lotta	Ich finde es auch eigentlich ganz schön hier.
Jule	Ich auch – oder nach Italien ziehen, zu meinem Papa.
Jason	Ich würde zu P. ziehen, meinem Cousin, mit dem kann man so gut spielen.
Lotta	Ich würde auch zu T. [einer Freundin] ziehen, wenn H. und M. [die Eltern] mitkommen würden.
Rasmus	Ja, ich würde zwar auch gerne nach W. zurück, weil da ja noch mein Vater ist, aber da müßte ich immer

allein spielen, und deshalb gefällt es mir hier in der Kommune so gut.

Jona — Ich bin gern in der Kommune, aber es gibt eine Stelle woanders, wo mein Vater wohnt – in so etwas Ähnlichem – in einem kleinen Dorf, da ist viel Platz; da würde ich auch wohnen.

Ricki — Wo mein Vater wohnt, ist es gut. Der wohnt in Italien, und der wohnt eine Straße hoch, ganz im Wald, daß man die Autos nicht mehr hört. Frische Luft ist da, ein Badesee, im nächsten Haus wohnt mein Freund...

Würde jemand von euch gern so wohnen wie Tanten oder Onkel, in einer Kleinfamilie?

Mehrere — Nein, nein, nein, Buh, niemals.

Was findet ihr denn bei euch in der Kommune am allertollsten, am allerbesten?

Kalle — Ja, daß es manchmal so gutes Essen gibt.

Felix — Kinderessen finde ich am allertollsten.

Kalle — Am allerbesten finde ich, daß hier so viele Leute wohnen können.

Jule — Ich finde am allerbesten, daß wir ein so großes Gelände haben, wo man auch richtig was spielen kann, und daß es so viele Leute gibt, mit denen man auch etwas machen kann, z. B. ins Café fahren.

Erwachsene oder Kinder?

Jule — Erwachsene.

Jason — ... daß es ein Klettergerüst gibt.

Lotta — Ich finde am allerbesten, daß es hier eine Kindergruppe gibt, auch für Behinderte, und ich finde noch am allerbesten, daß es hier so viele Tiere gibt.

Kalle — Das finde ich auch gut.

Jason — Am aller-, aller-, allerbesten finde ich, daß hier so viele Leute sind.

Rasmus — Das es hier nie langweilig ist! Man kann immer mit den Kindern spielen, und wenn ich dazu keine Lust hab, kann ich in meinem Zimmer spielen.

Jona — Daß es einfach anders ist, daß es so wie eine große Familie ist.

Nora — Und daß so viele Kinder da sind.

Ricki — Ich finde gut, daß jede Kommune anders ist. Ich war ja schon in anderen Kommunen, und wenn jede gleich ist, dann weiß ich ja schon, wie sie ist.

Jonas — Ich finde am besten, daß man soviel Platz hat.

Nora — Daß ich so auf dem Dorf lebe, nicht in der Großstadt.

Du könntest doch auf dem Dorf leben ohne Kommune, zum Beispiel mit deinen Eltern zusammen?

Nora	Nein, könnte ich nicht. Das wäre ja langweilig.
Johanna	Ich finde es gut, daß man auch überall mal helfen kann und so. Andere arbeiten ja nur für Geld, und ich finde es gut, daß man auch mal ohne Geld was machen kann, daß ich dort helfen kann, wo ich Lust zu habe und nicht gleich weggeschickt werde, wie das bei anderen ist.

Was hast du denn schon gemacht?

Johanna	Pikieren ...
Jona	Man hat einfach mehr Möglichkeiten.
Johanna	... und Kühe füttern und Kühemelken helfen.

Erklär' doch mal, was pikieren ist?

Johanna	Da setzt man viele kleine Pflanzen in kleine Löcher in Kästen.
Sarah	Ich finde am besten, daß hier so viele Kinder sind, da kann man so gut spielen. Und dann ist die Freie Schule in der Nähe ...
Jonas	Na ja, in der Nähe, sie ist in Kassel! [10 km entfernt] Ich finde am besten neben dem vielen Platz, das wir so viele Kinder sind, uns so gut kennen und gut zusammenhalten ... daß wir uns nicht immer streiten... ***Großes Gejohle: Hohohoho, hahahaha.***
Fide	Wir streiten uns nie!? – Äh, denk mal zurück, Jonas.
Jonas	Ich meine damit, daß wir uns nicht so streiten, daß wir ausziehen.
Nora	Ja, aber weil's von unseren Eltern abhängt, weil die nicht ausziehen.
Jonas	Ich würde aber trotz Streit nicht ausziehen.
Jona	Ich würde dann die anderen fortjagen.

Und was findet ihr anderen besonders toll zu Hause?

Numa	Daß man hier reiten kann und so.
Max	Ich find' eigentlich alles toll ...

Also Max findet alles toll ...

Jonas	Der ist ja auch noch nicht so groß.

... aber es gibt bestimmt auch was, was ihr überhaupt nicht toll, sondern ganz doof findet oder schlecht, und was eigentlich geändert werden müßte.

Jona	Ich find's doof, daß hier keine gleichaltrigen Kinder sind.
Jonas	Ja, ich find's doof, daß in der Kommune keine gleichaltrigen Jungen sind, und ich fänd's gut, daß ein Fußballplatz in der Nähe ist und ein See.

Nora	Wir haben aber einen Fußballplatz in der Nähe.
Jonas	Ja, aber wieviele Kilometer [ca. 1,5 km]?
Ricki	Und ich find doof, daß der Computer immer abstürzt bei so einem Spiel.

Das ist das doofste?

Ricki	Ja, auf der Lutter-Domäne, ja.
Sarah	Ich finde es blöd, daß es bei uns so wenig Mädchen gibt. [in Kaufungen: vier Mädchen, elf Jungen] Das finde ich am allerblödesten.
Jona	Findet Nora sicher auch.
Nora	Nee, bei uns ist das allerblödeste, daß wir abends kein Krach auf dem Hof machen dürfen, weil, sonst die ganzen Erwachsenen wieder aufwachen.

Seid ihr nachts wach, wenn die Erwachsenen schlafen?

Nora	Teilweise, und wenn die kleinen Kinder ins Bett gehen.
Johanna	Und ich find's doof, daß es bei uns so flach ist. Keine Berge zum Klettern sind, nur Äcker, Äcker ...
Fide	Ich weiß noch was, was ganz doof ist in Kaufungen. Das dort in der Nähe keine Freie Schule ist.

Weil du dadurch nach Kassel in die Freie Schule mußt?

Fide	Ja.
Jonas	Und ich finde doof, daß durchs Dorf eine Autobahn gebaut werden soll, das will ich nicht.
Jona	Blöd ist einfach, daß keine Gleichaltrigen da sind.
Nora	Vielleicht sollte man mal eine Kinderkommune aufmachen.
Jona + Jonas	Genau.
Jule	Ich finde am allerblödesten, daß der O. [ein Erwachsener] immer so unfreundlich zu mir ist, und den B. immer bevorteilt.
Kalle	Der Q. [ein Erwachsener] ist am allerblödesten.
Lotta	Ja, der Q.
Lotta, Kalle, Jason	Ja, der macht manchmal „hier" und „pitsch" (sie zeigen eine Drohgebärde einer Schlagbewegung mit der Hand).
Lotta (empört)	Und der hat echt auch den Jonas auf den Arsch gehauen. Und ich finde am doofsten, daß der Kalle (alter Schäferhund) gestorben ist.
Kalle	Ich finde auch doof, daß immer welche von außerhalb hier reinkommen.
Lotta	Ja, ich auch.
Kalle	Z. zum Beispiel.

Lotta — Ja, die kommt rein und macht „tsts“ und „Haha“. Das ist ein Arschloch.

Weil du die Z. doof findest, aber nicht, weil sie aus dem Dorf ist?

Lotta — Hier kommen ja viele! So ein Junge kommt rein und sagt: „Ich bin der Stärkste, wollen wir kämpfen?“

Wenn Kinder sich so verhalten, ist das natürlich nicht schön, aber ist es nicht eigentlich gut, wenn Kinder aus Kaufungen zu Besuch kommen?

Lotta, Kalle, Jule — Finde ich nicht.

Kalle — Die können doch wenigstens vorher fragen.

Felix — Da kommt auch immer so ein Blödian mit Tigerfahrrad.

Kalle — Dieser kleine Angeber.

Lotta — Ja, die kommen einfach rein und tun so, als ob dies ihr Gelände ist, zum Beispiel X. und Y.

Kalle — Ja, die sind so arschig.

Jason — Ja, weil die einige immer so ärgern.

Felix — Und ich finde ganz doof, das es hier so viele pieksige Steine auf dem Gelände gibt.

Jule — Ich finde den X. auch ganz doof. Der hat mich immer geärgert und mal voll ans Bein getreten.

Und was findet ihr noch in der Kommune ganz doof?

Kalle — Daß Kinder auch spülen müssen!

Lotta — Ja! Und ich finde noch doof, daß die Kinder hier immer benachteiligt werden.

Kalle — Ja, die Erwachsenen dürfen immer bestimmen.

Lotta — Ja, die dürfen alles machen, und es gibt kein Kinderplenum.

Kalle — Und ich finde noch doof, daß ich abends ganz viele Leute frage, ob die nicht mit mir turnen wollen, aber nie meldet sich ein Kind.

Rasmus — Und ich find am doofsten, daß der V. mich immer so ärgert und daß er kein Ende findet – einfach nicht damit aufhört.

So etwas könntet ihr doch auf einem Kinderplenum, was ihr ja selber machen könnt, besprechen.

Einige — Ja, genau, das machen wir.

Kalle — Und ich finde, es soll ein Kinderzimmer geben. Früher gab es hier eins.

Aber das habt ihr euch doch, soviel ich weiß, in Niederkaufungen schon erkämpft?

Kalle — Ja, wir haben eine richtige Demo gemacht. [Siehe auch Text im Anschluß)



Fotos: J. Eiden



E. Poschmann

Seid ihr eigentlich mit dem Essen zufrieden?

Mehrere — Ja, ja, nein, nein, doch, nein.
Jonas — Oft schmeckt mir's nicht.
Jona — Mittel, sonntags gibt's was Gutes.

Was ist „was Gutes"?

Ricki — Was Gut es ist, was gut schmeckt.
Jonas — Logisch.
KaufungerInnen — Zufrieden sind wir nur mit dem Kinderessen, was es jetzt montags gibt, sonst ist es Scheiße.

Und was ist euer Lieblingsessen?

alle durcheinander — Spaghetti! Eis! Pizza! Pfannkuchen! Nudeln! Nudelsalat! Hühnchen! Pommes! Kartoffelsalat! Grießbrei! Jägerschnitzel! Fischstäbchen! Kartoffelbrei! Spiegelei! Kartoffelpuffer! Wackelpudding! Fleischklösschen!

Gibt's das oft?

Viele — Selten!
Sarah — Sonst nur bei Festen!

Was macht ihr so den ganzen Tag?

Nora — Schule, Hausaufgaben, spielen.
Jona — Langweilen allein.
Sarah — In die Schule gehen, ich bin fast immer bis vier in der Schule.
Mehrere — Schule gehen, etwas spielen, schlafen.

Und was spielt ihr am liebsten?

Jona — Lesen, Malen, Erwachsene ärgern, reiten, zeichnen.

Ricki	Immer Verschiedenes, Computer und anderes, Fußball.
Jonas	Am Computer.
Johanna	Ballspielen, Radfahren, mit anderen Kindern was machen, Voltigieren, Klavier spielen, Volkstanz.
Kalle	Fahrradfahren, Catchen, Rollerskater fahren.
Lotta	Reiten.
Jason	Ski fahren, Schlitten fahren, Gleitschuh fahren.
Jule	Ski fahren.
Felix	Gleitschuh fahren.
Rasmus	Im Sandkasten buddeln und für Autos Straßen bauen und dann Crash-Tests machen.
Nora	Lesen.
Fide	Fußball, Fahrradfahren.
Numa	Reiten, Malen, Fahrradfahren.
Sarah	Zeichnen.

Wer sind denn eure besten FreundInnen, leben die in der Kommune oder außerhalb?

Viele	(durcheinander) Schule! Bochum! Kindergarten! In der Kommune! Cousin!
Rasmus	Ja, zwei aus der Kommune und aus der Schule ein paar.

Habt ihr auch FreundInnen im Dorf?

Kalle	Ja, C. und D. aus dem Dorf.
Lotta	Ja, aus meiner Klasse, alle Mädchen sind nett. Und ich habe eine Freundin, zwei Dörfer weiter.

Wißt ihr schon, was ihr machen wollt, wenn ihr erwachsen seid?

Nora	Hebamme, vielleicht in Bochum wohnen, bei meiner Freundin.
Sarah	Ich auch und in der Kommune bleiben.
Jonas	Ich weiß noch nicht – ähem ... Kieferorthopäde! Und ich pfleg' vielleicht mal meine Oma und arbeite für die.

Wissen alle, was das ist?

Ricki	Das ist so ein Typ, der so Spangen gibt und so was.
Nora	Das arme Kind.
Jona	Ich würde mir in Frankreich ein großes Stück Land kaufen und einen kleinen Hof.

Was willst du denn auf deinem Hof machen?

Jona	Ich kümmere mich um die Tiere.
Nora	Da verdienste ja kein Geld! Das ist ja ein Hobby!
Jona	Ja, das ist ja das Problem. Oder ich übernehme von meinem Vater das Ferienreiten. Geht auch.
Johanna	Ich will Gärtnerin werden und auf dem Hof bleiben.

Max	Und ich will Tischler werden.
Ricki	Ich will Lokomotivführer werden.
Jason	Ich will Greenpeacer werden! Die sind gegen die Walfänger.
Kalle	Ich bleib bei R. Ich werde Popsänger.
Lotta	Ich will wahrscheinlich Pferdepflegerin werden in der Nähe.
Rasmus	Feuerwehrmann oder Polizist oder Fahrer von Schienenreinigungsautos. Die können bei Einsätzen über rote Ampeln fahren und ich mag löschen.
Fide	Und ich zieh' zu meinem Opa.

Was ist das Schönste im ganzen Jahr?

Kalle	Silvester und mein Geburtstag.
Lotta	Die gesamte Weihnachtszeit und Silvester.
Jason	Nikolaus! Da stelle ich alle Schuhe von mir vor die Tür.
Jule	Die Zeit von Anfang Advent bis zu meinem Geburtstag Anfang Januar.
Rasmus	Wenn's schneit und im Sommer, wenn meine Meerschweinchen rauskönnen.
Felix	Wenn der See zugefroren ist.
Jason	Find ich auch ein bißchen gut, dann kann ich Gleitschuh fahren.

Habt ihr einen großen Wunsch?

Jason	Ich will einen Gameboy.
Felix	Ein Mountainbike.
Kalle	Super Nintendo.

Das muß nicht unbedingt zum kaufen sein ...

Kalle	Ach so! Daß ich immer Geburtstag habe.
Lotta	Mein größter Wunsch ist ein paar Wünsche frei und vielleicht ein Pferd.
Jason	Daß ich keine Schule hab und immer Geburtstag.
Jule	Ein Mountainbike und daß die Kommune am Meer ist, richtig schön warm, ein paar Klippen, Sandstrände.

[Die letzten drei Fragen wurden nur in Niederkaufungen gestellt.]



Foto: J. Eiden

BERICHT DER KINDER VON IHRER DEMONSTRATION IN DER KAUFUNGER KOMMUNE

Wir wollen ein Kinderzimmer!



Foto: F. Schade

Wir haben in der Kommune Niederkaufungen eine Demonstration gemacht, damit wir ein Kinderzimmer kriegen. Das ging so: Wir haben uns vormittags verabredet, um Transparente und Schilder zu malen. Dann haben wir uns für viertel vor sechs Uhr verabredet, und sind dann um zehn Minuten nach sechs Uhr aufgetreten und: „Raucherzimmer raus, Kinderzimmer rein! Raucherzimmer raus, Kinderzimmer rein! Wir wollen ein Kinderzimmer, wir wollen ein Kinderzimmer!“, rufend in den Gemeinschaftsraum eingelaufen. Wir haben Zettel verteilt und die Transparente hervorgestreckt, sind eine Runde gelaufen und haben uns in einer Reihe aufgestellt. Dann sind wir noch eine Runde gelaufen und haben dann den Raum verlassen. Danach haben wir ein paar Interviews zu der Demo gemacht. Davon eins. Ein Interview mit Christa Pf.

Kind	Wie fanden Sie unsere Demo?
Christa Pf.	Beeindruckend.
Kind	Was hat das in Ihnen bewirkt?
Christa Pf.	Daß ich mir überlegt habe, ich brauch diesen Raucherraum nicht, obwohl ich ja Raucherin bin.
Kind	Danke.

Lotta, Nora, Sarah, Kalle, Paul, Jonas
gez. Jonas

Die Frauen von der Kommune Lutter

MÄNNER/FRAUEN

Eine Satire



Foto: U. Kurzbein

Lutter, 17. Mai 1995

Hier in Lutter leben Frauen, die ihren Alltag mit Männern teilen und sich auch emotional auf sie beziehen. Ebenfalls Frauen, die ihren Alltag schwerpunktmäßig auf Frauen verlagert haben, und Frauen, die sich außerdem emotional ausschließlich auf Frauen beziehen. Einfachheitshalber nennen wir sie alle Lesben, weil diese in der Regel immer unter den Tisch fallen. Der Begriff Lesben bezieht sich also bei weitem nicht nur auf die gelebte Sexualität.

Seit langem war in Lutter auf der Burg ein kleines Fachwerkhaus als Frauenraum geplant. Das ziemlich baufällige Haus wurde mit einigem Aufwand saniert und renoviert und stand dann unbewohnbar einige Jahre leer.

1991 kamen einige Lesben nach Lutter, die das Konzept eines „Frauenhauses" gut fanden und den Weiterbau organisierten. Fenster, Türen, Wände, Treppen wurden eingebaut, Lesbenbaustellen werden organisiert, und aus der Theorie wurde lebendige Praxis.

Es entstand eine Lesbengemeinschaft, die sich aufgrund der gesellschaftlichen Machtstrukturen zwischen Frauen und Männern zusammentat, hauptsächlich um sich zu stärken. Das brachte Bewegung in die Gruppendynamik. Die Lesben im Frauenhaus erfüllten nicht mehr die Beziehungsvorstellungen der Männer. Nörgeleien, Vorwürfe und Unzufriedenheit waren die Reaktion, nicht nur der Männer, hier auf der Burg. In den Gesprächen und Auseinandersetzungen fielen immer wieder die gleichen Schlagwörter, die gleichen Argumente und Phrasen.

So entstand die Idee, in Form einer Satire alle nervenden Wiederholungen mal zusammenzutragen. Unter viel Lachen schrieben wir diesen Text, den wir dann einstudierten und auf einem gemeinsamen Abend in Form eines versteckten Theaters aufführten.

Alle Rollen wurden von Lesben gesprochen. Unsere stärksten Verfechterinnen des Frauenhauses bekamen die Männerrollen. Keiner hat was gemerkt, bis zu dem Zeitpunkt der Auflösung des Theaters, als wir auf unsere Stühle kletterten und die letzten Schlagwörter abwechselnd sangen.

Frau: Oh, irgendwie ist das Frauenhaus eine tolle Idee.
Frau: Jetzt endlich wird die Idee lebendig.
Mann: Frauenhaus, Frauenhaus, du hast wohl immer noch nicht gemerkt, daß du in einem gemischten Projekt wohnst.
Frau: Warum soll ich mir meinen Freiraum als Frau nicht nehmen?
Mann: Was willst du denn dann noch hier, dann geh doch gleich in ein Frauenprojekt.
Frau: Geh du doch in ein Freie-Liebe-Projekt.
Mann: Aber ich möchte die freie Liebe hier mit euch.
Frau: Freie Liebe zwischen Männern und Frauen natürlich, wie immer.
Frau: Klar, der Mann ist ja zwangsläufig auf Frauen ausgerichtet und die Frau auf Männer und ihre Mütterlichkeit.
Mann: Ich will ja Nähe leben mit euch, aber eigentlich seid ihr mir egal.
Frau: Frauen sind wohl verantwortlich für die Nähe in einem gemischten Projekt.
Mann: Wenn wir endlich gemischt wären, hätten wir eine gemeinsame Küche ... äh, wenn wir eine gemeinsame Küche hätten, dann ... äh ... wären alle Probleme gelöst ... ähn ... gemischt ... dann wären wir ...
Frau: ... zwangsgemischt.
Frau: ... zwangsheterosexuell.
Mann: Häh, wieso Zwang? Das ist doch normal!!! Natürlich!

Frau:	Klar ist das normal; du stehst auf Frauen und ich auch.
Mann:	Das möchte ich jetzt echt mal wissen, wie das passiert ist, daß du dich nur noch für Frauen interessierst?
Frau:	Oh, du armer Kerl, welch traumatisches Erlebnis in deiner Kindheit mußt du gehabt haben, daß du nur auf Frauen stehst und mit deinem Geschlecht nichts anfangen kannst!!!
Frau:	Und warum hat sich noch kein Mann für dich interessiert, du bist doch gar nicht so schlecht gebaut?!
Mann:	Äh, ... darum geht es doch jetzt gar nicht!
Frau:	Ja, worum geht es denn dann???

ein bißchen Liebe
ein bißchen Frieden
ein bißchen Sex
im Kuschelbett
im gemischten Projekt

freie Nähe
freie Heterosexualität
Erotik am Arsch vorbei
gemischte Küche
gemischte Gefühle.

Unseres Erachtens hat dieser Text nichts an Aktualität eingebüßt. Die Männer kommen immer noch ziemlich schlecht damit klar, daß Lesben ihre Beziehung zu ihnen anders definieren als sie.

Das Frauenhaus hier auf der Burg in Lutter war und ist ein Prestigeobjekt.

Wir geben uns nicht der Illusion hin, daß das Frauenhaus, so wie es die Lesben hier definieren, gewollt ist. Denn eine Auseinandersetzung über Gewaltverhältnisse in dieser Gesellschaft in Bezug auf unser Zusammenleben, eine gesellschaftliche und folglich auch gemeinschaftliche Problematik, wird nicht geführt. Im Gegenteil, es wird immer wieder der Versuch unternommen, den Konflikt zu entpolitisieren. Zum einen, indem er auf die persönliche Beziehungsebene gebracht werden soll. Zum anderen wird der Frauenraum von Einzelnen zum „privaten" Raum erklärt, weil er der „Gemeinschaft" nicht offen stünde. Hier setzen sich Männer mit Gemeinschaft gleich.

Fast zwei Jahre waren sehr wenige Lesben im Frauenhaus. Nun, 1995, sind wir mittlerweile wieder oft mehr als fünf. Der neueste Angriff auf das Frauenhaus besteht in dem Versuch, die Lesben ökonomisch auszugrenzen, was nur bei den Lesben eindeutige Empörung hervorruft.

Wir werden wohl bald wieder unseren Frust und Ärger darüber in einer lustvollen, kreativen Aktion abbauen müssen.

Ele Poschmann

ZU DER SCHWIERIGKEIT, FRAUEN-MÄNNER-VERHÄLTNISSE IN EINER KOMMUNE EMANZIPATORISCH WEITERZUENTWICKELN.



Foto:W. Sünderhauf

Sind Frauen-Männer-Verhältnisse in einer Kommune überhaupt Thema

Als ich einem befreundeten Kommunarden aus einer alteingesessenen, zwanzig Jahre alten Landkommune von den geschlechtsspezifischen Diskussionen, Auseinandersetzungen und Bemühungen, uns in unserer Kommune emanzipatorisch weiterzuentwickeln, erzählte, war er verblüfft. So etwas sei in seiner Kommune noch nie thematisiert worden.

Auch in meiner Kommune, in Niederkaufungen, wurde zunächst in der Planung weder von Frauen noch von Männern ein geschlechtsspezifischer Ansatz eingebracht. Wir benannten stattdessen als zentrale Eckpunkte gemeinsame Ökonomie und Konsensprinzip, formulierten (unspezifisch) den Abbau kleinfamiliärer Machtsstrukturen und den Anspruch nach linkspolitischem Handeln.

So taucht im Grundsatzpapier von 1983 auch nur an einer Stelle der Anspruch auf Aufhebung rollenspezifischer Arbeitsteilung bezüg-

lich der Formulierung der Einrichtung einer Gemeinschaftsküche als eigenständiger Arbeitsbereich auf.

Inzwischen (1995) gibt es die Kommune acht Jahre und der oben formulierte Anspruch ist strukturell bald umgesetzt worden:

„...Durch unsere Handhabung der gemeinsamen Ökonomie und die (formelle) Gleichbewertung von Arbeit verhindern wir die gesellschaftlich nach wie vor vorherrschende Arbeitsteilung zwischen Ernährer und Hausfrau, zwischen höherbewerteter „produktiver" und niedriger bewerteter „reproduktiver" Arbeit. Die Kindergruppe und die Küche sind eigenständige, vollwertige Arbeitsbereiche und schaffen den Eltern/Erziehenden Freiräume für ihre Arbeit/Arbeitszeit." (aus einem Selbstverständnispapier der Kommune).

Trotzdem erleben wir die patriarchal-kapitalistischen Mechanismen in uns in unserem Alltag auch weiterhin. Alte, geschlechtsspezifisch geprägte Rollen und Reaktionsmuster machen die Auseinandersetzung unter uns und mit feministisch-emanzipatorischen Ansätzen schwer. Auch wenn im Alltag häufig andere Kommunethemen im Vordergrund stehen, begleiten ihn kontinuierlich geschlechtsspezifische Themen. Vieles ist im gesamtkommunitären Rahmen aber nicht sichtbar oder wird unterschiedlich bedeutungsvoll wahrgenommen. Ich erinnere aus den ersten acht Jahren viele Ereignisse, Diskussionen und Entwicklungen zum Geschlechterthema. So erlebe ich die Konflikte im geschlechtsspezifischen Miteinander häufig als die schwierigsten, schmerzvollsten und langwierigsten in der Kommune, die auch für mich oft sehr bewegend und belastend sind. Sie sind uns selbst – und erst recht „der Öffentlichkeit" – nur teilweise vermittelbar.

Ich möchte dennoch und gerade deswegen den Versuch unternehmen, davon etwas zu vermitteln. Gerade weil dieses Thema so brisant ist und mit so vielen Ängsten und Unsicherheiten behaftet, eignen sich Geschlechterverhältnisse so gut, emanzipatorische Gesellschaftsentwürfe in der praktischen Erprobung zu behindern. Deshalb ist es meiner Ansicht nach notwendig, von der – gerade auch mühevollen – Arbeit an der Entwicklung von Zugangsweisen dazu etwas mitzuteilen.

Als Form habe ich meine Erinnerungen, also eine subjektive Rückschau auf einen achtjährigen Prozess von Ereignissen, Diskussionen, Festsitzen und Entwicklung gewählt. Ich habe notiert, was meines Erachtens kommuneweit bekannt ist, und/oder nicht meiner Verdrängung anheimgefallen ist. Wo vorhanden, habe ich schriftlich veröffentlichtes Material zitiert und versucht, die Standpunktbreite wiederzugeben. Dabei muß aber erwähnt werden, daß sich lange nicht alle KommunardInnen schriftlich äußern. Ansonsten habe ich notiert, was ich erinnere. Meine Betrachtung entstand aus keinem feststehendem

Blickwinkel, sondern mir war oft eine feste Einschätzung nicht möglich. Meine Erinnerung ist subjektiv und sicher bei weitem nicht vollständig. Vieles an Diskussionen, Mächtkämpfen, emanzipatorischen Frauen- und Männervorwärtsbewegungen und -rückschritten bewegt oft nur Teile der Kommune oder passiert ganz unspektakulär im alltäglichen Miteinander. Trotzdem glaube ich, daß auch eine subjektive Erinnerung an Auseinandersetzungen und Bemühungen, unsere Geschlechtsspezifik emanzipatorisch weiterzuentwickeln, eine gewisse Aussagekraft haben kann und den Willen, aber auch die teilweise Hilflosigkeit und Widerständigkeit – insgesamt aber das Bemühen zum Weiterkommen – deutlich machen kann.

Bemerkenswert finde ich, daß diese Arbeitsleistung immer parallel zum Aufbau und zur Existenzsicherung der Kommune geleistet wird.

Subjektive Rückschau

Die Kommune besteht in den ersten zweieinhalb Jahren trotz mehr als Verdoppelung der GründerInnenzahl weiterhin nur zu einem Drittel aus Frauen. Es entsteht das Bedürfnis von Frauen zu Frauengruppen – erst bildet sich eine, bei zunehmender Größe drei Frauengruppen, die alle über mehrere Jahre in wechselnden Zusammensetzungen bestehen und zeitweise für viele Frauen einen wichtigen geschützten Frauenraum bedeuten.

Ab 1988 entstanden auch mehrere Männergruppen, die sich teilweise heute noch treffen.

Gleich zu Beginn baut eine Frau den Arbeitsbereich „Ernährung" zur Verpflegung der Kommune und des Tagungshauses mit darüberhinausreichender Perspektivplanung auf. Im gleichen Jahr (1987) beginnt eine Frau mit dem Aufbau des Kinderbereichs, der heute öffentlich geförderte Kindertagesstätte ist. Daß Frauen Wirtschaftsbetriebe in Kommunen – zumal unter den besonderen Bedingungen der Aufbauzeit – gründen, ist auch in Kommunen nicht unbedingt üblich.

In diese Zeit fallen auch die Versuche einzelner – in meiner Erinnerung nur – Männer, aufgrund ihrer Unzufriedenheit im zwischenmenschlichen Bereich die KommunardInnen zu körpertherapeutischen Aktivitäten zu bewegen. Das scheitert letztendlich unter anderem aus Desinteresse, Überforderung und diffusem Unbehagen, hat viele in der Kommune aber trotzdem eine Zeitlang beschäftigt.

In Oktober 1988 fühlt sich die Gesamtkommune erstmals mit massiven geschlechtsspezifischen Machtstrukturen konfrontiert. Ein Kommunarde schlägt im Affekt öffentlich eine Frau. Daraus entstehen am gleichen Abend spontan getrennte Frauen- und Männerplenen, auf denen erstmals im Plenumsrahmen über das Thema (körperliche) Ge-

walt in der Kommune diskutiert wird. Die Kommune fordert daraufhin, daß die zwei nicht weiter in einer WG wohnen sollen.

Im März 1989 hat die Kommune auf Initiative einer Kommunardin in Frauenzeitschriften eine Anzeige aufgegeben.

„...Wir wollen von einem zahlenmäßig männerdominierten zu einem frauendominierten Projekt wachsen... zur Weiterentwicklung dessen, was uns wichtig ist: gemeinsame Ökonomie, Konsensprinzip, links-politische Arbeit, gemeinsame Verantwortung für Kinder, Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen."

Im Sommer/Herbst 1989 kommen Frauen mit feministischen Politikansätzen in die Kommune und verstärken sich entwickelnde Ansätze bei einigen Altkommunardinnen. Zwei Frauen arbeiten einen Nachmittag die Woche ehrenamtlich für das Kasseler Frauenhaus; eine steigt in das Kollektiv des Kasseler Frauenbuchladens ein.

Im Herbst 1989 entsteht die erste Frauen-WG.

„...Wir sind eingezogen in die Frauen-WG, und ich beginne real zu begreifen und zu spüren, was diese Wohnform für mich als Frau in einem gemischten Projekt für eine Bedeutung hat, und in welche Widersprüche ich dabei aber auch immer wieder gerate. Es ist der Widerspruch zwischen dem Anspruch – auf der einen Seite als Kommunardin mit 40 Frauen und Männern in einer Weise zusammen leben zu wollen, wo wir uns gegenseitig respektieren, was eben auch viel Auseinandersetzung bedeutet – auf der anderen Seite das Gefühl und das Wissen zu haben, daß ich als Frau Freiräume mit anderen Frauen brauche, um zu unseren Inhalten zu kommen, also Zeiten und Räume zu haben, wo ich mich mit Männern gar nicht auseinandersetzen will."

Nicht alle Männer, aber auch nicht alle Frauen, erleben dies als einen richtigen Schritt für die Entwicklung der Kommune – Angst vor dem Auseinanderdriften in verschiedene Richtungen – statt die Kräfte zusammenzuhalten, wo die Kommune noch im Aufbau sei, wird formuliert. Es gibt auch positive Stimmen von Männern und Frauen, das gerade dies ein Schritt in die „richtige" Richtung sei.

In Aufruhr geraten einige KommunardInnen, als im Januar 1990 ein Aufkleber „Vergewaltiger wir kriegen euch" an der Tür zum Gemeinschaftsraum klebt. Einige Männer und Frauen reagieren empört darauf, und es wird heftig und kontrovers diskutiert. Als ein paar Tage später ein zweiter Aufkleber. „Wir kastrieren auch ohne Krankenschein" sich dazugesellt und von einem Mann mit dem Spruch „Frau Doktor Mengele rät" ergänzt wird, gehen die Wogen hoch.

„...Der Männerstandpunkt: Vergewaltigung ist was Böses, aber mich betrifft ja nicht, ich bin ja kein Vergewaltiger, ich kann das Thema neutral als Außenstehender bereden, ist genau so blöd wie der Frauenstandpunkt: alle Männer sind (potentielle) Vergewaltiger, alle

Männer sind schuldig, quasi erbsündenbehaftet, sollen Buße tun... Für eine konstruktive Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern sind sie nur destruktiv." (m)

Im Juli 1990 kommt es zu einem neuen Eklat: Ein Kommunarde will zu seinem Anspruch nach kommuneweiter Auseinandersetzung mit seinen sexuellen Bedürfnissen eine Diskussion erzwingen. Er legt deshalb zur Provokation einen Porno in die Kommunebibliothek. Dies löst bei vielen KommunardInnen Empörung und einige emotionale Schockreaktionen aus. Es gibt Diskussionen in kleinem Rahmen mit und ohne ihn zur Art seiner Aktion – nicht zum provozierten Thema.

„Ihr braucht die vollen Staubsaugerbeutel nicht auf den Dachboden zu stellen, es ist echt o.k., wenn ihr sie wegwerft. B."

Kaufunger Mitteilungsrolle

„... Ich weiß nicht, was er sich unter einer befreiten Sexualität vorstellt, wenn nicht ein Umgang miteinander, der auf absoluter Freiwilligkeit beruht. Ein Entwicklung dahin ist für mich nur in einer Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens vorstellbar, und das Mittel der Provokation gehört da zu den Falschesten." (w)

Daraufhin teilt ihm die Frauen-WG mit, daß er in dieser WG nicht mehr erwünscht ist. Dies stößt auf teilweise Mißbilligung in der Kommune. Kurz darauf verläßt der Mann das Projekt.

Ende 1990/Frühjahr-Sommer 1991 haben vier Kommunardinnen ihr Coming-Out in der Kommune. Eine Lesbe schreibt dazu in einem halböffentlichen Text:

„...Wie teile ich es mit? Es kam mir nämlich ziemlich albern vor, auf dem Mitteilungsblock zwischen 'Ich fahre morgen eine Woche in Urlaub' und 'Wer hat meine schwarze Jeansjacke gesehen' zu schreiben 'Ich bin seit dann und dann lesbisch'. Also flocht ich es mehr oder weniger geschickt in einen Artikel für verschiedene Kommunen ein. Seither Ruhe? Äußerst wenige KommunardInnen haben mich daraufhin angesprochen."

Eine heterosexuelle Kommunefrau sagt kurz darauf in einer öffentlichen Frauenveranstaltung, auf der die Kommune vorgestellt wird, auf die Frage, warum sie sich nicht auch als Hetero- oder Lesbischlebende vorstellt:

„...Ich habe nicht daran gedacht, für mich ist es kein Thema, und in der Kommune ist es auch kein Thema."

Besonders in dieser Zeit engagieren sich lesbische und heterosexuelle Frauen der Kommune in Kassel intensiv bei verschiedenen Aktivitäten feministischer Politik. Dies wird von einigen Männern und Frauen in der Kommune kritisch betrachtet. Sie wünschen sich, daß die Kräfte mehr nach innen in den Aufbau und Ausbau der Kommune

und in aktuelle Kommuneerfordernisse gebündelt werden, zum anderen fühlen sie sich bedroht, haben formulierte Angst vor Abspaltung.

Bald darauf, im Herbst/Winter 1990/1991, entsteht die zweite FrauenLesben-WG. Wiederum haben einige KommunardInnen Bedenken, ähnliche Argumente wie bei Gründung der ersten Frauen-WG werden genannt, es wird aber ohne kommuneweite Diskussion akzeptiert.

Im Februar 1991 verabschiedet die Kommune auf ihrem Plenum offiziell einen neuen Grundsatz: „Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen". In der Praxis wurde sich längst auf diesen Grundsatz mitbezogen. Anlaß zu einer öffentlichen Festschreibung ist die Herausgabe des neu überarbeiteten Selbstverständnispapiers der Kommune.

Ende April 1991 findet das erste und bisher einzige Frauenplenum in der Kommune statt, um sich über die verschiedenen Positionen von Frauen auszutauschen. Dies führt aber eher zu einer Bestätigung schon vorher vorhandener unterschiedlicher Sichtweisen bis hin zum Fraktionierungsvorwurf – der Wunsch und das Bemühen um Verständigung wurde und wird im darauffolgenden Alltag aber immer wieder deutlich.

Im Herbst 1991 gründet eine Kommunardin den Arbeitsbereich „Revolutionäre Näh- und Lederwerkstatt" mit dem Ziel, Grundbekleidung zu entwickeln und herzustellen, welche lange haltbar ist und zu der mensch Beziehung knüpfen kann.

Inzwischen hat sich das Sprachverhalten der Kommune zugunsten einer weniger frauenfeindlichen Sprache geändert – das Aussprechen und Schreiben der weiblichen Sprachform ist selbstverständlicher geworden.

Oktober 1992 bis Januar 1993 findet eine kommuneweite Diskussion zum Thema unausgewogenenes Geschlechterverhältnis statt. Ausgelöst wurde sie durch die Forderung einer Frau:

„...Ich möchte, daß wir keine weiteren Probezeitanträge von Männern annehmen, bis wir über das Mann-Frau-Verhältnis (zur Zeit ein Drittel mehr Männer als Frauen) geredet haben. Ich fühle mich beim jetzigen Verhältnis unwohl (zum Beispiel Plenum, Kleingruppen, Essen, usw.). Meine Bereitschaft, mit neuen Männern zu tun zu haben, ist dramatisch gesunken, zudem spüre ich, daß meine Reaktion auf eine für mich sehr spürbare Männerdominanz Abschottung und Intoleranz ist, was ich weder für mich noch für uns besonders gut finde."

Daraufhin finden im Plenumsrahmen wöchentliche Kleingruppendiskussionen statt, und es werden unterschiedliche Thesen aufgestellt:

- Es gibt Frauenfraktionen
- Es haben mehr Männer Interesse am Einstieg
- Es sollen nur bestimmte Frauen kommen
- Es gehen mehr Frauen weg

- Die Zeiten des Männerüberhangs waren Pionierzeiten
- Es gibt einen „rationalen Geist", die Kommune sei männlich strukturiert, es gibt Defizite auf Gebieten wie Gefühle
- Es gibt eine Angst der Männer vor unqualifizierten Frauen
- Finanzen, Baufirma, Rentengruppe werden überwiegend von Männern bestritten.

Und drei weitere, verschiedene Aussagen von Frauen dazu:

„...Was mich kommune-existentiell bedroht ist die Angst, daß immer mehr Männer kommen, und die Frauenräume meiner Frauen-WG in Frage gestellt werden. Ich erinnere an eine Äußerung, in der die Ansicht vertreten wurde, daß wir die (noch) leerstehenden Räume freigeben müssen, wenn Platzmangel herrscht... Ich will das Wachsen der Kommune nicht behindern, ich werde jedoch dafür kämpfen, daß noch Raum für weitere FrauenLesben und mich hier bleibt."

„...Der Männerüberschuß bedroht mich nicht, stört aber. Obwohl mir manche Männer sympathisch sind, spüre ich nicht viel Lust, neue kennenzulernen, ich möchte mehr Frauen, mehr Vielfalt an Frauen. Aber das Rationale, Durchgeordnete paßt mir gut, ich wollte kein Spiriprojekt, ich empfinde aber zu wenig akzeptiert, daß Frauen was für sich machen wollen."

„...Ich habe das Gefühl, daß wir Frauen und Männer uns gegenseitig bedroht fühlen."

Durch diese Kleingruppendiskussionen angeregt, setzen sich einige Frauen für die Durchführung eines Kennenlernwochenendes nur für Frauen ein. Über eine Werbeaktion in verschiedenen Frauenzeitschriften, taz und Contraste findet dieses im Januar 1993 statt. Keine dieser Frauen stieg darüber in die Kommune ein, aber der Bekanntheitsgrad der Kommune und der Kommunegedanke innerhalb der bundesdeutschen Frauenbewegung erhöhte sich dadurch – in Feedbacks ersichtlich – beträchtlich.

Im Sommer 1993 werden anläßlich der Einrichtung eines Frauenklos neben dem neuen Gemeinschaftsraum die zum Teil langjährigen unterschiedlichen Positionen in der Frauen-Männer-Auseinandersetzung der letzten Jahre wieder sichtbar, und die Notwendigkeit der Bearbeitung der zugrundeliegenden Schwierigkeiten wird wiederholtermaßen deutlich.

Im November 1993 beschließt die Kommune auf Anregung eines Kommunarden, für 1994 Klausurtage zu geschlechtsspezifischen Machtstrukturen und Überwindung derselben „eher zur Beleuchtung des Standorts als zu einem harten Selbsterfahrungstrip" durchzuführen.

Bald darauf, im Dezember 1993 beginnt in der Kommune aus aktuellem Anlaß wiederum eine harte Konfrontation: Ein Mann stellt Probezeitantrag, den eine Kommunardin von früher kennt. Sie erinnert

sich an damals von ihm ausgehende gespürte Gewalt und spricht ihr Veto gegen sein Kommen aus. Ein kleiner Teil der Kommune unterstützt sie, ein großer Teil akzeptiert das, ein kleiner Teil – überwiegend Männer – will das Veto nicht akzeptieren. Es entsteht eine Vielzahl von Diskussionen und schriftlichen Aushängen. Die Kommunardin bleibt bei ihrem Veto:

„...Ich nehme meine Wahrnehmung und Gefühle ernst und spüre, daß ich mit diesem Mann nicht zusammenleben kann."

Gleichzeitig stellt eine lesbische Frau einen Probezeitantrag. Diese hat viel Kontakt zu der Kommunardin, die obiges Veto aussprach. Auch gegen ihr Kommen wird daraufhin ein Veto, und zwar von dem Mann eingelegt, dem das Kommen des mit Veto belegten Mannes sehr wichtig war:

„...Meine Bereitschaft, anderen zuliebe was zu ertragen, Konflikte anzugehen, ist dadurch sehr runtergegangen."

Das Ausmaß der darauf erfolgten verletzenden Reaktionen ist groß in seiner Heftigkeit. Aber in den auf diese Vetos in großer Anzahl folgenden Statements und Diskussionen war auch große Betroffenheit und der Wille, an einer Lösung zu arbeiten, zu spüren. Das Veto gegen die Frau wurde nach dreimonatiger Bedenkpause erstmal zurückgenommen, sie entschied sich aber nun gegen die Kommune und schrieb ihr:

„... Ich habe... auf mehr antipatriarchales Bewußtsein innerhalb der ganzen Kommune gehofft... ich habe mich oft als Projektionsfläche gefühlt...es ist mir auf die Füße gefallen, daß ihr noch nie im größeren Rahmen über Lesbisch-Sein bzw. Heterosexismus innerhalb der Kommune geredet hattet."

Nach diesen Auseinandersetzungen macht die Kommune einen weiteren Anlauf zum Weiterkommen im Männer-Frauen – Thema: Anfang Januar 1994 gibt es zwei Plenen in mehreren gleichgeschlechtlichen Kleingruppen. Thema: erstens Identität und zweitens Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen. Die meisten KommunardInnen empfinden Aussprache und Diskussion in diesen Plenen als hilfreich und füreinander verständnisfördernd.

Bei der Vorbereitung für die an Himmelfahrt 1994 stattfindenden Klausurtagen zu geschlechtsspezifischen Machtstrukturen kommen bei einigen KommunardInnen aufgrund des Wunsches einiger Frauen, erstmal weiter in geschlechtergetrennten Gruppen als einem Schutzraum zu diskutieren, Bedenken und Ängste hoch:

„...Ein guter Teil des Problems liegt daran, daß man zu wenig miteinander redet und sich mißversteht – somit können getrennte Gruppen das Problem meines Erachtens eventuell verschärfen statt es zu lösen." (m). Andererseits fanden sowohl Männer als auch Frauen diese Trennung auch gut.

Wegen der Brisanz des Themas für die Kommune entscheidet sich diese erstmals in ihrer Geschichte für den Einsatz von SupervisorInnen. Daraufhin finden die Klausurtage zu einem Drittel der Zeit geschlechtergetrennt statt. Der Verlauf der Tage wird von den meisten KommunardInnen wiederum als hilfreich und verständnisfördernd erlebt, aber nicht als Durchbruch oder grundsätzlich klärend. Unterschiedliche Sichtweisen bleiben bestehen.

Fünf zum Teil langjährige Kommunardinnen entscheiden sich im November/Dezember 1994 gleichzeitig, aber unabhängig voneinander, zu einer vorläufigen oder endgültigen Trennung von der Kommune. Dies ruft zum Teil größere Irritationen in der Kommune hervor.

Während eines Kommunetreffens macht ein Teil der KommunardInnen im Sommer 1994 die Bekanntschaft mit einer bestimmten Form therapeutischer Selbsthilfegruppen, die sehr verbindlichen und strukturierten Charakter haben und für mindestens ein Jahr verpflichtend sind. Parallel dazu wächst bei vielen KommunardInnen die Möglichkeit, und entsteht eine zunehmende Offenheit, nach achtjährigem Bestehen und einem Wachstum auf fünfzig Erwachsene und fünfzehn Kinder, die Arbeit an den Problemen und Defiziten im zwischenmenschlichen und geschlechtsspezifischen Miteinander konkreter anzugehen. Im Herbst 1994 entscheiden sich Zweidrittel der Männer und im Winter 1994 mehr als Dreiviertel der Frauen an den geschlechtergetrennten Selbsthilfegruppen der FORT (Frauen organisieren radikale Therapie) und MRT (Männer organisieren Radikale Therapie) teilzunehmen (Vgl. Artikel von T. Hillar und D. Frick zu FORT/MRT in diesem Buch).
Im Frühjahr 1995 wurde damit begonnen.

Nachbemerkung

In der ursprünglichen Fassung dieses Textes hatte ich den Versuch gemacht, eine Chronologie geschlechtsspezifischer Bemühungen, Ereignisse und Prozesse zu versuchen – mit der Bitte an die Kommune um Ergänzung und Korrektur meiner Erinnerungslücken. Die meisten KommunardInnen hatten den Text daraufhin gelesen, und viele hatten ihn mündlich oder schriftlich kritisch kommentiert. Dies ist angesichts der Informationsflut am „Grünen Brett“ bemerkenswert und bedeutsam für den Umgang mit dem Geschlechterthema: Es bewegt wohl fast alle – aber in unterschiedlichster Weise. Die Kritik richtete sich in erster Linie an meinem Versuch, eine Chronologie zu erstellen, wo es eine vollständige und objektive Darstellung der kommunitären geschlechtsspezifischen Problematik nicht geben kann. Da mußte ich zustimmen und habe dem durch eine leicht geänderte Fassung Rechnung getragen. Aber ich stieß auch in ein Wespennest: Für die einen

bewertete ich geschlechtsspezifische Eklats deutlich über, und die „schrittweisen, kleinen inneren Veränderungen kommen dann nicht vor." Für andere kam langjährig Unverarbeitetes zu diesen Ereignissen wieder hoch, dadurch wurde ich manchmal zur Zielscheibe für Altlasten der Kommune. Für die einen formulierte ich zu männerorientiert und zu beschwichtigend, für die anderen zu einseitig feministisch, für die dritten zu resignativ. Offensichtlich wurde, wie schwer es ist, sich diesem heiklen Thema für viele akzeptabel zu nähern. Aber auch die Angst wurde formuliert, daß ein zu negatives Bild über uns entsteht und daß insbesondere Frauen „möglicherweise einen großen Bogen um diese Kommune machen" würden. Das denke ich nicht. Im Gegenteil, ich glaube, daß es eher anregend ist, zu sehen, wie ernsthaft sich viele KommunardInnen bemühen, in der Geschlechterproblematik weiterzukommen, auch wenn und gerade weil es nicht einfach ist. In diesem Sinne verstehe ich diesen Beitrag eher als „Aufmacher" und schließe mich dem Kommentar eines Kommunarden zu diesem Text an: „Ich finde uns gar nicht so schlecht, zumindest in Relation zu anderen Gruppen, die so nah aufeinander leben."

KAPITEL 5



Legendärer Tisch der Kommune I in der Mainzer Straße 1990 *Foto: Umbruch*

Uwe Schneider

KOMMUNEN UND AUTONOME – WAS HABEN DIE MITEINANDER ZU TUN?



Foto: Umbruch

Scheinbar erst einmal wenig. Jedenfalls wird in den jeweiligen Scenen alltäglich wenig Bezug aufeinander genommen. Am ehesten in der Form, daß einige KommunardInnen aus linken Strukturen stammen. Zunächst einmal gibt es Ansätze, in denen sich die beiden Formen von Leben und Aktion decken: z.B. bei Kommunen, die sich als links, anarchistisch begreifen, Neuland in Organisation von solidari-

schem Leben betreten, die sich je nach Schwerpunkt und Interesse lokal oder überregional in Alltagspolitik einmischen. Oder die besetzten/legalisierten Häuser in den Städten, die Freiräume für ähnliche Experimente gegen den üblichen Individualisierungsdruck, Konsumzwang usw. bieten. Trotzdem ist es nicht so, daß beide Begriffe, Kommune und autonome Politik sich decken oder auseinander hervorgehen müssen. Klarer Fall: umfaßt doch Kommune-Leben auch mehr als nur den politischen Ausdruck, also auch soziale, psychische, materielle, ökonomische Aspekte. Andererseits gilt das Gleiche auch für unsere städtischen linken Bezüge. Jedenfalls ist es nötig, die kritische Anfrage an uns zu stellen, ob nicht jeder politische Anspruch und dessen Umsetzung in Aktion oder längerfristiger Organisierung auch einen gehörigen Anteil an sozialen Auseinandersetzungen, materiellen und ökonomischen Grundlagen beinhaltet. Sceneaktivismus ist eine Seite, Generationskonflikt bis hin zur Kinderfrage, oder Kohle durch beliebige, individual- Jobs die andere. Ich werde mich jetzt darum drücken, genauere Analysen oder Definitionen zu suchen, weil sich die beiden Scenen auch als viel zu vielschichtig darstellen.

Grob scheinen mir die Charakteristika von linker autonomer Struktur folgende zu sein: Ein alter Slogan hieß „Autonome – mehr als nur Politik". Was soviel bedeutet: Politischer Ausdruck wird selbst in die Hand genommen, nicht den Profis in Gremien und Partei überlassen. Politik passiert überall dort, wo wir leben, zuhause, auf der Straße, am Arbeitsplatz. Und Politik ist nichts tierisch Ernstes, wir handeln solidarisch verantwortlich und haben unseren Spaß dabei. D.h. wir machen Feste auf der Straße, machen Musik, malen unsere Häuser an, in denen wir nicht mehr vereinzelt Freiräume für noch viel mehr Sinn und Unsinn haben. Manchmal tragen wir auch mit viel politischem Pathos unsere Argumente vor, handeln unsolidarisch auf Demos, leben abgeschnitten in unserem Sceneghetto und regeln unseren Broterwerb auch noch ganz individuell und selbstentfremdet.

Die Thesen über Kommune faß ich mal mit den „3 K" zusammen: Kollektiv, Kasse, Konsens. Also Arbeit in Selbstbestimmung, gemeinsame ökonomische Verbindlichkeit und nicht-hierarchische Entscheidungen. In der Regel auf dem Land, weil in Abgrenzung zum unattraktiven Stadtleben (z.B. wegen ungesund oder unökologisch). Das Spektrum der inhaltlichen Orientierungen, so sie überhaupt festgelegter vorhanden sind, reicht von Spiri über Öko bis Polit, in allen denkbaren Schattierungen. Im übrigen beginnt die Geschichte der Kommunen der neueren Zeit in der Stadt, 1968 mit der K1 in Berlin.

Jedenfalls gibt es nach meinem Verständnis mehr Berührungspunkte von linker Politik und Kommune und umgekehrt, als gemeinhin sichtbar wird. Mir scheint, konkret lebende Kommunen sind ein blinder Fleck der radikalen Linken. Umgekehrt haben Kommunen, die

sich als irgendwie links geartet begreifen, kaum Bezug zu autonomen Strukturen. Im folgenden Text versuche ich einige Probleme beider Teile der Linken aus eigenem Erleben und aus Texten autonomer Veröffentlichungen zu beschreiben. Der Blick auf das jeweils andere „Lager" soll neue Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen, in denen die Potentiale beider genutzt werden können. Die zentrale These wird dabei sein, daß sich „äußere Arbeit", sprich politische Aktion und Militanz, und „innere Arbeit", also gelebte soziale Prozesse nur zusammen zur Emanzipation ergänzen können, das eine ohne das andere keinen Bestand hat. Dies wird im größeren, 4. Textabschnitt beschrieben werden. In den ersten Abschnitten stelle ich das Szenario auf, unter dessen Bedingungen städtischer politischer und sozialer Alltag erfahrbar ist. Diese Erfahrungen ergeben den Hintergrund für notwendigen Handlungsbedarf im Sinne eingreifender linker Politik, hier beschrieben aus Erfahrung mit einer kommunitären Wohn-Großgruppengemeinschaft. Dieser Teil der Beschreibung ist z.T. stark biografisch durchzogen, was daran liegt, daß das Formulieren der Gedanken zum Zeitpunkt des Schreibens mir selbst Klarheit in der Frage geben sollte, ob ich die Stadt der Perspektive, auf dem Land zu leben, weiterhin vorziehen soll oder nicht.

Biografische Notiz

Ich lebe in Berlin. neu von 34 Jahren in derselben Großgruppe. Davor vier Jahre in einer anderen Großgruppe, auch in dieser Stadt. Vor Berlin: (die ersten) drei (Lebens-) Jahre in einer Kleinststadt. In städtischen Bezügen hab ich mich eingelebt, eingearbeitet, finde ich Um- und Abwege für mein Auskommen und habe ich mein soziales und mein politisches Umfeld. Ich agiere hier. „Arbeit" findet nicht nur als Erwerbstätigkeit statt: Das Lernen an der selbstverwalteten Schule verwaltet „sich selbst" (wer das wohl macht?), das Großgruppen-Wohnprojekt Zorrow verwaltet „sich selbst". Beide Institutionen finden sich wiederum in den Schlingen von Mietspekulation/Kündigungsdrohung/städtische Umstrukturierung wieder, also gibt's auch da genug zu tun: Freiraum- und Wohnraumsicherung. Mittlerweile wird dieses Thema wieder aktuell, auch für uns: Das Wohnprojekt Zorrow hat seine Wurzeln unter anderem ja auch in Wohnungskampf-/ Besetzungszeiten Anfang der 1980er. Die damals abgeschlossenen Verträge laufen 1998 aus.

Freundschaften von mir leben mit mir in diesem Haus, andere außer Haus. Immer mehr wollen die Stadt verlassen. 1989 begann mit den offenen Grenzen um Berlin ein Prozeß, der mich bis heute zwischen Faszination und Depression hin und her wirft. Der Faszination über neue Möglichkeiten, die sich 100 Meter weiter die Straße an un-

serem Haus entlang hinter der gefallenen „Mauer“ auftun. Und der Depression darüber, mich mit neuen Veränderungen abmühen zu müssen. Veränderungen, die ich letztlich als Verlieren von Lebensqualität, nicht im ökologischen Sinn, sondern viel krasser im sozialen/psychischen/physischen/politischen Sinn erlebe. Und Veränderungen, die mich als „Wessi“ wiederum doch weniger treffen müßten, als Menschen der ehemaligen DDR, denen ganz andere Kontinuitäten verloren gehen und gänzlich neue Zustände vorgeknallt werden, in denen ich mich wenigstens nicht ganz so neu orientieren muß. Trotzdem tut sich auch für mich und jede/n hier genug, was Verunsicherung auftreten läßt und Orientierung nötig macht.

Lamento über die Unerträglichkeit des Normalzustandes

Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Vereinzelung, Entwurzelung sind überall immer deutlicher sichtbar. Steigende Gewaltbereitschaft, die Neigung, einfachste, von rechts propagierte Losungen aufzunehmen, sind nur ein Weg von vielen, in denen sich diese Situation ausdrückt. Die sozialen Umstände folgen aus den politischen Vorgaben: Umverteilung, Entgarantierung, Ausgrenzung, Fremdenfeindlichkeit. Das alltägliche Ausleben von Gewalt, Fremdenhaß und Minoritätenausgrenzung lerne ich als den gesellschaftlichen Normalzustand zu begreifen, nicht etwa in dem Sinn, daß der Normalzustand dadurch hinnehmbarer wird, sondern erst überhaupt verstehbar wird, wenn sich jetzt wieder auslebt, was schon lange in noch viel mehr Köpfen als vermeintlich nur bei den „Glatzen“ drin war. Das hat Bedeutung für den Umgang mit dieser Situation: Was nützt es, sich mit immer einzelnen Glatzen zu schlagen (hab ich sowieso zuviel Angst vor), wenn es das gesellschaftliche Bewußtsein um sie herum ist, das erst hervorbringt, dann trägt und opportunistischerweise auch wieder fallen lassen kann, ohne daß sich das zugrundeliegende „Normalbewußtsein“ je selbst in Frage stellen müßte, geschweige denn sogar veränderte.

Fluchttendenzen

Daß Freunde und Bekannte, die mir nah sind, zunehmend die Offenheit der Stadt nutzen, sich von Berlin wegzuorientieren, in andere Städte oder aufs Land gehen oder gehen wollen, verunsichert mich, zusätzlich zu meiner Verunsicherung über die Ertragbarkeit der Zustände um uns herum. Ich will nicht gehen. Andere sehen für sich keine andere Lösung. „Ökologisch leben“ ist da oft nicht der wichtigste Grund, von hier wegzugehen. Öko kannst du dir auf dem Land in der

Regel auch abschminken, wenn du z. B. auf eine Klärschlamm und sonstwie vergiftete ex-LPG gehst. Machen trotzdem einige. Die Preise können ja nur noch steigen.

Die individuelle Stadtperspektive

Ich will die Gedanken zu meinem Stadt-Dasein mal so zusammenfassen: Ökologisch gibt's hier nicht viel zu holen, außer üblicherweise in einem Bioladen. Wo die ihren Kram herhaben, ist mir aber auch schon gar nicht mehr so transparent bzw. die Vermarktung genauso wenig geheuer wie woanders auch. Und die x-te Variation einer besonders exotischen Pastenmischung bedient auch nur die gleichen Konsumgewohnheiten wie sie jedes Kaufhaus bedient. Gemüse aus dem Wendland? Kommt auch von ganz schön weit her. Berliner Umland? Wie gesagt, LPG und deren Altlasten. Also nicht so einfach. Obwohl ich mir auch immer wieder weniger Entfremdung von dem wünschte, was ich mir in den Mund schiebe. Oder gern mehr wüßte über die Pflanze, die sich um mich herum, zwar nicht so vielfältig, aber immerhin findet. Stadt verstehe ich also als einen extremen Biotop, ökologisch arm.

Und sozial? Auch arm? An diesem Punkt ist meine Haut sehr dünn geworden. Durch die geballte Vielfalt gibt es einen unglaublichen Reichtum an verschiedensten Möglichkeiten, sich und andere zu erleben. In der Masse schlägt dieser Reichtum in Anonymität und Vereinzelung um, wird dadurch zu einer unglaublichen sozialen Armut an Kontaktform und -fähigkeit. Masse macht anonym verwertbar, nivelliert das „Normale", durch das das „Abweichende" (Hautfarbe, Sprache, Sitten, Gebrechen, Behinderung, Sozialfähigkeit, Obdachlosigkeit) diskriminiert und nicht mehr angenommen werden kann. Daher dann die exzessive Notwendigkeit, sich als Individuum erkennbar zu machen, über (Status-)Symbole oder über Graffittikürzel als gesetzte „Marken" an Wand und Bahn. Ein Überflutet-werden von Eindrücken, daß ich es oft kaum ertrage, mit dieser wahllos zusammengewürfelten Menge in den gleichen U-Bahn-Wagen eingeschlossen zu sein. Nächste Station kann ich ja aussteigen. Trotzdem ist mir jeder mitteilungsbedürftige Betrunkene grad zu nah gewesen. Permanent grenzenlos Objekt sein. Dann denk ich mir wiederum, was soll's, das sind doch alles momentane subjektive Befindlichkeiten, anderen geht's ähnlich im Erleben der Konflikte auf der Straße, der Arbeit. Wir agieren daraus, im üblichen Sinn politisch u.a. im Zusammenleben in einer Großgruppe, um den Individualisierungstendenzen um uns herum etwas entgegenzusetzen.

Kollektive Perspektive

Die Motive, bei Zorrow zu leben, mit denen das Projekt begonnen wurde und wie wir es heute weiterführen, können beschrieben werden als ein Miteinander, uns weiterentwickeln wollen, zusammen Spaß haben, zusammen auch ökonomischer und ökologischer leben können als getrennt mit jeweils eigenem Hausrat. Faktisch ist hier bei Zorrow jede Weiterentwicklung ein zähes Ringen aus konservierendem Sicherheitsbedürfnis und lustvollen anarchischen Vorstößen, Abgrenzung und Einmischung. Weil aber auch das Private politisch ist, weil es mich und uns prägt, hält, stützt, unterstützt, auch in unseren Herrschaftsprivilegien, z.B. als AkademikerInnen und Männer, ist auch Zorrow politisch, ist mir diese Gemeinschaft Anlaß und Halt für Auseinandersetzung: Meine Perspektive ist aber nicht nur durch diese Gruppe bestimmt, sondern durch Menschen und Projekte hier um mich herum. So befinde ich mich, und darüber auch die Gruppe Zorrow, immer wieder in Rückkoppelung mit unserer „Umgebung", genauso, wie andere von uns sich und ihre Lebens-/Wirkbereiche bei Zorrow direkt oder indirekt einbringen – Schule, Kinder, Musik, Architektur, Kirche, Umweltschutz, Asyl, Aktion, Besinnung, Beziehung,...

Immer wieder finde ich beides bei Zorrow, Chance und Überforderung. Überforderung, auf die Vielzahl der verschiedenen Einflüsse, Erfahrungen, konkreten Anlässe eingehen und agieren zu müssen, und Chance, eben doch als Gruppe oder Teile davon etwas von diesen Anlässen aufgreifen zu können und daran Ideen oder Handlungen zu entwickeln. Wichtig ist mir daran, in unserem eigenen sozialen Bezug und damit gekoppelt in den Bezügen um uns herum – räumlich oder inhaltlich nah – zu leben, verbunden und verbindlich zu sein in einer Auseinandersetzung.



Foto: Zorrow

Großgruppe und Kiezintegration, Ghetto oder Nachbarschaft mit Einflußnahme, am Beispiel: Neonazis in der Nachbarschaft

Zorrow lebt relativ isoliert in seiner Nachbarschaft. Mit unseren nächsten Nachbarn – MieterInnen des Vorderhauses und eines Seitenflügels – verbindet uns wenig alltägliches. Wir sehen und grüßen uns. Ein Mieter im Vorderhaus war früher mal selbst Zorrow, eine andere Mieterin aus dem Seitenflügel ist in unsere Gruppe eingestiegen. Wieder andere nutzen unsere Werkstätten mit, haben ein oder zwei Mal in

unserem Veranstaltungsraum ihre Feste gefeiert, kaufen uns Getränke ab. Wir haben versucht, die Hofgestaltung mit allen MieterInnen zusammen durchzuführen, einige haben auch mitgemischt und tun's noch. Meist gibt es einmal im Jahr ein Hoffest. Vom Gefühl lebe ich hier näher mit diesen Mit-MieterInnen auf diesem Grundstück als in einem „normalen" Haus, auch wenn im Alltag nicht so viel zu sehen ist. Nagelproben, bei denen unsere Hilfe angefragt, Einmischung angesagt war, kamen/kommen selten vor, gibt es aber (Gewalt, sexistische Bedrohung, Schulden, Knast, Rausschmiß, Obdachlosigkeit...). Unser Umgang damit war selten strittig, wenn wir dort hingehen konnten, wo Einmischung nötig war, warf aber große Probleme auf, wenn die Nachbarn sich bei uns einmischten oder aufgenommen werden wollten/unterkommen mußten. Die eine oder andere Anfrage an uns wegen Werkstattnutzung kommt auch schon mal aus der weiteren Nachbarschaft unserer Straße. Aber eigentlich gehen wir dort genauso in Anonymität unter wie jedes andere Mietshaus auch.

Wir haben dann noch eine erweiterte „Nachbarschaft" im „organisierten" Sinn: ebenfalls ehemalige Bauselbsthilfeprojekte, Drogenselbsthilfe, Kneipen, ein Sozialselbsthilfeladen, Infoladen, Antifacafé, drumherum sich dazusortierende Einzelne oder WGs. Man/Frau kennt sich, sieht sich, hat z. T. schon eine längere Geschichte miteinander, gemeinsam durchgeführte Straßenfeste, Kiezküchen mit Essen und Diskussion, Kiezpalaver, Zusammenzugspläne etc. Die meisten dieser Einrichtungen sind jetzt schon länger nicht mehr lebendig. Nicht ohne unser Zutun: Wir haben uns die letzten Jahre auch sehr zurückgezogen.

Die aktuelle Beistandsnachfrage von einem Projekt um die Ecke wegen neonazistischer Übergriffe lassen derzeit die „organisierte Nachbarschaft" wieder aufleben. Neben denjenigen Menschen um uns herum, die bei der letzten Bezirksparlamentswahl eine satte Stimmenanzahl für rechte extreme Parteien repräsentieren, hat in unserer näheren Nachbarschaft ein bekannter Neonazi sein Domizil: W.A. Priem, Gründer und Kader der GdNF (Sammlungsbewegung aller BRD-Neonazis) und Chef der Nazigang „Wotans Volk". Neonazismus und rassistische Überfälle also nicht aus der Glotze, sondern „live" um die Ecke. Was heißt dann aber der Buttontext „Wir greifen ein" für uns? Wenn z. B. der abgemachte Anruf der Telefonkette kommt, weil in der Nähe Faschos wieder randalieren? Abgesehen von der Einsicht in die klare Notwendigkeit, dort dann hinzugehen, mindestens um präsent zu sein, je nach Vorbereitung und Zutrauen auch um eingreifbereit zu sein, stellt sich mir immer deutlicher die Notwendigkeit, an den Ursachen zu arbeiten, lange bevor es erst nötig wird, sich auf diese Ebene der Auseinandersetzung auf der Straße einlassen zu müssen. Ich nehme da bisher zwei grundsätzliche Strategien wahr. Eine not-

wendig kurzfristige, die dem Druck der aktuellen Situation folgt, und eine langfristige, mehr perspektivische Herangehensweise. Eine Diskussion um Wahl der Mittel bzw. die gegensätzliche Interpretation der derzeitigen Situation und die Perspektive der Herangehensweise im Umgang mit neonazistischer Agitation und Aktion ist im Moment auch schon entbrannt und drückt sich u.a. in einem Streit zwischen der Zeitschrift „radikal" und der Gruppe „L.U.P.U.S." (Frankfurt/Main) aus. Für die einen ist das „Vierte Reich" angebrochen, der Krieg am laufen, Menschen mit ihrem Leben bedroht auf der Straße, in ihrer Wohnung, im Heim. Daher müssen Neonazis angegriffen werden, damit auf diesem Weg ihre Aktionen verhindert werden, sie persönlich eingeschüchtert werden oder sie bei stillen MitläuferInnen ihre Attraktivität verlieren. Die zweite Interpretation geht von der Nutzlosigkeit der – nur – militärischen Lösung aus, die sich nur an Fascho-Skins und einigen Kadern als dem peripheren Symptom abarbeitet, solange die Mitte der Gesellschaft, also die Masse der „NormalbürgerInnen", in der das neonazistische Gedankengut seine eigentliche Verankerung hat, das tobende Nazi-Skins trägt und hervorbringt und gleichzeitig sich naiv-verlogen von ihnen abwenden kann, nicht im Zentrum von Analyse und Aktion steht.

In der zweiten, langfristigen Strategie sehe ich eher auch eine Perspektive für Kommunen und Gruppen wie unsere, gerade wegen der Vielzahl der je nach Möglichkeit und Fähigkeit abstufbaren Eingriffsmöglichkeiten, ohne daß ich die Notwendigkeit von konkretem Schutz, auch jetzt sofort, leugnen werde. Gedanken zur Abwehr von rechtem Gedankengut setzen im sozialen Umfeld von potentiell „Rechts-Anfälligen" an: und das heißt überall. Gemeinsame Konflikterfahrung und Versuche von solidarischer Konfliktlösung, nicht sozial-doziert, sondern authentisch erfahren, als gemeinsame Lebensqualität mit Ausstrahlung, in einer sozialen, nicht-anonymen Nachbarschaft, Kiez, Bezirk, erlebbar machen durch Sich-einmischen wäre also unser Teil der Perspektive von langfristiger Antifa-Arbeit (und nicht nur der). An diesen Weg stellt sich natürlich die berechtigte Anfrage, ob eine sozial verbindliche Verknüpfung so vieler Menschen in einem städtischen Zusammenhang überhaupt leistbar ist. Und, ob dazu überhaupt noch die Zeit besteht, angesichts der konkreten Bedrohung durch Gewalt jetzt schon; ob durch langfristige soziale Vernetzung nicht Zeit vertan wird, in der durch Pogrome und Gewaltanwendung schon wieder zu viele Opfer zurückbleiben. Andersherum bleibt mir die Frage an den militärischen Weg jetzt: wie kann durch kurzfristige Aktionen die langfristige Veränderung entstehen, die jedoch nur durch Erfahrung und Verankerung im Bewußtsein von Menschen tragfähig werden kann und damit erst lebbar wird, unabhängig von drohender Repression und ihr auch nötigenfalls standhaltend.

Berührungsängste von Autonomen und Kommune

Auch wenn's jetzt manchmal ein bißchen „globaler" wird: Die nächsten Gedanken über Veröffentlichungen von vermutlich Nicht-KommunardInnen stehen für mich immer im Zusammenhang von Gemeinschaft in städtischen sozialen Bezügen, mit politisch linker, radikaler (kann auch heißen: anarchistischer, sozialistischer, revolutionärer statt bürgerlicher) Identität, bezogen auf gemeinschaftliche, kommunitäre Strukturen, in denen diese Identität erfüllbar wäre oder ist. Die ausgesuchten Texte beschreiben Vorstellungen von Wegen aus einer Krise linker radikaler Politik. Ich stelle dem meine Interpretation hinzu. Wenn es so ist, daß die meisten von „uns" das übliche Einzelwohnen, die Klein-WG, die übliche fremdbestimmte Billigmaloche, die Beziehung nach Feierabend usw. leben, muß das wohl heißen, das „wir" das auch so wollen, oder es einfach bequemer und leichter so ist. Denn, wenn mehr Bereiche meines Lebens enger miteinander verbunden sind, um so sichtbarer würde ich für mich und andere mit allen meinen guten Seiten oder Macken. Das kann Ängste auslösen, zu tief in Befindlichkeiten abzutauchen. Meine These ist, daß „wir" Autonome, Linke, Schreiberlinge, WG- NeurotikerInnen usw. manchmal vorsichtig mehr meinen, als „wir" sagen. Z.B. denke ich, das ich in dem, was ich von „uns" lese und höre, oft drinsteckt: Komm, laß es uns zusammen anpacken, nicht mehr alleine arbeiten, streiten, wohnen, lieben, was neues wagen... Arg verschlüsselt, damit es nicht gleich allzu ernst genommen werden muß, aber mutwillig doch herausinterpretierbar. Genau dieses Entschlüsseln will ich im nächsten Abschnitt einmal tun.

Autonome Sinnkrise und Orientierung, Visionen, die auf kommunitäre Lebensweisen hindeuten

Über die letzten Monate und Jahre gibt es innerhalb linksradikaler Strömungen, genauer einigen organisierten Zusammenhängen von Antifa und Autonomen (letztlich bis hin zu RZ und RAF), sowohl in West- als auch in Ostzusammenhängen, mit jeweils unterschiedlicher Interpretation der Situation und der Vorgehensweise, ein umfangreiches Schrifttum zu einer Neubestimmung von Werten in einer Phase der Orientierungslosigkeit. Die Ausgangsbedingungen sind so unterschiedlich wie die Organisationszusammenhänge, und ich werde sie nur anreißen. Den meisten Analysen gemeinsam ist die Bekundung einer Perspektivlosigkeit, einhergehend mit dem vermeintlichen „Sieg des Kapitalismus", spätesten seit dem Mauerfall und der Auflösung der SU. Und: „Wir" schreiben über uns, also mehr oder weniger solidarisch füreinander, aus autonomer, undogmatischer Sicht.

Schon vor '89 gab es Anzeichen von autonomer, linksradikaler Krise, die sich durch unsere offensichtliche Nicht-Relevanz in sozialpolitischen Auseinandersetzungen um z.B. Jobbermentalität ausdrückte. Der Häuserkampf war schon fast wieder 10 Jahre her, Mieten und Arbeitslosigkeit stiegen weiter, Lastenumverteilung, Produktionsumstrukturierung schritten voran. „Die militante Isolation" aus den Niederlanden gibt eine Zustandsbeschreibung der 80er Jahre, die auch für die damalige BRD zutrifft (aus Clash #1, 10/90 und Clash #2, 1/91):

„Die radikalen Linken stehen an der Seite und gucken zu. Sie wissen absolut nicht, was sie mit den sozialen Konflikten anfangen sollen. Das ganze politisch-ökonomische Terrain war in all den Jahren vollkommen vernachlässigt worden. Es wurde immer deutlicher, wie eingeschränkt die Anzahl an gesellschaftlichen Bereichen gewesen war, in denen die Bewegung anwesend war. Das selbstbestimmte Leben hat angefangen, einen hohen Preis zu fordern; in den Freiräumen zurückgezogen war die radikale Bewegung meilenweit von der Realität des täglichen Lebens entfernt." „So wie es ein berechtigtes Bedürfnis gab nach Freiräumen, haben wir sie auch in selbstgewählte Ghettos verwendet. Genauso scharf, wie wir die Trennungslinie zwischen unserem schönen selbstbestimmten Leben und der Gesellschaft gezogen haben, kam bei uns das Bewußtsein hoch, das es eigentlich unter uns genauso mies laufen konnte."

...wie in dem Rest der Gesellschaft also auch. Denn: Auch wir sind Teil dieser Gesellschaft und erst einmal auch nicht besser als sie. Damit sind die immer wieder aufbrechenden und auch unter uns nie abgeschlossenen Auseinandersetzungen um Hierarchien, Sexismus, Rassismus,... als permanent bleibendes Problem angerissen. Außerdem benennt der Textausschnitt als problematischen Umstand unsere fehlende Verankerung in sozialem Leben über die eigene Scene hinaus. Eine Feststellung, die sich in unseren Texten und Erfahrungen bis heute durchzieht und den eigenen Realitäts- und Relevanzverlust wiederspiegelt. So auch in der Auseinandersetzung, wer wem die Straße überlassen hat, die Linke den Rechten? Und wie wird sie wieder zurückgewonnen? Z. B. bei „L.U.P.U.S.": „Kultur und Straße" in Interim #209, 10/92, als Antwort auf die „radikal"-These vom Verlust der Straße in Auseinandersetzungen mit Rechten und Nazis. Auch „L.U.P.U.S." vertritt die These vom Verlust durch freiwilligen Rückzug z.B. auf militante Kulissen wie Bauzaun, Wald, Wiese, jedenfalls raus aus dem alltäglichen Leben in Lohn-/Arbeits-/Lebensverhältnissen, für die wir nur noch individuelle Lösungen finden, die ohne soziale Utopie bleiben und somit auch ohne Ausstrahlung sind und bleiben.

Zur Vorbereitung und Mobilisierung auf den Anti-Weltwirtschaftsgipfel in München entsteht in einer Bestandsaufnahme linker radika-

ler Politik eine Beschreibung von Utopieverlust und Inhaltsleere mit dem Bedarf einer Neubestimmung („In die Herzen ein Feuer" Interim #187, 4/92, WWG-Text):

„Das (die Antworten auf die Frage, was ist revolutionäre Politik, Anm. Verf.) war oft eindimensional und hat spätestens seine Brüchigkeit bewiesen, wo der Inhalt unseres Kampfes in all unseren Handlungen, Diskussionen, Organisierung und Beziehungen nicht mehr spürbar war." „Wir bewegen uns zum Großteil mit Initiativen und Überlegungen in der erzwungenen aber auch freiwilligen sozialen Ausgrenzung, quasi in einem der vielen Segmente oder gar Nischen einer vielfach gespaltenen und zergliederten Gesellschaft. Wie viele von uns denken noch in Kategorien von Wegen und Lösungen für die Probleme der ganzen Gesellschaft?" „Aber auch diejenige(n), die innerhalb (?, Verf.) leben und erhebliche Widersprüche haben und vieles ganz anders wollen, sind vereinzelt. Es gibt keine sozialen und politischen Organismen, in denen gemeinschaftliches Leben stattfindet und die ihren Protest und Widerstand ausdrücken können. (...) Mehr denn je müssen wir uns mit der sozialen Dimension unserer Politik auseinandersetzen."

Als soziale/politische Organismen mit gemeinschaftlichem Leben werden dann „Volksorganisationen" oder „Basiskommitees" genannt, ohne diese jedoch genauer zu beschreiben. Die „militante Isolation" (s.o.) meint ähnliches, wenn sie von dauerhaften, langfristigen Projekten schreibt, um aus der kollektiven Unverbindlichkeit herauszukommen, wobei verbindliche Struktur in diesem Fall Infoläden, Zeitungen, offene Bezirksgruppen meint. Der WWG-Text greift aber noch weiter: Gemeinschaftliches Leben, in sozialen und politischen Organismen, das umfaßt meiner Meinung nach mehr als Läden und Initiativen. Wohnen und Arbeit ist in diesen Begriffen mit enthalten, auch wenn vielleicht noch nicht einmal kollektive/kommunitäre Wohn-/Lebens-/Arbeitsprojekte dabei mitgedacht waren. Im weiteren enthält der WWG-Text das derzeit übliche Lamento: „(...) Aktivitäten (beinhalten) zur Zeit keine soziale Utopie, sie sind im Kern abwehrend.", um dann das Fehlen dieser Utopie auf den fehlenden „umfassenden Begriff der Metropolenwirklichkeit" zurückzuführen. Dieses habe eben zur Folge, daß immer wieder Brüche beim Finden einer eigenen Identität in den Auseinandersetzungen mit Gesellschaft auftreten, die oft zur Aufgabe der Auseinandersetzung führen. Diese Identität gelte es zu entwickeln, bzw. Räume zu schaffen, in denen dies für uns möglich ist:

„Menschliche Fähigkeiten, gemeinsam sein Leben zu organisieren (kein Single-Dasein), Phantasie (nicht: Horrorvideos) und reale Kommunikation (nicht: Bedienung eines Computers, BTX-Geräts und Game-Boys) usw. verkümmern immer mehr. Auch wir aus der radikalen

Linken spüren, daß der Druck zunimmt. Unsere Organisierung war und ist keine Insel. Viel zu sehr sind wir noch verwoben mit der Alltäglichkeit im Kapitalismus, nur mit anderem Vorzeichen." „Also kollektive Prozesse, die nicht nur gegen die Macht vorgehen, sondern die schöpferische Produktivität des Menschen freilegen und schützen. Aus dem Sumpf des eigenen Ghettos können keine gesellschaftlichen Offensiven entwickelt werden."



Räumung eines Abenteuerspielplatzes in Friedrichshain Foto: Umbruch

Das lese ich so: Gemeinschaften, in Gesellschaft integriert, soziales Miteinander, Auseinandersetzung mit sich und anderen, um soziale Utopie zu entwickeln und zu gestalten. Und gleichzeitig darin auch die Kritik, soziale Selbstfindung nicht nur als Selbstzweck zu betreiben, denn es geht ums Ganze (die Metropolenwirklichkeit) und nicht um den eigenen jeweiligen Bauchnabel. Und der Prozeß, der dabei dann als Befreiung beschrieben werden kann, wird kein einmaliger Akt sein (ab dem die Welt dann „gut" ist), sondern die permanente subjektive und kollektive Emanzipation und dabei auch immer Stück für Stück „Herrschaftsvernichtung" (also nicht erst das eine, dann das andere, egal wie rum).

Damit greift „In die Herzen ein Feuer" einen sozial und kulturell erweiterten Politik- und Aktionsbegriff auf, den z.B. auch „Autonome zur Lage der Nation" (Interim # 127, 12/90) verwenden:

„Nur in zähen, langandauernden Kämpfen können Gräben erobert werden, können bestimmte Abschnitte von uns besetzt werden. Ein

besetztes Haus, autonome Presse – aber auch eigenständige Vorstellungen von Musik, Theater, von Bräuchen, Traditionen, Zusammenleben – der Kampf um physische und psychische Gesundheit (...)."

Das Bild von Gesellschaft als eines von Landstrichen, in denen Gräben und Abschnitte von verschiedenen Arten „Herrschaft" besetzt sind, können die „Autonomen zur Lage der Nation" wie sie selbst sagen, dem Begriff der „Zivilgesellschaft" von A. Gramsci entnehmen. (Dieser starb 1937 an den Folgen der Kerkerhaft im faschistischen Italien.) Gramsci's „Zivilgesellschaft" beinhaltet, daß Herrschaft nicht nur durch staatliche Organe – Parlament, Gerichte, Polizei etc. – verankert ist, sondern auch im Bewußtsein von Menschen, in deren Riten, Ethik, Massenkultur, Religion, Tradition ... Staat also wesentlich in uns selbst existiert. Damit muß Befreiung sich sowohl an subjektive Emanzipation als auch gegen staatliche Institution wenden und bekommt der Abbau von „Staat" in uns selbst (Gewalt, Hierarchie, Unterdrückung, ...) eine wesentliche Rolle, in jeder alltäglichen Situation, jetzt sofort und immer. Weiter heißt's bei den „Autonomen zur Lage der Nation":

„Politischer Kampf wird zum zähen Ringen mit vorhandenen Strukturen. Verhandlungen mit kommunalen Behörden um Gelder, Räume etc. gehören zum Instrument des Kampfes ebenso wie Demonstrationen von Durchsetzungsvermögen oder Stärke durch eine militante Demo..." „Es gibt nicht ein „Zerschlagt den Staat", wenn „Staat" ein organisches Fundament (in uns, Anm.Verf.) hat, in dem er wurzelt. Das Vokabular heißt: Kräfteverhältnisse, Taktik, Zähigkeit, Geschick, Vielfältigkeit, Umwälzung."

Mit diesem so erweiterten Begriff von politischer Aktion wird Alltag bis in jede „Kleinigkeit" ein Feld für bewußte, politische Handlung. Was sich dann aber in der Umsetzung als Endlos-Arbeit mit den tausenden scheinbar unzusammenhängenden Stolpersteinen von Zwischenmenschlichkeit entpuppt und überhaupt nicht mehr dem „politischen Anspruch" zu genügen scheint.

So, wie oben wiedergegeben, beschreiben wir (städtische, vermute ich mal, Autonome und radikale Linke) unsere Defizitanalysen von scheiternden Kämpfen und fehlender Perspektive immer wieder auch in Begriffen wie soziales Leben (soziale Revolution), gemeinschaftliche und individuelle Emanzipation, alltägliche Einmischung. Das Bemerken unserer politischen Nicht-Relevanz bringen wir zusammen mit der Ahnung, außerhalb eigener enger Bezüge auch keine soziale oder kritische Relevanz zu haben, weil über die Scene-Grenzen hinaus die Bindungen fehlen oder dorthin keine Ausstrahlung besteht, weil wir auf allgemeine alltägliche Fragen keine eigenen, neuen, emanzipatorische Antworten entwickeln und leben.

Abgesehen von inhaltlichen Standortbestimmungen zu politischer Aktion und Zusammenleben, übersetzen sich mir einige der oben wiedergegebenen Textabschnitte jedoch auch als Beschreibungen von Wohn- oder Lebensgemeinschaften oder Kommunen, in denen Entwicklung und Emanzipation möglich sein soll, aus denen heraus Anstöße zur Befreiung von Individuum und Gesellschaft kommen sollen. Derzeit kann ich innerstädtisch jedoch erst mal höchstens alarmierende Zeichen von WG-Auflösungen ausmachen, allerdings auch wohnungspolitisch ausgelöst, durch großflächige Auflösung von Gewerbemietverträgen, so eben auch der bewohnten Fabriketagen und gebäuden.

Immerhin findet sich doch auch erstaunlich Konkretes zu Kommunen und Lebensgemeinschaften in unserem autonomen/linksradikalen Schrifttum. In zwei Beiträgen, Rede und Gegenrede, sind damit jedoch auch schon wesentliche Vor-Urteile über Kommune als Aktionsraum gefällt. In ihren „Streifzügen zwischen Feuer und Flamme“ (Interim #226, 2/93) geht ein „militanter Kern der Autonomen Wolke“, der „Wolkenkuckuckskern“, in einer Zustandsbeschreibung wiederum von der Linken in der Krise mit Utopieverlust aus. Beginnend mit der eigenen militanten Praxis, schlägt ihre Argumentation einen weiten Bogen. Über die Einordnung von Militanz als eigentlich Reflex auf gesellschaftliche, staatliche Gewalt, Militanz, die zwar wichtig sei als möglich gemachte, nachmachbare Praxis, die aber immer über ein „inneres Band“, als Reaktion nämlich, an die gesellschaftliche Macht gekoppelt bleibt, führen sie argumentativ hin zu einem „friedlichen Teil der Militanz“. Weil eben Rebellion und Herrschaft oft als Einheit erlebbar sind, eins sich am anderen nur abarbeitet, Rebellion aber auch in bestimmten Aktionsformen das Gegenüber von Staat braucht oder z.B. als „Gegenmacht“ wieder reproduziert und also den „Staat in uns“ immer nur weiter festigt, versuchen die Wolkenkuckuckskerne (WK-Kerne) mit ihrem „friedlichen Teil der Militanz“ einen Raum für emanzipatorische Prozesse zu eröffnen:

„Der eine (gewalttätige Teil der Militanz, Anm. Verf.), der äußerer Abgrenzung gegen das System gesellschaftlicher Herrschaft zugewendet ist. Der andere (friedliche Teil der Militanz, Anm. Verf.) erstreckt sich in die soziokulturellen Bereiche und bildet eine solidarische Gemeinschaft sich emanzipierender Subjekte.“

Der so gewonnene Raum soll nicht eigentlich dem Aufbau von Gegenmacht im Sinne vom Sturz der etablierten Macht durch Aufbau eines neuen Machtgefüges dienen, sondern Macht, Staat, Hierarchie auflösen, lebbar und lernbar machen, in einer „kleinen (für sich selbst überschaubaren) Gemeinschaft“.Die WK-Kerne beschreiben ihren Ansatz als Vision und werden in der Beschreibung dieser „solidarischen Gemeinschaften“ auch nicht konkreter.



Räumung eines Abenteuerspielplatzes in Friedrichshain Foto: Umbruch

Konkret lebende Kommunen als blinder Fleck radikaler Linker?

Offenbar klafft immer noch eine breite Lücke zwischen beiden, den vorhandenen Kommunen und den radikalen Linken, in doppelter Hinsicht. Zum einen werden Ideen von Gemeinschaft immer wieder neu entdeckt oder wieder erinnert, von politisch theoretisch/praktisch Aktiven, Linken, Radikalen (eigentlich anzunehmen: auch Rechten?) Und der Schritt zur Berührung mit vorhandenen Gruppen oder die eigene Umsetzung ist nach wie vor eine immense Hürde. Gemeinschaftsneubildungen bleiben nach meiner Erfahrung selten. Zum anderen hat dieses Erinnern an Gemeinschaft oft etwas weit hergeholtes. Weiter jedenfalls, als ich bei der doch möglichen Erfahrbarkeit durch schon jahrelang existierende Lebensgemeinschaften und Kommunen erwarten würde. „Kommune" scheint in unserer politisch links sich verstehenden Szene derart un-präsent zu sein, daß Ideen von Gemeinschaftsbildungen immer etwas nostalgisch anrüchiges oder abgefahren zurückgezogenes an sich haben. Die WK-Kerne nehmen diese Abwehr prompt vorweg, indem sie bestätigen:

„Wir sehen, daß wir damit (mit „auflösen" statt „zerstören", Anm. Verf.) einen Tabubereich linksradikalen Selbstverständnisses berühren, weil diese Thesen auf 'innere Arbeit' hinweisen, die die unter-

schiedlichen Subjekte befähigen soll, sich selbst bestimmen und aus dem Herrschaftsverhältnis auf ihrer Seite heraustreten zu können."

Genau an dieser Stelle hakt dann auch die Kritik der „Autonomen Hefeplätzchen" („Einige Gedanken zum Text vom Wolkenkuckuckskern", Interim #230, 3/93) ein. Kurz und knapp wird dort erklärt, daß die WK-Kerne zwar viele richtige Fragen aufgreifen , jedoch einen Ansatz daraus entwickeln würden, „der in Esoterik-Kreisen beheimatet zu sein scheint". Warum? Eben wegen der als „individualistisch-esoterisch" beschriebenen Form von „innerer Arbeit". Weiter wird Kommune als Möglichkeit zur Auflösung von Macht in Frage gestellt:

„Eine Kommune ist ein Weg, aus dem Machtgefüge auszusteigen, aufgelöst ist damit nichts. Auch das in Brandenburg geplante „Ökodorf" bedeutet Abwendung von der Macht und Hinwendung bzw. Aufbau von etwas 'Positivem'. Damit wird jedoch lediglich eine geduldete Nische im System ergattert, in der mensch persönlich 'besser leben' kann, nicht eine Machtstruktur wird 'aufgelöst', die Flucht aus der grausamen Realität wird zum Konzept."

Fragt sich, welche Erfahrung mit welchen Kommunen hinter diesem Urteil steckt.

Die Schatten, über die radikale Linke und Kommune jeweils springen müssen, um sich anzunähern.

Kommune muß tatsächlich jederzeit prüfen, ob sie Machtstrukturen in sich oder um sich herum auflöst – wenn solch ein Anspruch überhaupt vorhanden war/ist. Denn da gibt es auch noch ganz andere Kommune-Konzepte als die Freiheitlich-emanzipatorischen. Maiga, jetzt ZEGG, ist auch in der Berliner politischen Scene ein Begriff, AAO/Friedrichshof und LaLix/Frankreich eher weniger, und R. Bahro's Ökofürstentümer-Phantasien stoßen in linksradikalen Kreisen wegen dessen Nichtabgrenzbarkeit zu rechten Autoritätsphantasien ebenfalls auf erhebliche Vorbehalte.

Wenn Kritik an Kommune langläufig immer wieder die beiden Argumente „individual-esoterisch" und „Nische im System" gebraucht, wird Kommune offensichtlich entweder als politisch unklar oder belastet erfahren oder als in Nischen zurückgezogen erlebt. Dieses Sichzurückzuziehen kann auf eine Art als nicht mehr für politische Kämpfe zur Verfügung stehend interpretiert werden und schmerzt die dann Übriggebliebenen als Verlust, wenn nicht sogar als Verrat. Wenn dann auch noch positive, erfolgversprechende Rückmeldungen aus den Kommunen ausbleiben, müssen sie offensichtlich auf dem Holzweg ins politische Nirgendwo sein. So schieben die „Hefeplätzchen" auch gleich nach in ihrer Kritik, daß es den Leuten in Ihren Nischen auch nicht besser ergehen könne, denn:

„Die 'friedliche' Militanz wird letztendlich auch eine Konfrontation mit der Macht bedeuten, bewegt sie sich außerhalb der genannten Nischen".

Die Notwendigkeit zur kritischen Abgrenzung gegen Kommunen ergibt sich meiner Meinung nach aus zwei möglichen Ursachen. Vordergründig über das Erleben von Relevanz oder Nicht-Relevanz von Kommunen für die jeweiligen sozialen, politischen Aufgaben. Tiefer liegend durch eine Berührungs- und Verlustangst. Die Berührungsangst, sich selbst und andere in individuellen, kollektiven, sozialen und psychischen Prozessen, viel intensiver als bisher vielleicht zugelassen, zu erleben, zu begleiten und sich aufeinander einzulassen (Aufheben der Grenzen zwischen privat und politisch). Verlustangst, wenn andere aus den eigenen Zusammenhängen sich in „Nischen" verabschieden mit dem Anspruch weiterhin auf dem „richtigen" Weg zu sein.

Ich denke mir, es ist nötig, von zwei Seiten aus über verschiedene Schatten zu springen. Kommune, die nicht anders sichtbar wird denn als Nische, Rückzugsraum für geplagte Ex-StädterInnen, Hand-statt-Maschine-LandwirtInnen, oder als New-Age Scheinwelt, hat tatsächlich keine positive Ausstrahlung auf soziale Emanzipationsprozesse außerhalb ihres Tellerrandes. Also auch keine faßbare Relevanz im Hinblick auf die Entwicklung und Gestaltung von sozialrevolutionärer Utopie. Die Vermittlung von eigenen Erfahrungen jeder Art, noch viel stärker als bisher – oder überhaupt erst mal! – und sich konfrontieren lassen mit den Fragen, die dann kommen, stelle ich mir als dringend notwendig vor. Wenn Kommune ein Utopie-entwickelndes und -umsetzendes Projekt sein soll, dann muß doch nach 2,5,10 Jahren auch was sichtbar, vermittelbar werden können. Wenn ZEGG mit ihrer zusammengesuchten Philosophie auf richtige Fragen die falschen Heilsantworten gibt, dann haben Gruppen, die über Jahre an den gleichen Themen stricken doch auch was relevantes zu sagen. Mal los!

Kommunen und Gemeinschaften besetzen meines Erachtens im Moment eine Lücke zwischen denen, die sich zunehmend im New-Age Therapie-Boom austoben, und den sich politisch aktiv Verstehenden an den konkreten Brennpunkten. Den einen ist Kommune selbsterfahrungstechnisch nicht professionell genug, den anderen ist sie wiederum schon zu sehr „therapeutische" Zwangsinstitution. Beiden ist sie (in dieser schnellebigen Zeit) wahrscheinlich zu zäh, langweilig, langsam, unproduktiv. Diese Situation sollten wir positiv nach vorn wenden, indem z.B. Kommunen und Gemeinschaften sowieso ständig therapeutische Situationen erleben und produktiv gestalten müssen – und sich darin auch zu einem gewissen Grad professionalisieren müssen (meint: nicht Profis kaufen oder sich kaufen lassen, sondern die vielfältigen Interaktions- und Streitmodelle mal auf einen

praktizierbaren Punkt zu bringen). Die Chance für Kommune und kommunitäre Gemeinschaften als den realitätsgerechteren Ansatz besteht ja darin, daß New-Age Gemeinschaften ihre therapeutische Funktion künstlich zum Alltag machen wollen, während Kommunen/kommunitäre Projekte i.d.R. produktiven, sozialen, politischen Alltag und Konfliktbewältigung bzw. Lustbefriedigung nebeneinander immer bestehen lassen. Der zweite zu überspringende Schatten betrifft die Nicht-KommunardInnen mit linker Zugehörigkeit. Der große Wurf, die soziale revolutionäre Umwälzung, wird nicht allein taktisch oder strategisch gelingen, nicht an einem Tag, nicht allein militärisch, wohl aber durch Kräfteverhältnisse bestimmt. Diese Kräfteverhältnisse betreffen aber nicht nur materielle Größen, sondern wesentlich auch das Bewußtsein derjenigen, die sich in Umwälzungsprozessen befinden, die sich darauf einlassen können, aus individuell und kollektiv erfahrenen Prozessen Emanzipation zu entwickeln und tragfähig umzusetzen. Das hat was mit „innerer Arbeit" zu tun, die aber ohne „äußere Arbeit" auch keinen Bestand hat, insofern beide voneinander losgelöst keine Emanzipation bedeuten.



Foto: Zorrow

Stadt oder Land

Kommune kann, wie gesagt, zwischen gesellschaftlicher Nicht- Relevanz in der Nische oder der bewußten Auseinandersetzung mit sich und anderen und Einmischung in gesellschaftlicher Umwelt wählen. Sie kann dies nach meinem Erleben sowohl auf dem Land als auch in

der Stadt tun. Mir tut sich also nicht die Wahl zwischen Stadt und Land auf. Vielmehr erscheint die Entscheidung der Grundlage der Gemeinschaftsbildung nach möglichen gemeinsam tragbaren Inhalten, Zielen und der Gewichtung von Rückzug und Einmischung wichtiger. Wobei ich denke, daß nur Einmischung und Präsenz auch Ausstrahlung und überhaupt erst Relevanz ausmachen können.

Ich werde nicht behaupten, daß „Kommune" die Lösung für die Probleme unserer linken Selbstbestimmung aus der Perspektivlosigkeit heraus darstellt. Aber ich behaupte, daß es ein Weg ist, Einmischung, selbstbestimmtes Leben, Freiräume, soziale Dimension von Politik, soziale Identität, kollektive Prozesse usw. durchzuführen, um zu prüfen, ob diese Begriffe als Kriterien für eine Neubestimmung linker Werte taugen, und sie dafür durch Erfahrung tragfähig zu machen.



Thomas-Dietrich Lehmann

BEFREITES GEBIET?

(Anti-)rassistische Irritationen im kommunitären Wohnprojekt

„Für die vom unbekannten Rand
Für die aus der Leere ohne Land
Für die mit den Schiffen ohne Segel
Für die ohne Kompaß und im Nebel
(Mastino)

Die folgenden Aufnahmen entstanden 1993 in einem Berliner Flüchlingslager
Fotos: K. E. H.

In der Stadt über „Kommune" zu sprechen und zu schreiben fällt mir schwer. In Berlin reden wir eher von „Wohnprojekt". Auf dem Lande ist bei einer Ansammlung von drei Leuten aus dem linken Milieu, die sich auf einem Gartengrundstück niedergelassen haben, die Sache klar: Sie sind eine Kommune.

Die Kommunegründungen der jüngeren Geschichte seit den sechziger Jahren wurden ausgelöst durch revolutionäre Versuche im Erfah-

rungsraum der Stadt. Von dort sind sie quasi „ausgewandert" (in Gestalt von Gruppen und als gelebte Idee) aufs Land, dabei auch in gewissem Maße entpolitisiert). „Zurückgeblieben" sind durch all die Jahre Versuche von Gruppen und Gemeinschaften in den Städten, Freiräume zu erkämpfen, – bspw. Häuser zu besetzen –, wobei sie fast regelmäßig in politische und innere Zerreißproben geraten. Die Beispiele sind bekannt. Sie heißen Hafenstraße oder Mainzerstraße, heißen Wohlgrothfabrik in Zürich oder Leoncavallo in Mailand. Diese Ausbrüche aus dem Alltag sind mir näher als das Landleben.

Ich komme also auch auf andere Begriffe als „Kommune" für das eigene Stadtprojekt, in dem ich lebe. Es war im Anfang besetzter Raum – befreites Gebiet –, soetwas wie „Fluchtburg" für die Träume von einem befreiteren Leben. In den neunziger Jahren scheint mir der Gedanke, Hausprojekte als „Fluchtburgen" zu bezeichnen, überholt. Die Bezeichnung hat dort ihren politischen Gehalt verloren, wo den experimentellen Lebensentwürfen und riskanten Provokationen die Absicherungsmentalität und Besitzstandswahrung des Erreichten gefolgt ist. Sie scheint am ehesten sinnvoll angewendet im Kontext von denjenigen, die auf der Flucht vor barbarischen oder kapitalistischen Entwicklungen ihre heimischen Orte verlassen, um in den Festungen des Wohlstandes ihr kärgliches Dasein zu sichern.

Kommune in der Stadt

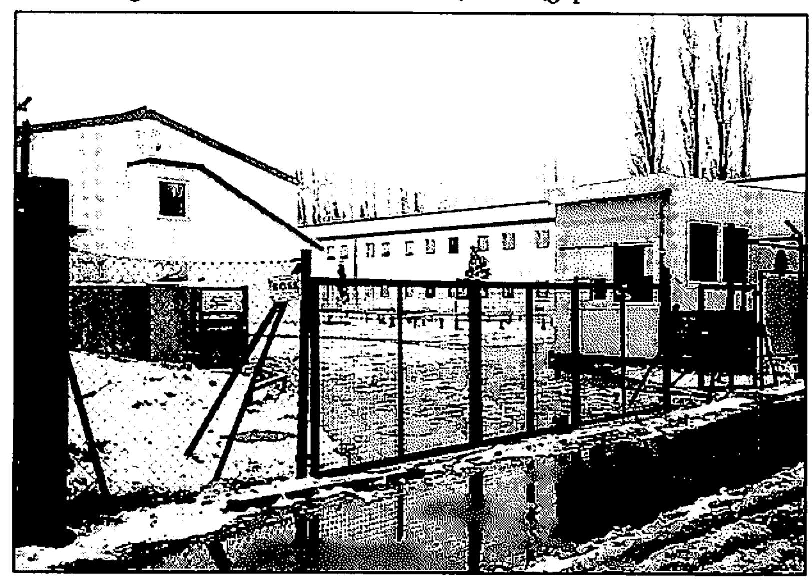
Unser Selbsthilfe- bzw. Wohnprojekt in Berlin wurde in seiner Entstehungszeit (1983) nachhaltig geprägt von den Erfahrungen, die viele von uns im Häuserkampf zu Beginn der achtziger Jahre in den besetzten Häusern der alternativen, feministischen, später autonomen Bewegung gesammelt haben. Der BesetzerInnen-Alltag bedeutete dabei unter anderem den Versuch, zwei Pole zusammenzuhalten:

Nach Außen bestimmten unser Tun und Lassen die Auseinandersetzungen mit Justiz und Bullerei, mit der Baumafia und dem Parteienfilz der Stadt sowie in deren Schlepptau mit der maroden Senatspolitik. Sie waren als Feindbilder immer präsent. Diejenigen, die nie nix zu melden haben bei diesen Herrschaften, fanden dagegen in den besetzten Häusern offene Türen und leere Zimmer, zeitweilig wirkungsvolle, das heißt schützende Fluchtburgen. Die AussteigerInnen und die Rausgeworfenen, die Jungarbeitslosen und die ohne Dach überm Kopf genauso wie Philosophinnen, Lesben und Bohemiens, Stadtnomaden der frühen achtziger Jahre, alleinerziehende Mütter und weltfremde Traumgeister, viele Studies. Die jeweilige Mischung bestimmte den unterschiedlichen Charme der Häuser. Manchmal lebten wir in regelrechten Trutzburgen. Dramatisch verbarrikadiert, immer dann, wenn Bullen und Staatsschützer aller Art, aber auch Nazis oder

doitsche Aktivbürger den Häusern und ihren BewohnerInnen ans Leder wollten. Das war die eine Seite.

Im Innenleben der Häuser wollten wir unsere Träume von einem besseren Leben verwirklichen. Sofort. Kompromißlos. Anarchistisch. Dabei mit dieser eigentümlichen Toleranz, die für das Leben im gerade mühsam zu erkämpfenden Freiraum so charakteristisch ist: anything goes. Freiraum, darunter verstehe ich den legitimen Anspruch jeder Persönlichkeit nach Entfaltungsmöglichkeiten, egal ob die dazu unternommenen Übungen kultureller, politischer oder sonstwelcher Art seien, ausgenommen sexistisches oder rassistisches Verhalten. Die Freiräume im Häuserkampf sind allerdings sehr schnell der Gefahr der Anpassung und einer Art unpolitischer Vorgartenmentalität zum Opfer gefallen, weggespült von der Schöner-Wohnen-Sehnsucht. In der Widerstandsgeschichte haben sich an dieser Scheidelinie folgenschwere politische Spaltungen in Berlin abgespielt.

Zurück zum „Traum von einem besseren Leben". Er spielte sich für mich 1981-1983 in einem besetzten Haus in Berlin – Charlottenburg ab und wurde von der Staatsmacht abrupt und gewalttätig beendet. Es folgten der Räumung Verhaftungen, Leben in provisorischen Zeltstädten und Prozesse. Insofern war der Einzug in das Weddinger Abrißhaus, in dem ich bis heute lebe, 1983 mein zweiter Versuch, Träume zu besetzen, und verlief auf den ersten Blick erfolgreicher. Diesmal nicht so spontan, eher gründlich vorbereitet und vertraglich über 15 Jahre abgesichert. Die Stadt gab 85 Prozent der notwendigen Rekonstruktionsgelder, mit denen wir in vier Jahren (geplant waren auf dem



Papier zwei) aus einer Ruine einen Raum für eine etwa dreißigköpfige Großgruppe schaffen konnten. Im Sommer 1993 feierten wir unseren zehnten Geburtstag als Wohnprojekt Zorrow e.V. in der Grüntaler Straße.

So fällt meine Rückschau auf die Ausgangslage aus, von der aus ich „Kommune in der Stadt" erlebe. Schwarz-rote Freiraum- und Fluchtburgperspektiven, widerständig von links unten gemeint, von rechts oben diffamiert als kriminell, waren damals oft gehörte Ansätze in den Projekten – und in sofern austauschbar. In unserem Wohnprojekt Zorrow haben sie in den letzten zehn Jahren deutliche Irritationen erfahren.

Irritationen

Die scheinbare Klarheit linksradikalen BesetzerInnen- und später SelbsthelferInnenalltags erweist sich als trügerisch. Der Freiraum unseres Wohnprojektes war und ist für eine Beurteilung seiner Tragfähigkeit an den gesellschaftlichen Entwicklungen und Fragestellungen genauso wie an linken Widersprüchlichkeiten zu messen. Das aber ist ein schwieriges Unterfangen. Setzt es doch die kritische Distanz, das Zurücktreten für einen Moment zur Beobachtung der eigenen Lage voraus. Wer kann das schon? Und auf Seiten der Kommunen, die den „neuen Menschen" propagieren und sich also auf dem richtigen Wege zum Heil wähnen, ist Kritik am eigenen Weg eh verpönt.

Was liegt also näher, als sich Hilfestellung zu suchen. Zum Beispiel in persönlich-kritischen Bilanzen andererer ZeitgenossInnen aus der jüngeren Zeit bundesdeutscher linker Widerstandsgeschichte. Das liebe ich ja sowieso: Politische Biographien zu lesen. Die Odranoel-Lektüre „Odranoel oder die Linke zwischen den Welten, 1992", ein diesbezüglicher äußerst empfehlenswerter Sammelband internationalistisch orientierter AutorInnen (Pizzagruppe), gehört dabei zu meinen geistigen Hilfestellungen. Darin kommen auch die scheinbar auf immer im Knast einsitzenden politischen Gefangenen zu Wort, von denen wir sonst in unseren Auseinandersetzungen getrennt sind. Ich will mich aber konfrontieren lassen mit der Perspektive von denen aus den Trakten. Mit ihrem Blick auf diese Verhältnisse und auf ihre Geschichte. In der persönlich-politischen Bilanz des langjährigen Gefangenen aus der Bewegung 2. Juni, Klaus Viehmann („... zu mehr in der Lage", geschrieben für das Pizza/Odranoel-Projekt) habe ich einige präzise Versuche gefunden, linke Geschichte auf ihre Relevanz außerhalb des „Ghettos" hin zu befragen. Material, das es mir ermöglicht hat, die erwähnte kritische Distanz zum kommunitären Wohnprojekt einzunehmen, und das die nachfolgenden Überlegungen beeinflußt hat.

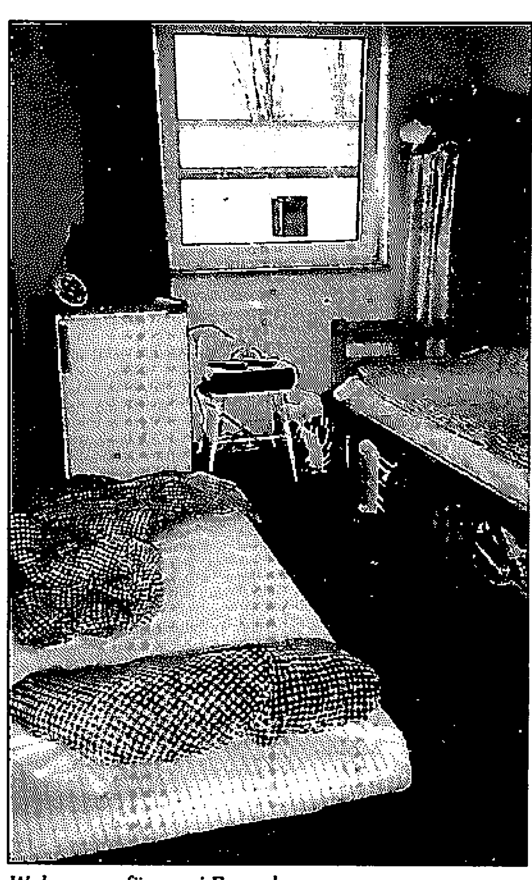
Für mich bemerkenswert die Stelle, wo vom „eigenen stummen Zwang der Verhältnisse" die Rede ist, durch den die Linke an die BRD-Entwicklung gefesselt bleibt (Viehmann 1992, 167f). Sie diente mir als „Prüfstein", mich auf die kritische Reise ins Kommuneleben zu begeben.

Prüfsteine

„Welcher Klasse gehört die Linke in der BRD an? Welches Geschlecht hat sie? Welche Hautfarbe? Welche Nationalität?" (ebd.)

Prüfsteine, die schnell zu Stolpersteinen werden können für allzu illusionäre Selbsteinschätzungen. Der unpräzis visionäre Zungenschlag in Parolen wie „anders leben – anders arbeiten" gefällt mir nicht besonders. Also, Klaus, deine Prüfsteine jetzt einmal angewendet auf die Lebenswirklichkeit meiner ‚Kommune'. Beginnen wir mit der Stadt und dem Reichtum.

„Geboren in der Metropole, waren die Linken vor absoluter Verelendung weitgehend geschützt. Fragen der materiellen Produktion stehen sie deshalb ganz anders gegenüber als beispielsweise Linke in einem Land, in dem es überhaupt keine Garantie des Überlebensminimums gibt." (ebd.)



Wohnraum für zwei Erwachsene

Das trifft so zu. Zumindest, wenn mensch den Metropolenbegriff ausweitet bis zu den westdeutschen Kleinstädten. Denn nicht alle von uns kommen ursprünglich aus der Stadt. Aber ich denke, so ist er ja gemeint, im Verhältnis zur Armut in globalem Maßstab. Bei uns schaut der Wohlstand mittlerweile , – 1981 war das noch nicht so offensichtlich –, aus allen Ecken unseres renovierten Gemäuers.

Weiter: „Nicht in den Fabriken entstanden, nicht von ArbeiterInnen gegründet, gab es eigentlich nur individuelle Lebensgeschichten,

die von der Fabrik zur Linken führten. Die meisten stehen den produktiven Burgen des Kapitals äußerlich gegenüber." (ebd.)

Für die Mehrzahl von uns werde ich dir zustimmen. Wir sind unverkennbar homogen, ein Studierten-Hausprojekt, unserer Sozialstruktur nach. Der Glaser und die Tischlerin, die Restaurateurin und die Arbeitslosen lassen sich an einer Hand abzählen. Allerdings heißt das nun nicht, daß die privilegierten Lebenssituationen die Regel sind. Zumal sich der Arbeitsmarkt gerade deutlich umwandelt. Viele der Studierten in unserem Haus sind weiter denn je vom „Karrieremachen" entfernt, halten sich mit Jobberei über Wasser. Und noch eines: Hinter der Wertschätzung, die du für mein Ohr dem Faktor „Fabrik" beimißt, würde ich ein großes Fragezeichen setzen. Zumindest weiß ich niemanden im Haus, die in derartigen Arbeitsverhältnissen ihre Brötchen verdienen möchten.

Als nächstes kommen wir zum „Geschlecht': „Zu keiner Zeit wurde die Linke von Frauen an ihrer Spitze geführt, und Männer schleppten ihre Ansichten und Verhaltensweisen mit in alle Strukturen." (ebd.)

Stimmt genau. Wir Typen im Haus haben einiges an Ansichten und Verhaltensweisen über Bord zu werfen, wenn wir im Geschlechterstreit vorankommen wollen. Auf der anderen Seite haben die Frauen in unserer Gruppe entscheidende Akzente gesetzt und Vorgaben gemacht, die unseren Alltag als gemischtes Wohnprojekt geformt haben. Davon gleich noch mehr.

Dein letzter Prüfstein deckt sich mit meinem Interesse, mich im folgenden genauer mit rassistischen Bedingungen im Haus auseinanderzusetzen:

„Trotz ihres Internationalismus gab es keine ImmigrantInnen in ihren Reihen, obwohl seit 30 Jahren Millionen in der BRD leben. Abgesehen von gelegentlichen Anlässen und ein paar privaten Freundschaften blieben die deutschen Linken unter sich." (ebd.).

Freiräume – neu buchstabieren lernen

Womit ich nun beim Thema angelangt wäre. Die Ausgrenzung der MigrantInnen und die alltäglichen Rassismen in diesem Land färben auf unsere eigenen, erkämpften Strukturen ab. Aus den Freiräumen der frühen achtziger Jahre sind zum Teil mittlerweile Festungen gegen Flüchtlinge geworden. Unsere Freiräume wären dringend benötigte Fluchtburgen, damit den hierher Geflohenen wirksame Schutzräume geboten werden können, vor den Aufräumphantasien von Politikern und wildgewordenen Aktivbürgern innerhalb der Festung Europa.

Und was heißt überhaupt: Freiräume? Die Entwicklung hin zu einem offen rassistischen Alltag, im Gleichschritt mit den politisch durchsetzbaren Verschärfungen, die 1993 ihren vorläufigen Höhe-

punkt in der Abschaffung des Asylgrundrechtes erreichten und nunmehr eine fast lückenlose abgeschottete Festung gegen MigrantInnen zur Folge haben, diese Entwicklung läßt mich immer von neuem meinen „Freiraum“ in Frage stellen. Ich will Klarheit. Wo stehen wir? Wo steht unser Hausprojekt im Verlauf des vergangenen Jahrzehnts? Wohin tendieren unsere Interessen und Lebensentwürfe in diesem linken Wohnprojekt? Auf die Seite der Ruhe und des Wohlstands, der sich selbst genug ist und keinen Blick riskiert über den eigenen Tellerrand, oder wohin?

Bisher laufen bei uns keine ausdrücklichen Kehrtwendungen gegen die bisherigen Einsichten. Niemand würde, glaube ich, von der Vorstellung, uns selbst und die Gesellschaft zu verändern, seinen oder ihren Abschied formulieren. Das emanzipatorische Projekt hat noch seine ausdrückliche Gültigkeit (immerhin besser als nix), aber was meint diese Sprechblase schon? Und wenn sie denn etwas echtes meinen sollte, bleibt die Frage, reicht das schon aus??? Der kritische Gedanke von Klaus Viehmann hilft doch eher wieder auf den Boden der Tatsachen – als Ausgangspunkt, von dem aus ich meine Kommune betrachten will:

„Je finanziell abgesicherter, je metropolitaner, je männlicher und je weißer eine Linke ist, desto weniger erfährt sie aus sich selbst heraus“. (ebd.)

Das alles trifft so in etwa auf unser Wohnprojekt und das Umfeld, in dem wir leben, zu. Entsprechend wenig erfahren wir aus uns selbst heraus über die Lebensbedingungen, die diese Gesellschaft mittlerweile prägen.

Wenn aber Flüchtlingslager und die massenhafte Diskriminierung von Menschen mindestens geduldet werden, dazu nazistisch-mörderische Gewalt gegen Flüchtlinge, gegen Frauen und gegen überhaupt alle, die nicht ins Bild des sogenannten anständigen Doitschen passen, dann – spätestens – werden wir „Freiraum“ und „Fluchtburg', die uns liebgewordenen politischen Begriffe zur Kennzeichnung unserer Anstrengungen gegen das System, ganz neu buchstabieren lernen müssen: Im Angesicht der Lager in unserer Nachbarschaft.

Die autonome L.U.P.U.S.-Gruppe formulierte das Problem 1992 nach den Ereignissen von Hoyerswerda: „Die Existenz dieser Lager, das Leben darin, die Vorstellungen der Flüchtlinge waren uns so fremd wie den allermeisten Deutschen auch. Und wieviele MigrantInnen kennen wir in unserem Alltag? Wieviele sind in unseren Lebenszusammenhängen? Der Blick auf die Glatzen verstellt den Blick auf die eigenen weißen Verhältnisse – autonome Verhältnisse, die weißer sind als jeder Sportverein.“ (L.U.P.U.S. 1992, 21)

Fragen über Fragen

Unsere ersten Aktionen in und mit dem Abbruchhaus, „hart an der Grenze" (das hieß damals noch: an der Mauer) gelegen, genauso wie unsere Anstrengungen, Freiräume zu gestalten und gemeinsam als Großgruppe in so einem Projekt zu leben, in allem legten wir in meiner Erinnerung deutlich mehr Gewicht auf die Frage, in welche Richtung denn der Zug unseres Großgruppenalltags losdampfen sollte, – deutlich mehr als das heute der Fall ist. Unser Start war gekennzeichnet von Neugier und Offenheit füreinander – wir kannten uns eben zum Teil noch nicht. Verabredungen oder Gruppenentscheidungen wurden eher erstritten. Das Herz einzelner hing an Entschlüssen, und das sogenannte Konsensprinzip, das reine Statussymbol manchen Kollektivs, brachte unser Zusammenleben oft an den Rand des Scheiterns.

Dennoch: In diesem Wohnprojekt zu leben finde ich bis heute anregend, sowohl im sozialen wie im politischen Sinne. Es ist sicher das kontinuierlichste Projekt, in dem ich lebe und dabei erlebe, wieweit die abstrakten, politischen Themen (beispielsweise die Forderung nach herrschaftsfreiem Umgang; das Rollenverhalten zwischen den Geschlechtern aufzubrechen; gleiche Rechte für alle zu erstreiten; oder gegen die Leistungsideologie die Sicht auf die Bedürfnisse der Leute zu richten), inwieweit die also umzusetzen, d. h. einzulösen sind im Alltag und unter einem gemeinsamen Dach.

Zum geschlechtsspezifischen Rollenverhalten will ich an dieser Stelle betonen, daß die Zuspitzung politischer Analyse auf die Fragen der Organisierung von Wohnraum, von Hausarbeit, Beziehungs- und Reproduktionsarbeit, und dem Leben mit Kindern zuerst als frauenbewegte Absage an männliche Dominanz in allen Bereichen zu begreifen ist. Insofern, so meine ich, trägt unser gemischtgeschlechtlich organisiertes Wohnprojekt im Kern eher feministische Grundzüge. (Was auf keinen Fall dahin mißgedeutet werden darf, daß „wir Männer" hier aus dem patriarchalen Schlamassel „raus wären". Im Gegenteil! Wir bleiben und erweisen uns in vielen Alltagsfragen im Haus als die Macker und oft unfähig zu sozialer Kommunikation.)

Zu unseren „Errungenschaften" gehören das wöchentliche Hausplenum – zeitweilig auch geschlechtergetrennt; der Versuch, Entscheidungen nicht gegen das Veto einzelner zu fällen; wir haben eine teilweise gemeinsame Kasse für alle, in die prozentual nach Einkommen eingezahlt wird (z.Zt. 18% pro Erwachsene); niemand hat einen Besitzanspruch auf einen bestimmten Wohnraum im Haus, aber gleichzeitig ein Recht auf ein einzelnes Zimmer. Das kann zu endlosen Umzugsdiskussionen und „Zimmertangos" führen (wer kann mit wem „unmöglich" Wand an Wand wohnen, wer muß oder will gerne gerade

jetzt eine bestimmte Person zur Zimmernachbarin haben, die aber noch zwei andere auf die Etage mitbringen würde, mit denen sie auch gerne zusammen wohnt usw...); wir haben eine Großküche für alle HausbewohnerInnen; und ich deutete es bereits an: als Ergebnis einer Initiative von Frauen wird die Haushaltsführung in Form von Männer- und Frauenwochen organisiert, die abwechselnd für Kochen, Einkaufen, Putzen zuständig sind; Gemeinschaftseinrichtungen (wie z.B. Kunstatelier, Holz- und Metallwerkstatt, Bücherei, Fotolabor, zwei Gruppenautos und Fetenraum) sind für alle zugänglich. Das alles wurde im Laufe der Jahre verabredet oder formal beschlossen. Es bildet die Basis für weitere Diskussionen, gerade auch dann, wenn mal wieder was nicht so klappt wie es soll.

In anderen Fragen waren die Antworten für uns viel schwerer zu finden, oder sie stehen bis heute auch noch schlicht aus! Wer ist wieweit, bspw. als kinderloser Mensch im Haus, für die mittlerweile sieben Kids bei uns (Tendenz steigend) verantwortlich? Die betreffenden Eltern oder alle anderen? Oder alle, die sich ausdrücklich dazu bereit erklären? Kann politische Arbeit außerhalb des Hauses genauso verabredet und delegiert werden wie die Organisierung des wöchentlichen Einkaufs? Und wenn ja, warum klappt es nicht! Oder nur, wenn zuvor Klarheit über bestimmte Themen gemeinsam erarbeitet wurde! Also dauernder Politstreß im Haus? Und was passiert, wenn sich welche verweigern, weil das „ sowieso überhaupt nicht ihr Ding ist, zu diskutieren, oder der Straßenkampf echt nur anätzt?“ Ist Verantwortung zu übernehmen für unser Gemeinschaftseigentum oder für eine von allen verabredete Aufgabe wirklich im Laufe von Jahren zu erlernen? Wer jetzt einfach ja sagen würde, weiß nichts von kommunitären Großgruppenproblemen!

In wiederum anderen bestimmten Fragen gab es bei uns von Anfang an Spannungen und manchmal reichlich Zoff. Können Flüchtlinge bei uns wohnen, die notfalls auch gegen Behördenwillkür, Abschiebungsdrohungen oder anderweitige Pressionen sich verstecken müssen? Können sie unseren Freiraum als Fluchtburg nutzen? Genauso wie BesucherInnen aus dem Ausland, die auch über lange Zeiträume bei uns wohnen können. Auch bei GenossInnen aus der Szene war das Mitwohnen für einen längeren Zeitraum (Oft gehört: „Ich will überhaupt nicht fest bei Euch einziehen, nur...“) im Prinzip nie strittig.

Bei Menschen ohne deutschen Paß – sofern sie nicht aus dem benachbarten und dann meist westlich-kapitalistischen Ausland kamen, anläßlich internationaler Workcamps etwa, oder als TouristInnen oder Bekannte – war das strittig! Und wenn der Status des Aufenthaltes hier mit staatlich verordneten Komplikationen belastet erscheint, sind die Knackpunkte unserer Lebensform erreicht. Dann tauchen die be-

kannten Fragen auf, die als Problemanzeigen einzustufen sind. Kleine Auswahl gefällig?

„Wer kümmert(!) sich von uns darum(!)?" — „Haben die solche Lebensgewohnheiten wie wir?" — Wenn die Antwort nein lauten sollte: „Kommen die überhaupt bei / mit uns klar?" — Müssen die Frauen im Haus sich vor alleinstehenden Flüchtlingsmännern vorsehen? — Oder sich in ihrer Bewegungsfreiheit einschränken? — Sollten deswegen nur Frauen oder Paare bei uns wohnen? — Können wir uns direkt verständigen in einer gemeinsamen Sprache? — Sollen bzw. wollen die mit uns zusammen essen?— Was ist, wenn die Behörden Streß machen? —Wer von uns geht mit zum Rechtsanwalt, zur Asylberatung oder zum Ermittlungsaussschuß? — Wer macht mit in der Flüchtlingsunterstützerini oder geht zum Asylplenum?— Kennen sich welche mit dem ganzen Schreibkram oder der gerade aktuellen Rechtslage aus? — „Wer macht's?"



Fragen über Fragen! Nicht, daß das unwichtige Dinge sind, im Gegenteil! Sofern vielen von uns Asylberatungsarbeit nicht geläufig ist, sammeln wir ja nur durch sie hindurch unsere Erfahrungen. Und leichtfertiges Handeln schafft vielleicht den Leuten nur noch mehr Probleme an den Hals. Gut gemeint ist oft das Gegenteil von gut! Auf der anderen Seite: Können diese Vorab-Klärungen und Grundsatzfragen nicht auch Verhinderungen oder auch Verweigerungen von Hilfe bedeuten? Diese Rückfrage ist nach wie vor unangenehm. Von den falschen Leuten eingebracht (von denen mit dem politischen Anspruch im Haus zum Beispiel), ist sie sogar moralischer Abblocker von Gruppenprozessen. So bleiben Mißverständnisse. Und manchmal geht unsere Unentschiedenheit als Gruppe zu Lasten von anfragenden Leuten auf der Suche nach Unterstützung.

Aber ich will nicht nur andeuten, sondern drei Beispiele genauer beschreiben.

Abbild der Verhältnisse

Wir haben uns im Haus mehrmals zusammengesetzt und gemeinsam zurückgeschaut in die Entwicklungen der achtziger Jahre, um das folgende aufschreiben zu können. Zuerst ins Jahr 1985. Damals war die Linke in der Stadt an der Asylfrage aufgeschreckt worden. Nach dem Tode Cemal Altuns, einem Flüchtling, der im Sommer 1983 aus dem Fenster eines Gerichtssaals in den Tod sprang, und nach dem Drama in einem Berliner Abschiebeknast, bei dem zu Neujahr 1984 sechs Flüchtlinge verbrannten, organisierten die Asyl- und Flüchtlingsgruppen die Protestaktion Fluchtburg, um in der Öffentlichkeit eine Lobby gegen die Abschiebepolitik des Senats zu schaffen. Es wurden Wertgutscheine, die an Flüchtlinge an Stelle von Bargeld ausgegeben wurden, in Bargeld umgewechselt, und wir gingen anschließend selber und gemeinsam damit einkaufen, massenhaft und unübersehbar. Es gab in dieser Zeit immer wieder zeitlich befristete oder länderbezogene Abschiebestopps, aber genauso immer wieder neue Verordnungen, Aufhebungen von Beschlüssen, und: Leute verschwanden aus der Stadt per Beschluß, abgeholt im staatlichen Handstreich, durch Abschiebungen. Im Frühjahr 1985 in einem Monat allein 35 Abschiebungen in den Libanon. Heute klingt diese Zahl wenig – so haben wir uns ans massenhafte Deportieren von Menschen schon gewöhnt! Damals war es der sich ankündigende neudeutsche Rassismus, weit über zehn Jahre vor der Abschaffung des Asylgrundrechts !

Einer derjenigen, die damals so bedroht waren, ich will ihn an dieser Stelle Arthur nennen, strandete in einer sein Leben bedrohenden Lage bei uns im Haus. Er sollte endgültig in den Libanon zurück, war auch schon abgeschoben nach Beirut, kehrte aber zurück wegen seiner schwangeren Frau, die noch in Berlin auf den Entscheid ihres Asylbegehrens wartete. Arthur lebte illegal, tauchte bei den verschiedenen Asyl-Initiativen auf und versuchte auch, in den Wohnprojekten unterzukommen. Als er dann bei uns angekommen war, gab's erst mal ein Sonderplenum. Was nun tun? Können wir Zuflucht ermöglichen, Fluchtburg in seinem Fall sein? Fragen über Fragen! Siehe oben!

Schließlich faßten wir den Beschluß, ihm einen Raum im Haus herzurichten. Verabredungen wurden getroffen, wer sich verantwortlich kümmert, die Kontakte hält und in der Asylgruppe mitarbeitet. Der ganze Rechtskram war, wie immer im Ausländergesetz, nicht leicht zu durchblicken. Schließlich sollen ja Betroffene und RatgeberInnen abgeschreckt werden. Oft gehörte Reaktion: „Also, mit diesem Ämterscheiß, da kenn ich mich echt wenig aus!"

Das Mitwohnen bei uns hat Arthur nicht sehr behagt. Sprache und andere Dinge des täglichen Lebens waren für ihn nicht leicht durchschaubar. Als wir jetzt wieder darüber sprachen, sagte Antje: „Manch-

mal habe ich mich gewundert! Wir waren doch im gleichen Alter – und doch so unterschiedlich, was die Lebensentwürfe betrifft. Wie kann die Verständigung dann aussehen, außer über Banales zu reden." Und sie ergänzt: „Zu seiner Frau war der Kontakt noch schwerer. Nicht nur aufgrund von Sprachproblemen, sondern wohl auch wegen der sehr traditionellen Frauenrolle, in der sie lebt."

Arthur war schnell wieder in einem der Flüchtlingslager, zusammen mit seiner Frau Gertrud und dem neugeborenen Kind, als es ihre Situation wieder risikoloser zuließ. Arthur hat jedoch bei unseren Bauarbeiten am Haus gegen Bezahlung gearbeitet, zu gleichem Lohn wie wir, in Zeiten, in denen er keinerlei Arbeit annehmen konnte. Wir haben probiert, zusammen zu feiern, haben mal Besuche verabredet, sowohl bei uns wie auch bei ihnen im Lager.

Nach über acht Jahren in Berlin hat Arthur mit seiner Familie die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen können. Sie leben mit ihren Kindern im gleichen Stadtbezirk wie wir.

„Es ist mittlerweile einfacher geworden für mich, im Kontakt zu Arthur", sagt Antje, „ aber sie besuchen gehen? – Ich kriege es nur selten geregelt und umgekehrt er aber auch nicht." – „Obwohl es immer wieder den guten Vorsatz gibt", ergänzt Wolle, „-wenn auch nur von wenigen-! Wir müßten ja mal wieder bei ihnen vorbeischauen."

Eine Belastung für die Hausgruppe, das meint Antje, war Arthur nicht. „Der hat zielstrebig seine organisatorischen Probleme selbst in die Hand genommen."

War Arthur mit uns, ja überhaupt in Berlin, noch glimpflich an Schlimmerem vorbeigeschrammt, so war ein anderer Libanese, der ab 1989 mit uns zusammenlebte, schon bei weitem ungelittener.

Der junge Mann, ich werde ihn Heinz nennen, ist dann 1992 von uns rausgeworfen worden! Im Unterschied zu Arthur hatte er lange Zeit ein Zimmer bei uns. Zu einer Zeit übrigens, als im Haus einige andere „InternationalistInnen", das heißt Leute aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus Italien, für längere Zeit auf Besuch lebten, die studienhalber in Berlin waren oder wegen Sprachschulungen. Des weiteren war 1989 gerade jemand bei uns einquartiert, bis er eine eigene feste Wohnung in Berlin finden würde. Zu all den Genannten hat Heinz viel schneller Kontakte aufbauen können als zu uns. Sie bemühten sich auch um seine Eingewöhnungs-Probleme bei uns, sie begleiteten ihn auf die Ämter usw.. Unsere Neuen verstanden sich ganz gut, so schien es, und manchmal bildeten sie fast so etwas wie eine eigene kleine community, die mit besonderem Blick auf die „Etablierten" des Hauses gucken konnte.

Manchmal habe ich den Eindruck, wenn mir sowas wieder bewußt wird, daß unser einheimisches Einfühlungsvermögen regelmäßig vor jeder Situation kapituliert, die nicht unsere eigene Befindlichkeit wie-

derholt. Ausnehmen will ich ausdrücklich die MedizinerInnen, die im Haus leben und die sich der gesundheitlichen Probleme von Heinz annahmen. Das bedeutete, Krankenkassenfragen zu klären, einen Operationsplatz zu besorgen und vieles mehr.

Heinz ging ansonsten seine eigenen Wege, nahm wenig an unserem Gruppenleben teil, lernte dabei schnell die Sprache, und die Frage tauchte unter uns auf, ob er nicht als Vollmitglied mit Rechten und Pflichten aufgenommen werden sollte!? Die Gruppe hat das im Plenum später abgelehnt. Und sie hat sich dadurch notwendigerweise die andere Seite des Themas „Beziehung" eingehandelt: Wenn nicht auf gleichberechtigter Basis Kontakt möglich ist, dann in Form von einseitiger Abhängigkeit bzw. Fürsorge. Also war die Frage zu klären: Wer ist nun ansprechbar für die „Heinz-Frage"? Ein kleines Beispiel ist der ganze Ablauf schon, für die Art wie an bestimmten Weichenstellungen , gleich oder nicht gleich, die weitere Gestaltung einer Beziehung vorprogrammiert erscheint. Bei uns jedenfalls tauchten Konflikte auf, Störungen im normalen Umgang miteinander.

Wolle erzählt von einem Abend im Gemeinschaftsraum und erinnert sich: „Wir guckten zusammen mit Heinz ein Fotoalbum über das zerschossene Beirut an. Heinz zeigte uns anhand der Bilder, wo er gewohnt hatte. Er erzählte vom Alltag seiner Eltern, Geschwister und von seinem eigenen. Ein Alltag inmitten eines Krieges. Hier! Das ist die Universität, an der er studierte. Und da, die zerschossenen Scheiben der Uni nach einem Angriff. Alle mußten schnell in Deckung gehen, und danach ging die Vorlesung weiter."

Langsam ließ sich ein Verstehen von seiner Lebenslage bei uns an. Vielleicht auch erst eine vage Ahnung. Aber Heinz war dann schnell bei seinem Alltag hier gelandet, sprach über uns. „Heinz erzählte von der zunehmenden Abneigung im Haus gegen ihn", erinnert sich Wolle, „und wie er sich immer mehr vom Gemeinschaftsalltag zurückzog, was wiederum die Abneigung gegen ihn vergrößerte."

Er sagt das so. Ohne Kommentar. Es ist verdammt schwer ranzukommen an die Ursachen von solchen Abläufen. Redet irgendwie niemand so richtig darüber. Und mit dem entlarvenden Pathos: „Da haben wir's also! Purer Rassismus", kommt eher der Deckel auf einen Topf, als das die Soße darin mal beguckt würde.

Andere Baustelle: „Es gab Streß", ergänzt Antje, „weil die Frauen im Haus davon hörten, daß Heinz seine Freundin mißhandeln würde und daß sie sich von ihm trennen wolle." Und wer, zum Beispiel von uns Männern im Haus, macht in so einem Fall den Schritt zur Klärung, spricht den Mann darauf an und eröffnet Möglichkeiten, aus einem Verhalten Konsequenzen zu ziehen? Wir schafften es nicht. Wir schaffen es auch oft nicht, in unseren langjährigen Beziehungen, Männergruppen, Polit-AGs, an unseren eigenen sexistischen Festun-

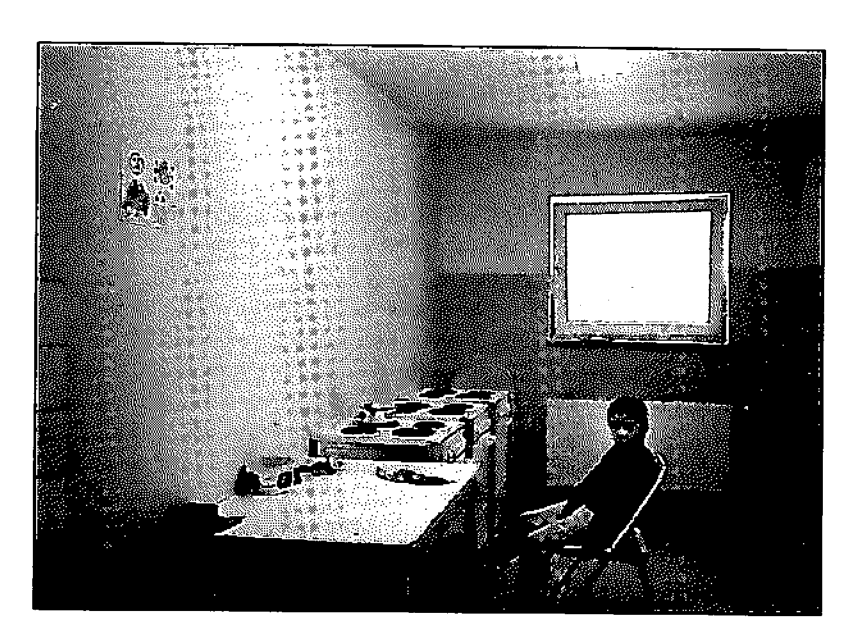
gen zu rütteln. Und nun gegenüber einem ungelittenen Flüchtling im Haus? Fehlanzeige! Aber eine, die uns Männern auf die Füße fällt. Sexismus und Rassismus in trauter Eintracht! Wieder ein Deckel auf einen Topf?!

Heinz blieb noch und bemühte sich. „Einmal gab es Geschenke aus dem Libanon", erzählt Antje, „von Heinz für uns. – War mir allerdings ein bißchen peinlich. Ich habe mich gefragt, womit wir das verdient haben!?"

Das Ende war nah: „Schließlich hatten soviele Leute 'schlechte Gefühle' gegenüber Heinz", erklärt Wolle, „daß wir ihm den Auszug nahelegten. Ich frage mich allerdings, wie es kommt, daß wir uns bei anderen so viel schwerer tun? Ging es leichter bei Heinz, weil er ja ausdrücklich nur 'vorübergehend' eingezogen war?" Heinz ist zu einem Bekannten von uns in dessen Wohnung gezogen. Er hat weiterhin sporadischen Kontakt zu einigen von uns, über die auch Arbeitsvermittlungen für ihn gelaufen sind.

Die dritte Begegnung, von der ich berichten möchte, bezieht sich auf Konrad. Konrad haben wir im Frühjahr 1991 kennengelernt, als Heinz noch bei uns wohnte. Konrad war ein Nachbar von Heinz, im Libanon. Sie kommen ursprünglich aus dem gleichen Ort. Konrad kam als Student aus der Sowjetunion mit einem abgelaufenen Stipendium nach Berlin. Die Rückkehr in den Libanon war für ihn ausgeschlossen. Über die Asylberatung und über Heinz hat er von uns erfahren. Bekannte Prozeduren wiederholten sich. Konrad hatte nach meinem Empfinden zu Anfang Interesse, bei uns unterzukommen, denn seine Rechtslage zwischen Flüchtling und Student war unklar. Die Behörden schubsten ihn vom Asylrecht in den Stipendiatenstatus, dann wieder zurück, sein Aufenthalt in Berlin war mehr als unsicher, mal befristet, immer an der Grenze zur Abschiebung. Seine Situation im Lager in Berlin war zum Studieren denkbar ungeeignet. Er lebte mit einem weiteren Mitbewohner auf 10qm Wohnfläche. Und wieder die Frage, was tun? Wir verabredeten ein Essen bei uns. Er kam mit einem Freund und – bekochte uns!!

Nur wenige können sich noch düster an diesen Abend erinnern. Und düster muß er auch für Konrad gewesen sein. Danach verspürte er keinerlei Interesse mehr, bei uns einzuziehen. Wolle meint dazu: „Keine Ahnung, wo seine schlechten Gefühle uns gegenüber herrührten!" Ein paar von uns sind mit ihm weiter in Kontakt geblieben, und es entwickelt sich vorsichtige Freundschaft. Es ist allerdings bisher dabei geblieben, daß sich Begegnungen immer außerhalb des Hauses abspielen. Konrad will es so und ist nicht bei uns eingezogen.



Befreite Gebiete?
Schön und gut, aber für wen?

Soweit diese kurze Skizze, die hier fragmentarisch bleiben muß. In einer Tendenz zusammengefaßt, erscheint mir das folgende am aufschlußreichsten zu sein:

Im Ablauf von zehn Jahren unseres Wohnkollektivs haben wir mit einem Flüchtling, der in schwieriger Lage war, zusammengearbeitet. Spärliche Kontakte sind geblieben. Er lebt weiterhin in Berlin, mittlerweile legal. Mit einem weiteren Flüchtling haben wir später versucht zu wohnen, sind aber an uns selbst gescheitert. Er lebt weiterhin in Berlin, in der Grauzone, zeitweise illegal. Spärliche Kontakte sind geblieben. Der dritte junge Mann konnte erst garnicht bei uns einziehen, die dennoch freundschaftlichen Kontakte spielen sich außerhalb unserer Wohnung ab.

In der Abfolge dieses Prozesses bilden wir seit 1985 exakt die voranschreitende Ausgrenzung von Minderheiten in dieser Gesellschaft ab. Wir sind weit davon entfernt, gegenläufige Erfahrungen zu sammeln und so Widerstand zu erproben.

Vielleicht liegt es nun für manche, wenn sie bis hierher gelesen haben, auf der Hand, den moralischen Hammer über diesem linken „Freiraum-Projekt" der achtziger Jahre zu schwingen. Demontage derjenigen, die dazu neigen, ansonsten von Aufbruch, vom „neuen Menschsein" und von Utopien zu reden. Ich werde das an dieser Stelle nicht tun und auch nicht mit Polemiken meinen eigenen Anteil am

Zustandekommen dieser Situation übertünchen. Aber ich behaupte, daß wir uns in diesen zehn Jahren viel zu konform und defensiv im (anti-)rassistischen Alltagskampf bewegt haben. Daß wir dabei sicherlich nicht die Ausnahme bilden, belegen die oben zitierte L.U.P.U.S.-Analyse genauso wie der Blick hinter die Fassaden von Kollektiven, Betrieben und Kommunen hier in Berlin. Das macht die Situation natürlich nicht einfacher. Im Gegenteil rechtfertigt sie es, sich öffentlich so konkret wie möglich mit eigenen Erfahrungen zu Wort zu melden und Diskussionen untereinander zu initiieren. Mir persönlich fällt es darüber hinaus nach diesem Befund schwer, bezogen auf die eigene Lebenssituation und politische Praxis im Umfeld der Kommunen und Kollektive, weiterhin von den oft zitierten linken Utopien, nach denen wir leben wollen, zu sprechen, von den erkämpften Freiräumen und Gebieten, von der neuen Gesellschaft und den neuen Menschen. Alles beim alten! Befreiungs- und Emanzipationsprozesse, auch wenn sie subjektiv gewollt werden und propagandistisch auf die Fahnen geschrieben gehören, gestalten sich eben – wie hier ausgeführt – erheblich komplizierter. Es braucht einen langen Atem. Und im angestrebten permanenten Prozeß von Veränderung der Gesellschaft und der Menschen haben wir in unserem Haus derzeit keine Erfolgsmeldungen vorzuweisen.

Aber zurück zu der These, unsere Einmischungsversuche in den rassistischen Alltag seien zu konform und defensiv ausgefallen. Diese Kritik unterstellt, daß eine andere Praxis möglich ist oder möglich gemacht werden könnte. Natürlich wünsche ich mir persönlich, daß wir in unserem Hausprojekt (und nicht nur dort) mit der Methode der Bilanzierung zu veränderten und wirksameren Konzepten antirassistischer Arbeit finden. Allerdings: Rezepte liegen mir nicht vor. Aber am Einmischen in die Verhältnisse und gegen sie, und damit auch am Risiko, selber Fehler zu machen, will ich festhalten. Ganz im Sinne von Erich Frieds prägnantem und einfühlsamem Gedicht über die „Zeit", in dem er am Schluß klarstellt:

„Wenn wir das Leben lieben/ können wir nicht ganz lieblos/ gegen diese unsere Zeit sein/ Wir müssen sie ja nicht genauso/ lassen, wie sie uns traf." (Fried 1988, S. 31)

Einmischen gegen den rassistischen Alltag braucht nicht zuletzt die Grundlage eines entwickelten antirassistischen Diskurses, in dem über Erfahrungen gesprochen wird, auch über Zielrichtungen politischer Arbeit und über ihre Nähe zu linker Utopie von Herrschaftsfreiheit und Überwindung der Ausbeutung nachgedacht wird. Zum Schluß können dann vielleicht auch praktische Handreichungen und Tips weitergegeben werden.

Unsere geschilderten Erfahrungen im Wohnprojekt lassen vielleicht die Nachfrage zu, ob nicht zu naiv von einer Projektion ausgegangen

wurde, die meinte, alle Menschen würden fraglos genauso gern wie wir in der Kommune leben. Und alle andersgearteten kulturellen und politischen Voraussetzungen der Einzelnen wären leicht und sogar undiskutiert zu überwinden.

Unberücksichtigt blieb auch, daß die meisten von uns auf der existentiell abgesicherten Seite der Gesellschaft ihren Platz haben und keineswegs zu den Opfern des herrschenden Systems zu zählen sind (allenfalls zu den Unzufriedenen). Hier liegt die Denkfalle einer undifferenziert angewandten Gleichheitsforderung offen zutage.

Auf der sozialen Ebene des Zusammenlebens ist die Option politischer Gleichheit zwar auch grundlegender Orientierungspunkt, der erst noch zu verwirklichen ist, aber hier, im Miteinanderleben, gilt es daraufhin, die Vielfältigkeit von Lebensumständen zu erfassen. Hier bedeutet die Konstruktion einer Homogenität aller KommunardInnen durchaus eine Verschleierung von real existierenden Unterschieden, die entweder überwunden werden sollten, soweit es um Opfer – Täter – Zusammenhänge geht, oder die letztlich akzeptiert und angenommen werden sollten, soweit es um kulturelle Autonomie und Identität geht. Diese beiden Ebenen des Kampfes um Gleichstellung wie auch der Akzeptanz von Vielfalt sollten nicht durcheinander geraten. Die antirassistische Praxis von KommunardInnen sollte sich also zuerst über den eigenen Zugang zu dieser Arbeit Klarheit verschaffen.

Ausgehend von unseren Erfahrungen könnte abschließend ein erster Katalog zusammengestellt werden, was zu tun wäre:

* Kontakt aufnehmen mit antirassistischen Gruppen, vielleicht anfangen, dort kontinuierlich mitzuarbeiten.
* Im Haus oder im sonstigen Kollektiv verabreden, wie und wieweit unterstützende Arbeit für Flüchtlinge von allen getragen werden kann.
* Über die Grenzen des eigenen Eingreifens reden, auch über die Angst vorm Eingreifen.
* Was spricht dagegen, sich in eine bestehende Telefonkette, bspw. eines antirassistischen Telefons, einzuhängen, und was spricht dafür?
* Welche Kriterien sind wichtig, wenn Leute im eigenen Haus aufgenommen werden sollen?
* Wer wäre in der Lage, Übernahme von Verantwortung, zeitliches Engagement von einzelnen auszugleichen? Verabredungen untereinander sind nötig, bevor (!!) eingegriffen werden soll/muß. Sie erleichtern eine zielgerichtetere Praxis.

Wir haben in unserem Wohnprojekt Erfahrungen machen müssen, mit denen wir selber, aber noch mehr die zeitweilig mit uns lebenden Flüchtlinge bezüglich der Sehnsucht nach selbstbestimmtem Leben

im Regen stehen. Es ist also geboten, einmal innezuhalten und Bilanzen aufzumachen. Befreite Gebiete zu propagieren ist ja gut und schön, aber für wen soll das gelten? Wann verwandeln sich ehemals besetzte Räume und Häuser in erstarrte privilegierte Ghettos? Wenn ich innehalte, träume ich von befreiten Gebieten und unübersichtlichen Fluchtburgen, in denen alle BewohnerInnen nach ihren Bedürfnissen zum Zuge kommen und erstmal abgeschirmt vor staatlichen und rassistischen Übergriffen leben können. Kollektives Wohnen und Arbeiten schließt den Widerstand und die Subversion gegen die kaltmachenden Strukturen in der Gesellschaft und innerhalb der eigenen Projekte notwendig mit ein.

Verwendete Literatur

Erich Fried (1988), Unverwundenes. Liebe, Trauer, Widersprüche. Gedichte, Berlin

Geronimo (1990), Feuer und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen. Ein Abriß, Berlin / Amsterdam

Wolfgang Kraushaar (1978), Thesen zum Verhältnis von Alternativ- und Fluchtbewegung, in: Autonomie oder Ghetto? Kontroversen über die Alternativbewegung, herausgegeben von Wolfgang Kraushaar, Frankfurt/M.

L.U.P.U.S. (1992), Doitschprüfung, in: L.U.P.U.S. (Hrsg.), Geschichte, Rassismus und das Boot. Wessen Kampf gegen welche Verhältnisse, Berlin / Amsterdam

Karl-Ludwig Schibel (1985), Das alte Recht auf die neue Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte der Kommune seit dem Mittelalter, Frankfurt/M.

Gunnar Seitz (1991), Anarchie und Kommune, in: Anarchismus heute. Positionen, herausgegeben von Hans-Jürgen Degen, Bösdorf

Klaus Viehmann (1992), „... zu mehr in der lage", in: Odranoel. Die Linke zwischen den Welten, herausgegeben vom AutorInnenkollektiv PIZZA, Hamburg

KAPITEL 6





Foto: G. Hänel, GARP

Dieter Bensmann

GEMEINSCHAFTLICH WIRTSCHAFTEN TROTZ KAPITALISMUS?

Gemeinsame Ökonomie in der Kommune Niederkaufungen

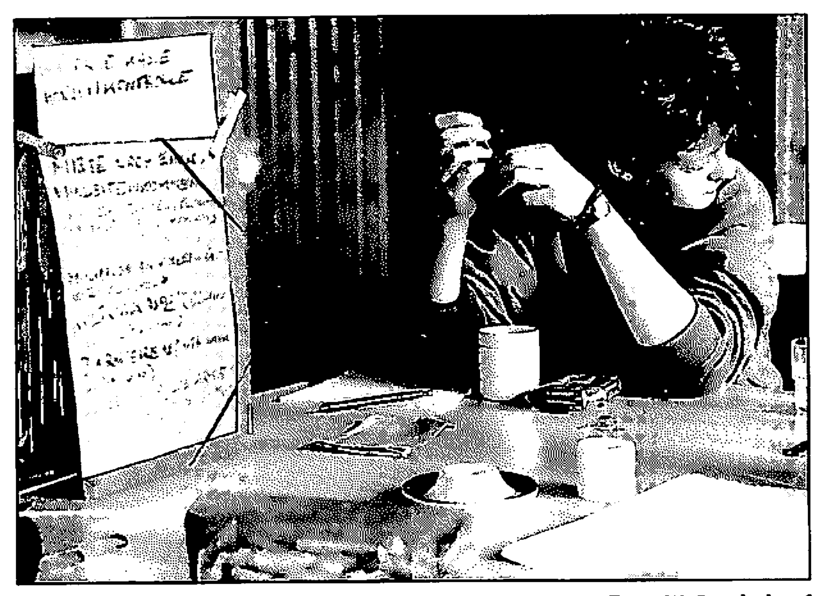


Foto: W. Sünderhauf

Anscheinend ist nicht die Zeit, Visionen antikapitalistischen Wirtschaftens umzusetzen.Verständlich ist das: Die Kräfte vieler gegen den Strom der veröffentlichten Meinung schwimmender KritikerInnen wurden angesichts des Jubels beim Zusammenbruch des „realen Sozialismus" lahmer. Dabei gehörte schon vorher eine Menge Kraft dazu, Werte, die im realen Sozialismus in der Theorie hochgehalten wurden, weiter als anstrebenswert zu vertreten, auch wenn man für die Praxis der Ostblockstaaten keine Sympathie gehegt hat.

Mit dem Untergang der Form des Sozialismus, die im Osten praktiziert wurde, kam im Westen allenthalben Siegesstimmung auf: Der Kapitalismus hat gewonnen, er ist dem Sozialismus als Wirtschafts- und Gesellschaftssystem überlegen. Die Siegesstimmung kam bei den Politikern und Wirtschaftsmanagern in Expansionsträumen zum Aus-

druck: „Wiedervereinigung" propagierten die einen, von „neuen Märkten" sprachen die anderen. Auf der Straße kam die Stimmung in einfachen Gesten zum Ausdruck: Den in den Westen fahrenden Ostlern wurden Bananen mit dem „Bei-uns-gibt-es-alles" Gehabe verkauft.

Dabei geriet aus dem Blick, was das Fundament dieser Überheblichkeit war und ist: Ausbeutung und ungerechter Tausch auf dem Weltmarkt.

Die Kritik, die am Kapitalismus geübt wurde und wird, ist heute genauso berechtigt wie vor dem Zusammenbruch des Ostblocks:

- Die ökologische Krise spitzt sich trotz aller „es-wird-etwas-getan" Reden aufgrund des kapitalistischen Wachstumszwanges zu.
- Arbeitslosigkeit und Verarmung sind selbst in den Metropolen des Systems zu einem Massenphänomen geworden.
- Das Individual-Verkehrssystem leidet zunehmend an Verstopfung.
- Wohnraum wird für immer mehr Menschen unbezahlbar und und und ...

Weltweit betrachtet: Die Entwicklungstheorien, die in den 50er/60er/70er Jahren suggerierten, es gehe darum, den „take-off" der Entwicklungsländer zu initiieren, so daß sie in kurzer Zeit den Entwicklungsstand der Industriestaaten erreichen, diese Theorien sind längst schamhaft aus der öffentlichen Diskussion verschwunden. Es ist überdeutlich geworden, daß der Verschwendungsstandard der Industrieländer nicht auf die Weltbevölkerung zu übertragen ist. Die Rohstoff- und Energiereserven wären innerhalb weniger Jahre verbraucht.

Angesichts dieser Ignoranz den Grundlagen und Folgen kapitalistischen Wirtschaftens gegenüber stellt sich die Frage, was unter dieser Voraussetzung in Wort und Tat dem selbstgefälligen kapitalistischen Wirtschaftssystem entgegengesetzt werden kann.

Ich möchte vor diesem Hintergrund im folgenden Erfahrungen zusammentragen, die zu gemeinschaftlichem Wirtschaften, zu gemeinsamer Ökonomie in kleinen Einheiten ermutigen.

Hierbei geht es letztlich um die Aufgabe von Privateigentum zu Gunsten von Gemeinschaftseigentum.

Es geht also um die Umsetzung einer Vision nicht kapitalistischen Wirtschaftens.

Mancher Leserin, manchem Leser wird es vielleicht mulmig bei der Vorstellung, kein „eigenes" Geld mehr zu haben. Unsere Wahrnehmung ist sehr stark davon geprägt, Geld als Mittel zu Unabhängigkeit und Freiheit zu sehen. Beim gemeinsamen Wirtschaften sieht man die eigene Unabhängigkeit durch andere gefährdet. Dabei wird vergessen, daß auch bei der Unabhängigkeit durch Geld dem Individuum Grenzen gesetzt werden: durch die Höhe des Einkommens, durch die Be-

drohung des Einkommens etwa bei Arbeitslosigkeit. Der Vorteil der gemeinsamen Ökonomie ist es, daß es vor allem Menschen sind, die die Grenzen bilden, Menschen, mit denen wir zusammen leben, mit denen ich mich verständigen muß, die sich mit mir verständigen müssen. Es ist verwunderlich, daß so wenige Menschen versuchen, sich die Vorteile, die gemeinsame Ökonomie bietet, zu erarbeiten: Wohnraum, Lebensmittel, Autos ... alles kann preiswerter angeschafft und sinnvoller genutzt werden. D.h. ich bekomme den Lebensstandard, für den ich als allein wirtschaftende Person 2000,- DM monatlich netto verdienen muß, für wesentlich weniger Einkommen.

Gemeinsame Ökonomie

Dazu ist es nötig zu klären, was unter „gemeinsamer Ökonomie" zu verstehen ist. Häufig wird in diesem Zusammenhang von „gemeinsamer Kasse" gesprochen. Ich halte diese Ausdrucksweise für unpräzise. Die Kommune Niederkaufungen bezeichnet ihre Form des solidarischen Wirtschaftens als „gemeinsame Ökonomie". Meiner Meinung nach ist das eine angemessenere Bezeichnung für das, um was es geht. Ich möchte das an einer vergleichenden Klärung der beiden Begriffe deutlich machen.

Ökonomie bedeutet im Griechischen die Wirtschaft des Hauses. Unter „wirtschaften" wird in der Volkswirtschaft alles zusammengefaßt, was der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse an Sachgütern und Dienstleistungen zur Erhaltung des Lebens und seiner kulturellen Erhöhung und Verfeinerung dient. Ökonomie bezeichnet also den Umgang mit Gütern und Dienstleistungen innerhalb eines überschaubaren Rahmens, nämlich dem des Hauses. Von gemeinsamer Ökonomie kann man meiner Meinung nach sprechen, wenn das Wirtschaften nicht hierarchisch organisiert ist (z.B. nicht der Hausherr bestimmt, was angebaut wird, wer wieviel Zeit für welche Arbeit aufzuwenden hat, welche Produkte verkauft, welche konsumiert werden ...) sondern gemeinschaftlich selbst bestimmt wird.

„Gemeinsame Ökonomie" bezeichnet also selbstbestimmtes wirtschaftliches Handeln zur Absicherung der materiellen Bedürfnisse der an ihr beteiligten Menschen. Es umfaßt alles, was in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist.

Eine gemeinsame Kasse dagegen ist ein Instrument, um die gemeinsame Befriedigung einer genau festgelegten Anzahl von Bedürfnissen zu realisieren. Eine Wohngemeinschaft richtet z.B. eine gemeinsame Kasse ein, um Miete und Lebensmittel gemeinsam zu bezahlen. Die Vorteile liegen auf der Hand: Das Angebot an Waren, das jeder/m zur Verfügung steht, wird größer; es gibt billigere Einkaufsmöglichkeiten (z.B. ist eine 5-Zimmer-Wohnung relativ billiger als eine Einzimmer-

MONATSABRECHNUNG

Einnahmen		Ausgaben		Persönliche Ausgaben über 100,– DM
Arbeitsbereiche		Lebensmittel		
[illegible]		Autos		
Arbeitslosengeld/Arbeitslosenhilfe		Sonstige Verkehrsmittel		
[illegible]		Taschengeld, Alkohol, etc.		
Kindergeld/Unterhalt		Kleidung incl. Reparatur		
Gäste/Spenden		Büromaterial, Porto, Anzeigen, Kopien		
Persönliche Geschenke		Bücher, Zeitschriften, Spiele, Fotos		
Sonstiges		Versicherungen, Beiträge, Gebühren		
[illegible]		Wohnung, Einrichtung, Wäsche		
		Medizin, Krankenkassen, Körperpflege		
		[illegible]		
		Freie Schule Kita		
		[illegible]		
		Sonstiges		
		[illegible]		
		[illegible]		

Monatsabrechnung in Niederkaufungen

Wohnung); die Anschaffungen (Kühlschrank ...) können effektiver genutzt werden. Eine gemeinsame Kasse kann nicht nur die Befriedigung der Konsumbedürfnisse organisieren. Sie kann auch dazu genutzt werden, Einkommen gemeinsam zu bewirtschaften. Das geschieht etwa, wenn in einem Betrieb die Überschüsse in eine Kasse kommen und die Entnahmekriterien gemeinsam erarbeitet wurden.

Mit einer gemeinsamen Kasse sind nur Bedürfnisse und Dienstleistungen gemeinsam zu bewirtschaften, die mit Geld bezahlt werden.

In der gemeinsamen Ökonomie gibt es letztlich nur eine Kasse. In diese und aus ihr heraus wird alles gezahlt. Auf diese haben alle gleichermaßen Zugriff. Es gibt keine privaten Einnahmen mehr. Auch Geschenke, Honorare etc. gehen in den gemeinsamen Topf. Es gibt auch nicht die Möglichkeit, Ausgaben an der gemeinsamen Kasse vorbei zu tätigen.

Darüberhinaus schließt gemeinsam Wirtschaften auf der Seite der Produktion die Verständigung über die Arbeitszeit, die Produktionsweise bzw. das Dienstleistungsangebot und die Qualifizierung der Arbeitenden mit ein.

Auf der Seite der Konsumption macht gemeinsame Ökonomie eine Verständigung über Konsum und Bedürfnisse nötig, darüber, wie Bedürfnisse zustande kommen und welche Auswirkungen die Befriedigung meiner Bedürfnisse hat.

Gemeinsame Ökonomie schließt – im Unterschied zur gemeinsamen Kasse – Besitzunterschiede aus: Das betrifft einmal Immobilien.

Es gibt Gemeinschaftsprojekte, in denen nicht alle das Haus, in dem sie leben, und den Boden, den die Gruppe bewirtschaftet, gemeinsam besitzen. Gerade in der Anfangsbegeisterung eines Projektes wird dem oft zu wenig Bedeutung beigemessen. „Wir verstehen uns. Wir lassen uns doch von einem bürgerlichen Besitztitel wie einen Grundbucheintrag nicht beeinträchtigen." heißt es dann. In der Realität hat sich diese Einstellung schon oft als falsch herausgestellt. Bei Streit in einer Gruppe erliegen diejenigen, die Besitzrechte haben, oft der Versuchung, diese auch geltend zu machen, z.B. wenn nach einem nicht mehr zu bereinigenden Konflikt die Frage ansteht, wer den Ort verlassen muß. Umgekehrt habe ich den Eindruck, daß ungleicher Besitz dazu beitragen kann, daß die Besitzlosen weniger Verantwortlichkeit entwickeln.

Einigen Gruppen, die sich um bestehendes Eigentum eines/r Hausbesitzers/in gebildet haben, war die Problematik bewußt. Sie bemühten sich, um eine Überführung des Einzelbesitzes in Gemeinschaftseigentum. In der Realität hat sich gezeigt, daß das nicht einfach ist. Mir ist keine nachträgliche Besitzüberschreibung auf eine Gemeinschaft, zu der der Überschreibende selbst gehört, bekannt. Nach meiner Auffassung ist es das Beste, die Besitzverhältnisse zu Beginn eines Projektes so zu regeln, wie die Gruppe es anstrebt. Die Hoffnung auf eine Entwicklung von individuellem zu gemeinschaftlichem Eigentum ist trügerisch. Die Praxis zeigt, daß im Zusammenleben auf Seiten der Besitzenden leicht Gründe entstehen, die eine Neutralisierung der Verfügungsgewalt über Grund und Boden unmöglich zu machen scheinen.

Gemeinsame Ökonomie schließt zum anderen auch individuelle Rücklagen aus. Das betrifft in erster Linie Erbschaften und große Geschenke. In einer gemeinsamen Ökonomie müssen diese der privaten Verfügbarkeit entzogen werden. Politisch ist das deshalb sinnvoll, weil es in unserer Gesellschaft nur zwei – legale – Möglichkeiten gibt, Rücklagen zu bilden: Erbschaft oder hohe Löhne. Beides ist kein individuelles Verdienst der Nutznießer. Insofern ist es konsequent, die entsprechenden Werte in die gemeinsame Ökonomie mit einzubringen. Darüberhinaus können unterschiedliche Rücklagen gruppendynamisch auf die Dauer eine enorme Sprengkraft entwickeln. Es belastet die „Habenichtse", im Alltag Gleichberechtigung leben zu wollen, aber zu wissen, daß einige aus der Gemeinschaft „gleicher" sind als andere, weil sie bei eventuellem Ausstieg besser dastehen als sie.

Gemeinsame Ökonomie ist also die Umsetzung der sozialistischen Forderung nach Abschaffung des Privateigentums.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß gemeinsame Ökonomie eine umfassende Form wirtschaftlichen Handelns ist. Sie bezieht sich auf Produktion und Konsumption gleichermaßen und wirkt sich in allen Bereichen der menschlichen Existenz aus. Demgegenüber ist die ge-

meinsame Kasse ein organisatorisches Hilfsmittel, um die Verteilung bzw. Sammlung von Geld bzw. um die Ordnung von Geldströmen zu organisieren. Je größer die Anzahl der Bedürfnisse ist, deren Befriedigung gemeinsam mit Hilfe einer Kasse organisiert wird, desto ähnlicher wird die „gemeinsame Kasse" der „gemeinsamen Ökonomie". Die gemeinsame Kasse ist also notwendiger, aber nicht hinreichender Bestandteil der gemeinsamen Ökonomie.

Anregungen zur Verwirklichung von gemeinschaftlichem Wirtschaften im Konsumbereich

Die folgenden Anregungen sind entstanden aus den Erfahrungen, die die Kommune Niederkaufungen bei der Umsetzung der ökonomischen Ideen gemacht hat, die sie vor ihrer Gründung als Leitprinzipien entwickelt hatte.

In der Kommune wird unterschieden zwischen konsumptiven und investivem/produktivem Vermögen. Der Topf für die Konsumbedürfnisse speist sich aus den monatlichen Einnahmen der Kommune. Sie dürfen im Jahresdurchschnitt nicht niedriger sein als die Ausgaben.

Das investive/produktive Vermögen entsteht dadurch, daß die Mitglieder ihr Vermögen über langfristige Darlehensverträge in die Verfügungsgewalt der Kommune gebracht haben bzw. bei Einstieg bringen. Dieses Vermögen wurde/wird nur für den Kauf und die Sanierung der Gebäude und für Investitionen in die Arbeitsbereiche genutzt. Eine Umschichtung von produktivem in konsumptives Vermögen findet nicht statt. Dadurch wird einerseits vermieden, von der Substanz zu leben. Andererseits ist diese strikte Trennung Ausdruck der Bedeutung, die der Aufbau eigener Produktionsbetriebe von Anfang an hatte.

Ich greife diese Trennung in meinen Ausführungen auf. Wirtschaften ist nicht möglich ohne Produktion, und diese ist nicht sinnvoll, wenn das Produzierte nicht konsumiert werden soll. Auch für gemeinsames Wirtschaften trifft das zu. Insofern beziehen sich meine Anregungen im 1. Teil auf den Bereich der Konsumption, im 2. Teil auf den produktiven Bereich.

So mag sich jede(r) die Anregungen herauspicken, die für seine Lebens/Arbeitsbedingungen nützlich sind.

Der/die Einzelne ist einzigartig Bedürfnis- statt Gleichheitsprinzip

Eines der ehernen Gesetze von gemeinsamen Kassen lautete in der Anfangszeit von Wohngemeinschaften und selbstverwalteten Betrieben: „Alle sind gleich, alle bekommen bzw. zahlen das gleiche in die

gemeinsame Kasse". Diese Handhabung wurde als Ausdruck einer gleichberechtigten Gemeinschaft angesehen. Sie setzte sich von der unterschiedlichen, ungerechten Entlohnung im kapitalistischen System ab. Doch den Menschen wurde auch das nicht gerecht. Sie sind unterschiedlich. Sie haben unterschiedliche Bedürfnisse, eine eigene Prägung aus der Zeit, in der sie nicht gemeinsam wirtschafteten, die Mitglieder einer WG verdienen in der Regel unterschiedlich und und und. Die Behauptung der Gleichheit entsprach nicht der Realität.

Am deutlichsten wird eine solche Handhabung von Gleichheit an der Taschengeldregelung. 150,- DM Taschengeld pro Monat pro Person für jedes Gruppenmitglied ist zwar auf dem Papier der gleiche Betrag, für diejenige, die bisher mit 100,- DM auskommen mußte, bedeutet diese Regelung eine Ausweitung ihrer Möglichkeiten. Sie wird zufrieden sein. Für denjenigen, dem bisher 350,- DM zur Verfügung standen, bedeutet diese Regelung eine erhebliche Einschränkung.

Paradoxerweise wird gerade von formaler Gleichbehandlung behauptet, sie sei gemeinschaftsfördemd. Zurückzuführen ist dies vermutlich auf sozialistische Theorien, die die Forderung nach Gleichheit vor allem als exakte Gleichbehandlung verstanden. Bekanntestes Beispiel hierfür sind die Kibbuzzim mit ihrem sozialistischen Entstehungshintergrund. Gerade in der Pionierphase bekam dort jede(r) das Gleiche an materieller Ausstattung. Da es sich hier um extreme Mangelsituationen handelte, ist genaue Gleichbehandlung verständlich angesichts der extremen Ungleichbehandlung in den Gesellschaften, aus denen die Juden geflüchtet waren.

In einigen Gruppen hat formale Gleichbehandlung lange Bestand. Zwar leiden Leute möglicherweise unter dieser Regelung, aber sie wird nicht in Frage gestellt, weil andere damit die Gruppenidentität in Frage gestellt sehen. Mitunter fällt der Konflikt auch gar nicht auf, weil Menschen, die unter einer solchen Taschengeldregelung leiden, die Gruppe verlassen bzw. erst gar nicht in sie eintreten. Dabei kommen ihre wahren Motive aufgrund des hohen Gruppendruckes gar nicht zur Sprache.

Ähnlich wie bei den Kibbuzim wird der Schritt der formalen Gleichbehandlung in diesen Gemeinschaften angesichts der vorher erlebten Ungleichheit als Weiterentwicklung gesehen – zu Recht!

Dennoch bin ich der Überzeugung, alle gleichmachenden Regelungen behindern die Gemeinschaftsbildung, weil jede Gruppe sich aus Mitgliedern zusammensetzt, die nicht gleich sind.

Ich sehe mich in meiner Überzeugung auch durch die Entwicklung der Kibbuzbewegung bestätigt. Dort hat es im Laufe der Jahrzehnte eine Entwicklung von der formalen Gleichheit im Mangel (Jede Person erhielt genauso wenig wie eine andere) über die formale Gleichbehandlung bei zunehmendem Wohlstand (Jede Wohnung erhielt einen

Kühlschrank, dann einen Fernseher und dann eine Klimaanlage, wobei z.B. für den Fernseher keine Schrankwand genommen werden konnte) bis hin zur Einzelfallbehandlung nach gleichen Kriterien gegeben: Heute erhält in vielen Kibbuzim jedes Mitglied eine monatliche Abrechnung, auf der ausgeführt ist, wieviel Produkte und Dienstleistungen, die vom Kibbuz zur Verfügung gestellt werden, er/sie in Anspruch genommen hat und wieviel ihr/ihm zustand. Einzelne Posten sind gegeneinander verrechenbar. Der Kibbuz wird dadurch mehr als Lieferant von Waren und Dienstleistungen gesehen, dem gegenüber ich meine Ansprüche versuche durchzusetzen, und immer weniger als Gemeinschaft von Leuten, die dieselben (sozialistischen) Vorstellungen zu leben versuchen.

Gemeinschaftsfördernd sind Regelungen, die berücksichtigen, daß alle Menschen einzigartig sind, was Bedürfnisse und Wünsche betrifft. In einer Gruppe etwas zusammen zu machen heißt, sich mit der Einzigartigkeit der Einzelnen auseinanderzusetzen.

Ich plädiere für die konsequente Umsetzung des Bedürfnisprinzips. Auf eine Taschengeldregelung bezogen heißt das also: keine allgemeinverbindliche Summe für jede Person, sondern jede(r) entnimmt Geld nach ihren/seinen Bedürfnissen.

Viele fürchten bei der Anwendung des Bedürfnisprinzips Mißbrauch. Er wird regelrecht erwartet: Alle werden viel ausgeben, mehr als sie ausgegeben haben, bevor sie in die gemeinsame Ökonomie einstiegen. Die Praxis zeigt, daß der Mißbrauch zwar vorkommt, aber eher die Ausnahme ist. Was dagegen getan werden kann, wird später dargestellt.

Für mich ist – überraschenderweise – der Gebrauch des Bedürfnisprinzips oft ein viel größeres Problem, jedenfalls für eine Reihe von Leuten. Es werden Dinge, die man in unverbindlicheren Lebenszusammenhängen längst angeschafft hätte, nicht gekauft. Dafür gibt es unterschiedliche Gründe:

Einige nehmen ihr Handeln als Verantwortung gegenüber der Gruppe wahr. Sie wollen nicht zu höheren Ausgaben beitragen. Andere haben Angst vor der Auseinandersetzung. Sie fürchten Fragen, die dazu führen, daß sie ihr Verhalten erklären bzw. rechtfertigen müssen. Wieder andere erkennen, daß ihre Bedürfnisse nicht mit sinnvollen Gruppenansprüchen übereinstimmen, und drängen ihren Wunsch zurück. So wird die so sehr gewünschte Badewanne nicht angeschafft, weil sie aus ökologischen Gründen – zu viel Wasserverbrauch – unsinnig ist.

In allen Fällen ist der Gebrauch des Bedürfnisprinzips nicht selbstverständlich und nicht einfach. Für dieses Problem gibt es keine allgemeingültige „richtige" Lösung.

Einerseits ist meine Erfahrung, daß einige Leute dazu neigen, mit ihren Bedürfnissen sehr konsequent fast hart umzugehen. Besonders

dann, wenn Personen unter dieser Konsequenz selber leiden, ist es sicher angemessen, dazu zu ermutigen, sich etwas zu gönnen. Das ist auch im Interesse der Gesamtgruppe. So können Spannungen abgebaut werden, die auf die unterschiedliche Handhabung des Bedürfnisprinzips zurückzuführen sind: Es weckt eben Neid, wenn ich feststellen muß, daß andere sich beim Gebrauch des Bedürfnisprinzips weniger schwer tun als ich selbst. Wenn ich sogar das Gefühl habe, andere handhaben das Prinzip weniger ernsthaft als ich, kann sich sehr schnell Ärger bilden und auch anstauen.

Andererseits ist es in der gemeinsamen Ökonomie auch nötig und gewollt, einen Rahmen zu haben, seine eigenen Bedürfnisse in Frage gestellt zu bekommen, sie diskutierbar zu machen und gegebenenfalls zu ändern.

Es ist wichtig, daß das Bedürfnisprinzip so gehandhabt wird, daß den einzelnen Menschen Raum zur eigenständigen Entwicklung gelassen wird.

Ein weiteres Beispiel für die Anwendung des Bedürfnisprinzips ist die Handhabung der Ausstiegsregelung. Die Anwendung dieses Prinzips auf einen Ausstieg aus einer Gruppe ist z.B. ein individueller Ausstiegsvertrag, in dem festgeschrieben wird, was jemand beim Ausstieg bekommt, weil er/sie es braucht.

Ich erwähne dieses 2. Beispiel, weil auch in diesem Bereich kaum daran gedacht wird, das Bedürfnisprinzip anzuwenden. Statt dessen wird versucht, komplexe Regelungen zu schaffen (für jedes Jahr Zugehörigkeit x DM, plus Kinderzuschlag, plus Ausgleich für soziale Härten...), im Irrglauben, man könne eine allgemeingültige Regelung schaffen, die allen gerecht wird.

In der Kommune Niederkaufungen wurde über ein Jahr versucht, eine solche umfassende Regelung zu schaffen, bis jemand vorschlug, die Ausstiegsverträge analog zur Taschengeldregelung zu gestalten, also nach den individuellen Bedürfnissen. So wurde es schließlich gemacht. Jedes Kommunemitglied schloß einen Vertrag mit der Kommune, dem alle zustimmen mußten, in dem festgeschrieben ist, was die/der Betreffende an Geld und Sachwerten bei Ausstieg bekommt. Diese Regelung, in der ein hohes Maß an Achtung für den Einzelnen zum Ausdruck kommt, funktioniert seit ihrer Einführung zu aller Zufriedenheit, zumal die Verträge veränderten Bedürfnissen mit Zustimmung der Gruppe angepaßt werden können.

Rückblickend betrachtet wundert es mich, warum wir damals so lange dafür gebraucht haben, uns auf das Bedürfnisprinzip zu besinnen. Schließlich hatten wir es schon in unserem Grundsatzpapier festgeschrieben. Der Grund dafür scheint mir zu sein, daß wir so sehr mit dem Leistungsprinzip („Wer lange da war, erhält auch viel") bzw. in Abgrenzung dazu mit dem Prinzip der Allgemeingültigkeit aufge-

wachsen sind, daß es uns schwer fällt, uns von diesen zu lösen. Es reicht nicht aus, mit dem Verstand erfaßt zu haben, daß das Bedürfnisprinzip am besten geeignet ist, für den Ausgleich von materiellen Unterschiedlichkeiten zu sorgen. Die Wahrnehmung der Anwendungsmöglichkeiten dieses Prinzips ist damit keineswegs automatisch verbunden.

Ich gehe davon aus, daß das Bedürfnisprinzip sich auch in Zeiten der Verknappung der Mittel beibehalten läßt, wenn alle Gruppenmitglieder von der Qualität dieser Regelung überzeugt sind. In diesem Fall müßte die Einsparung von Mitteln dadurch erreicht werden, daß jede Person dort weniger verbraucht, wo es ihr am leichtesten fällt. Es würde also nicht der Etat für Reisen, Tabak, Kleider ... um jeweils 10 % gekürzt. Vielmehr würde gesagt: Wir müssen 10 % der Ausgaben einsparen. Trage jede(r) auf die Weise dazu bei, die ihm/ihr am leichtesten fällt. Auch 10 % mehr zu arbeiten wäre also in diesem Fall eine individuelle Lösungsmöglichkeit des Problems.

Ich muß zugeben, daß ich dazu kein Beispiel aus der Praxis kenne. Das zeigt, wie wenig das Erfahrungsfeld „Gemeinsame Ökonomie" auf der Basis von „Nicht-gleich-Behandlung" der Gruppenmitglieder bisher beackert worden ist.

„Wer hat zuviel von unserem Tellerchen gegessen?" Informationskultur statt Appelle

Die im letzten Kapitel angesprochene Gefahr des Mißbrauchs von gemeinsamer Ökonomie ist zwar in der Realität nicht so verbreitet, aber natürlich ist sie vorhanden.

Zunächst einmal so selbstverständlich wie davon ausgegangen wird, daß gemeinsame Ökonomie mißbraucht wird, so uneindeutig ist das, was darunter überhaupt verstanden wird.

Ist es Mißbrauch der gemeinsamen Ökonomie wenn ich

- nach Neuseeland reise, wenn meine Gruppe nicht in der Lage ist, eine solche Reise allen zu ermöglichen?
- Geld aus der Kasse nehme, ohne es den Gruppenregeln entsprechend zu vermerken?
- modische und teure Jeans kaufe, wenn es einfache, billigere auch getan hätten?
- regelmäßig den höchsten Taschengeldbetrag im Monat in Anspruch nehme?
- ein Sparguthaben zurückhalte?

Für mich liegt Mißbrauch der gemeinsamen Ökonomie immer dann eindeutig vor, wenn ich bewußt Absprachen, die in meiner Gruppe über das gemeinsame Wirtschaften bestehen, nicht beachte. Auf die Beispiele bezogen heißt das: In einer Gruppe, die nach dem Bedürfnis-

prinzip wirtschaftet, ist die Reise nach Neuseeland, die teure Jeans und der monatlich hohe Taschengeldbetrag meiner Meinung nach kein Mißbrauch. Dagegen mißbrauche ich die gemeinsame Ökonomie, wenn ich Sparguthaben zurückhalte oder wenn ich Geld aus der Kasse nehme, mit dem Vorsatz es nicht zu vermerken. Ersteres ist eine Abspracheverletzung. Ich täusche eine Verhaltensweise vor, die ich nicht praktiziere. Das Vertrauen der Gruppe in die gleiche Lage aller Beteiligten wird mißbraucht. Letzteres ist ganz einfach Diebstahl.

Ich glaube, diese Fälle sind ohne weitere Erläuterung als Mißbrauch zu erkennen.

Die anderen Beispiele sind aber in der Praxis nicht so eindeutig „kein Mißbrauch" wie ich es für mich entschieden habe. Bei der Frage des Mißbrauchs spielen nämlich Gefühle und Vorerfahrungen, die nicht objektivierbar sind, eine große Rolle. Und die meisten Fragen, die zur gemeinsamen Ökonomie gestellt werden, kreisen um diesen Bereich.

So kann es eben sein, daß jemand die Reise nach Neuseeland als Mißbrauch empfindet, weil

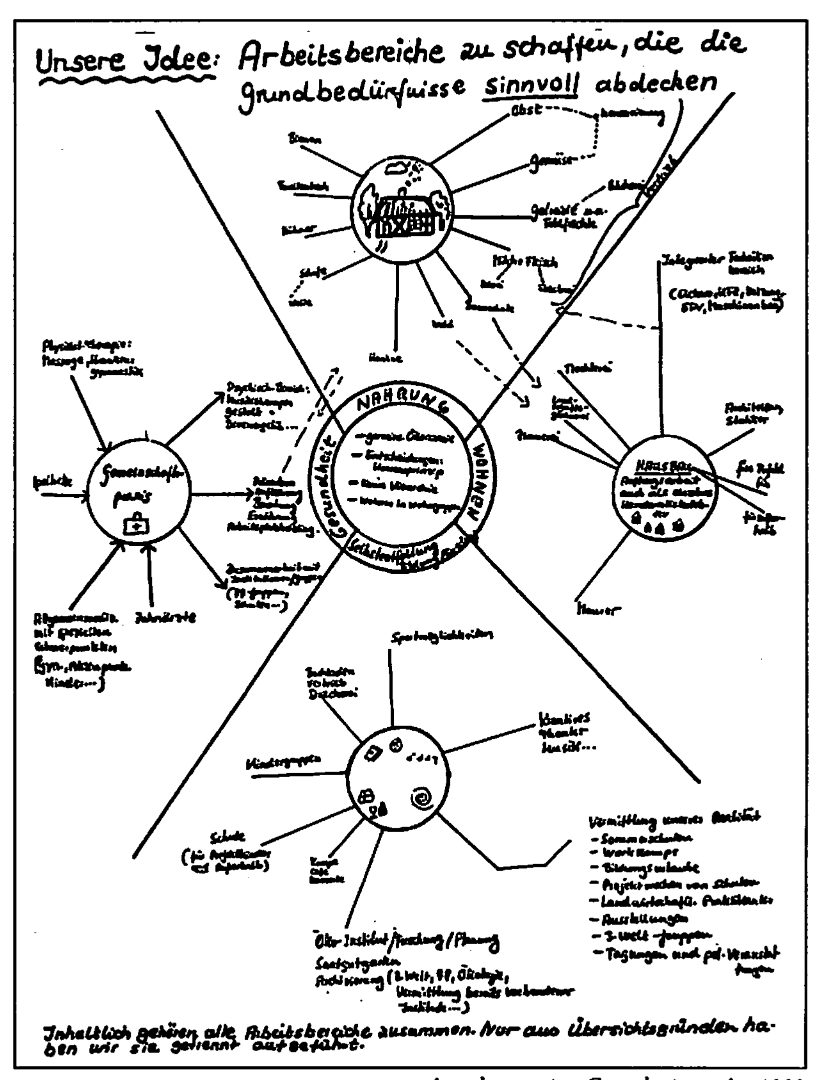
- sie findet, es gibt überhaupt keinen akzeptablen Grund, so weit weg zu fliegen
- er selbst sich die Reise nach Kreta versagt hat.

Nach meiner Erfahrung steckt in diesem Bereich hinter der Frage „Mißbraucht jemand die gemeinsame Ökonomie?" die Frage: „Sind die anderen genauso verantwortlich wie ich?"

Es sei hier nur angemerkt, daß sich in der gemeinsamen Ökonomie unverantwortliches Handeln nicht nur im Geld-Ausgeben zeigen kann, sondern auch darin, wie lange ich wie intensiv und selbständig arbeite, wie ich mit Maschinen, Autos und anderem Gerät umgehe ... Kurz: In der Gemeinsamen Ökonomie gibt es eine Reihe von Alltagsfeldern, in denen sich Ängste, die/der Dumme zu sein, entwickeln können.

Um so wichtiger ist es, etwas zu tun, um den Ängsten den Boden zu entziehen. Ein oft gebrauchtes Mittel ist der Appell an die Gemeinschaftlichkeit, also daran, daß Vertrauen zueinander als Anfangsbestand vorhanden sein muß. „Wenn wir uns nicht vertrauen, brauchen wir doch gar nicht erst anzufangen!" ist eine Aussage mit diesem Hintergrund.

Ich denke, daß diese Vertrauensforderung nicht den menschlichen Realitäten entspricht. Vertrauen braucht Bedingungen. Vertrauen ist nicht einfach da – auf Forderung oder weil es zur Gruppenideologie gehört. Vertrauen braucht Zeit, sich zu entwickeln. Zum anderen braucht es Erfahrungen. Verhalten, an dem ich erkennen kann, jemand handelt ähnlich wie ich es erwartet habe, schafft Vertrauen. Drittens braucht es Informationen. Nur wenn ich weiß, warum jemand nicht so



Aus dem ersten Grundsatzpapier 1983

handelt, wie ich es erwartet habe, kann ich ihn verstehen und trotz des Unterschiedes Vertrauen aufbauen. Hier ist der Punkt, an dem eine Gruppe aktiv ansetzen kann. Sie kann eine Informationskultur schaffen, die das gemeinsame Wirtschaften so unterstützt, daß Vertrauen aufgrund von Kenntnis und nicht von Unkenntnis wächst.

In der Kommune Niederkaufungen gibt es jeden Monat eine Abrechnung, aus der hervorgeht, wie sich die Einnahmen zusammensetzen (eigene Arbeitsbereiche, AußenarbeiterInnen, Honorare, Arbeits-

losengeld, -hilfe, Geschenke, Kindergeld, Sonstiges) und die Ausgaben (Lebensmittel, Bücher, Reisen: Bahn-Bus-Auto, Taschengeld, Miete, Sonstiges u.a.) Der Betrag „Sonstiges" wird extra aufgeschlüsselt, wobei alle Ausgaben über 200,- DM namentlich ausgewiesen werden.

Die wichtigste Grundlage auf der diese Abrechnung erstellt wird, ist das Kassenbuch, in das alle Ausgaben und Einnahmen namentlich eingetragen werden. Bis auf die Spalte „Sonstiges" werden keine Namen in der monatlich ausgehängten Abrechnung genannt. Wer wissen will, wer wieviel wofür ausgegeben hat, kann das mit Hilfe des Kassenbuches herausfinden. Ob und wie oft das einzelne machen, entzieht sich meiner Kenntnis. Einmal hat sich allerdings ein Kommunarde die Mühe gemacht, das Taschengeld aller Kommunarden/innen für drei Monate einzeln auszurechnen. Die Summe der Taschengeldbeträge für eine Person in drei Monaten reichte von 50,- DM bis 800,- DM. Das wurde interessiert, mit Schmunzeln, auf einzelne Leute bezogen teilweise auch verärgert zur Kenntnis genommen, und natürlich wurde darüber auch viel getratscht. In Frage gestellt wurde die Richtigkeit der Taschengeldregelung deshalb nicht.

Meiner Meinung nach ist die monatliche Abrechnung das Herzstück der Informationskultur in Kaufungen.

Daneben gibt es einige Gepflogenheiten. Ausgaben über 200,- DM müssen vorher schriftlich auf dem Mitteilungszettel angekündigt werden. Dies soll die Möglichkeit bieten, Tips zu geben. Z.B. könnte bei der Ankündigung „Ich möchte mir eine Matraze für 350,- DM kaufen" geraten werden: „Im Tagungshaus ist eine gute übrig. Probier doch mal, ob du die brauchen kannst."

Zu größeren Ausgaben (weite Reise, Computer ...) soll im Plenum eine Entscheidung eingeholt werden. Da davon ausgegangen wird, daß dieser in der Regel zugestimmt wird, reicht meist ein vereinfachtes Verfahren ohne Diskussion: Auf einem Plenum wird der Ausgabewunsch mitgeteilt. Falls in der folgenden Woche und beim nächsten Plenum keine Einwände kommen, ist die Ausgabe beschlossen.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Informationskultur in der Kommune sind die Arbeitsbereichsberichte, die etwa jährlich von jedem Arbeitsbereich gemacht werden. In diesen wird informiert über Einnahmen und Ausgaben, über die Arbeitszeiten und über die Planungen des gesamten Bereiches und der einzelnen Mitglieder. Diese Berichte sind ausdrücklich eingerichtet worden, um Mißtrauen abzubauen, daß sich aus unzusammenhängenden Einzelinformationen aufgebaut hat, die zwischendurch aufgeschnappt werden können. Aber auch Vorurteile („In der Schreinerei wird unproduktiv gearbeitet") sollen auf diese Weise abgebaut werden. Mindestens wird durch die Arbeitsbereichsberichte aber ein Ort geschaffen, sie zu diskutieren.

Neu aufgenommene Kommunemitglieder werden in Kaufungen selbstverständlich mit den Besitz- und Vermögensverhältnissen der Kommune vertraut gemacht: „Wie teuer waren die Gebäude? Wie hoch sind die Verbindlichkeiten?" sind Fragen, auf die Auskunft gegeben wird. Das scheint selbstverständlich – ist es aber nicht. Es gibt Gruppen, in denen die Finanzen von Vertrauenspersonen verwaltet werden. Ich halte das für schwer vereinbar mit gemeinsamer Ökonomie.

In Kaufungen wird auch darauf geachtet, daß alle Kommunarden/innen Entscheidungen, die das Vermögen betreffen, nicht nur treffen, sondern auch ein Grundlagenwissen dafür haben, diese auch treffen zu können. Markantestes Beispiel hierfür ist die Errichtung einer eigenen Altersvorsorge auf der Basis betrieblicher Rückstellungen. Um dieses Modell zu entwickeln, war es nicht nur nötig, eine Menge von Informationen zu beschaffen. Diese mußten auch vermittelt werden. Es mußte z.B. allgemein verständlich gemacht werden, was der Unterschied zwischen einer Pensionskasse und einer steuerbegünstigten betrieblichen Rückstellung zur Altersvorsorge ist. Dazu waren neben Klausurtagen etliche Plena einschließlich Fragestunden in Kleingruppen nötig, nicht zuletzt, um über die unterschiedliche Bewertung von Informationen zu einem Konsens über das Vorgehen zu kommen.

Ich denke, es ist deutlich geworden, was alles getan werden kann, vertrauensbildende Informationen in einer Gruppe zur Verfügung zu stellen. Jede Gruppe muß da – wie immer – ihren Weg finden.

Einen Problemkreis habe ich bisher ausgespart, indem ich bisher immer beschönigend von „Informationen" gesprochen habe. Natürlich geht es bei all dem auch um soziale Kontrolle. Viele Gruppen schrecken vor einer grundlegenden Informationspolitik vielleicht deshalb zurück, weil für sie die damit verbundene Kontrollmöglichkeit ein Schreckgespenst ist. Genauso wie formale Gleichheit den Ruf genießt, gemeinschaftsbildend zu sein, stehen Informationen, die geeignet sind, andere zu kontrollieren, anscheinend in dem Verdacht, gemeinschaftszerstörend zu sein.

Ich denke, in einer Gruppe ist es wichtig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie sie zu sozialer Kontrolle steht. Meiner Meinung nach findet soziale Kontrolle in jedem Fall statt, wenn man so eng zusammen lebt. Ich halte sie dann für sinnvoll, wenn sie dazu beiträgt, Verhaltensweisen, die allen wichtig sind, zu verwirklichen. Das hört sich selbstverständlicher an, als es im Alltag ist. Es mag in einer Gruppe unbestritten sein, sich ökologisch zu verhalten. Ob das im Einzelfall heißt, Fahrten in die 10 km entfernte Stadt immer mit dem Rad oder öffentlichen Verkehrmitteln vorzunehmen anstatt mit dem Auto, darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Soziale Kontrolle kann dafür sorgen, daß Menschen, denen die alltägliche Umsetzung

schwerer fällt, auf ihr nachlässiges Verhalten hin angesprochen werden. Es ist unangenehm, wenn man auf diese Weise mit seinen Widersprüchen konfrontiert wird. Aber gerade das kann Ansporn sein, sein Verhalten zu ändern, was – wie in jeder politischen Diskussion vehement vertreten wird – dringend nötig ist.

Für mich ist diese Art sozialer Kontrolle eher gemeinschaftsfördernd. Sie trägt dazu bei, die gemeinsamen Grundlagen des Zusammenlebens auch in konkrete Verhaltensweisen umzusetzen.

Wenn gemeinsame Ökonomie die Wirtschaftsform ist, die eine Gruppe für sich gewählt hat, dann ist die soziale Kontrolle, die auf Grund von Informationen über die Handhabung des Prinzips möglich wird, ein notwendiger Bestandteil dessen, was „gemeinsame Ökonomie" im Alltag für jede(n) einzelne(n) aus der Gruppe bedeutet.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß diese Sicherheit, die notwendig ist, angesichts sozialer Kontrolle seine eigenen Unzulänglichkeiten einzuräumen, sehr viel mit dem jeweiligen Gruppenklima zu tun hat.

Ich kann mich erinnern, daß in Kaufungen vor Jahren eine Runde im Plenum gemacht wurde, in der jede Person sich zum Umgang mit Geschenken äußerte. Da wurde z.B. erzählt, daß jemand das Geld, das von der Mutter ausdrücklich für den Kauf eines teuren Kleidungsstückes gegeben worden war, nicht eingetragen hatte. Schließlich, so wurde gesagt, wäre das Kleidungsstück, wenn es direkt geschenkt worden wäre, auch nicht in die Kleiderkammer zum Allgemeinbesitz gekommen.

In einer Diskussion, in der es um Gründe ging, Geld aus der gemeinsamen Kasse zu entwenden, sagte jemand, sie könne sich vorstellen zu klauen, wenn sie keine Möglichkeit sieht, ihr Bedürfnis auf kommune-öffentlichem Weg erfüllt zu bekommen, vorausgesetzt – es ist genug Geld verhanden.

Beide Male war ich zunächst schockiert über die Aussagen, hielt ich sie doch für unvereinbar mit dem Prinzip der „gemeinsamen Ökonomie". Mir wurde erst nach und nach klar, daß diese Äußerungen einerseits Ausdruck eines hohen Standes von Informationskultur sind. Das Gruppenklima erlaubte es, solche Äußerungen zu machen, von denen erwartet werden konnte, daß sie umstritten sind.

Andererseits kommt in ihnen zum Ausdruck, wie soziale Kontrolle gehandhabt werden sollte: nicht als Grundlage, um vernichtende Urteile zu fällen, sondern als Hilfsmittel, eigene Schwäche zu überwinden, dadurch daß ich die Erfahrung mache: Ich bin so angenommen wie ich bin, auch wenn bestimmte meiner Verhaltensweisen strittig sind.

Die Beispiele verweisen darauf, daß soziale Kontrolle, wenn sie ein Instrument zur Verurteilung ist, leicht zu heuchlerischem Verhalten

führen kann, daß letztlich Mißtrauen nährt. Umgekehrt kann sie Verhaltensänderungen anregen, wenn ich meine Schwäche nicht verbergen muß. Insofern sind die erwähnten „Runden", in denen sich jede Person äußern kann, wobei in der Runde nicht diskutiert wird, auch ein Stück Informationskultur.

„Wer macht's?" – Klare Absprachen statt „Prinzip Hoffnung"

In Kaufungen gibt es Ausstiegsverträge, die schriftlich zwischen dem Verein Kommune Niederkaufungen e.V. und jedem Mitglied geschlossen werden. Ich habe mehrfach Ablehnung erlebt gegen schriftliche Verträge. Sie gelten als Inbegriff verlogener bürgerlicher Rechtsstaatlichkeit, die nur Anwälte reich macht und zum Image des Staates beiträgt, hier gehe es gerecht zu. Sicher wurde oft die Erfahrung gemacht, mit Hilfe von Verträgen über den Tisch gezogen worden zu sein, dadurch, daß vor Gericht Interpretationen durchgesetzt wurden, die nicht für möglich gehalten wurden – alles rechtsstaatlich. Das Mißtrauen gegenüber juristischen Verträgen kann ich deshalb verstehen.

Ich bin dennoch für Verträge in selbstbestimmten Gruppen und das aus verschiedenen Gründen:

Ein schriftlich festgehaltener Vertrag macht deutlicher als manche mündliche Absprache, worum es geht und wie es geregelt werden soll/wurde. Er ist einfach eindeutiger, gerade dann, wenn er von zwei Vertragsparteien abgeschlossen wurde, die juristisch nichts verkomplizieren müssen, sondern ihre Interessen in eine schriftliche Form bringen.

Es schafft neben Eindeutigkeit auch Sicherheit: Ich kann das einfordern, was abgemacht wurde. Es steht mir zu.

Für mich ist das Unterschreiben eines Vertrages darüberhinaus auch ein Ritual, das Verbindlichkeit ausdrückt. Mit meiner Unterschrift verdeutliche ich: Ich bin mit allem einverstanden, was dort niedergelegt ist, und mit meinem Namen stehe ich dafür, daß ich die Absprache einhalte, ebenso wie ich erwarte, daß der Name auf der anderen Seite des Vertrages dieselbe Verbindlichkeit signalisiert.

Für mich gibt es für einen Vertragsabschluß aber auch einen formal juristischen Grund. Wir leben in einem bürgerlichen, am Eigentum orientierten Staatswesen, d.h. in einem Staat, in dem mit Hilfe von Gerichten das eingeklagt werden kann, was vermeintlich den guten Sitten entspricht, unseren Vorstellungen aber widerspricht. Dazu ein Beispiel:

In der Satzung des Vereins „Kommune Niederkaufungen e.V." wurde zunächst die „gemeinsame Ökonomie" als Wirtschaftsweise nicht anerkannt. Sie sei sittenwidrig. Niemand könne solch einen Vertrag,

der Enteignung beinhalte und Ausstiegsgeld nach Bedürfnis festschreibt, bei klarem Verstand unterschreiben. Das Amtsgericht Kassel ließ seine Bedenken später fallen. Sich auf Sittenwidrigkeit zu berufen ist eine Möglichkeit, den Rechtsstaat zu benutzen, um Forderungen eines Einzelnen einer Gruppe gegenüber durchzusetzen. Dies hat vor allem dann Aussicht auf Erfolg, wenn Absprachen nur mündlich getroffen wurden.

In der Praxis sind so Regelungen als sittenwidrig außer Kraft gesetzt worden, in denen es kein Recht auf Auszahlung eines Gewinnanteils bei Ausstieg gibt. Ich halte eine solche Regelung, in der niemand bei Ausstieg den Zugewinnanteil fordern kann, in der Regel für richtig. Eine solche mündliche Absprache hat vor Gericht gute Chancen, angefochten zu werden. Derjenige, der die Gruppe auf Auszahlung des Gewinnanteils verklagt, hat gute Chancen durchzukommen, wenn er Unkenntnis der Konsequenzen seines Einstiegs geltend machen kann.

Wer meint, das alles sei weit hergeholt, wird bei genauerer Betrachtung feststellen: Es gibt einige Gruppen, die an solchen vor Gericht ausgetragenen Konflikten bankrott gegangen sind. Es ist dabei meistens unangebracht, die einzelnen, die gegen eine Gruppe geklagt haben, des Verrats von Idealen zu beschuldigen. Ich glaube vielmehr, daß sicher oft in einer unklaren Anfangssituation Illusionen entstehen, die sich später auswirken. „Das hat doch nur eine Person gesagt . Das war keine Gruppenentscheidung." „Das war ein Zwischenstand in einem Diskussionsprozeß." sind dann Aussagen, die später gemacht, auf unterschiedliche Wahrnehmungen verweisen. Beteiligt ist der zum Kläger Gewordene genauso, wie jedes Gruppenmitglied: Es wurde versäumt, sich darüber eindeutig zu verständigen, was gewollt ist. Verträge dienen also der Erinnerung, genauso wie z.B. Protokolle.

So dient ein Vertrag nicht nur als Verständigung über das, was alle Beteiligten wollen. Er kann auch helfen, im Ernstfall Ansprüche, die auf gerichtlichem Wege durchgesetzt werden sollen, abzuwehren. Es versteht sich von selbst, daß solche Verträge nicht wegen jeder Kleinigkeit gemacht werden. Aber bei so grundlegenden Angelegenheiten wie Aus-, Einstieg und Besitzverhältnisse halte ich sie für sinnvoll.

Daneben gibt es im Alltag natürlich viel alltäglichere Zusammenhänge, in denen klare Absprachen hilfreich sind.

Protokoll zu schreiben bei Gruppenversammlunggen, auf denen Absprachen getroffen werden, hat sich in Kaufungen bewährt. Nicht selten ist es der/die ProtokollantIn, die die Gruppe hindern muß, – schwupps – zum nächsten Thema überzugehen. „Was haben wir denn jetzt abgemacht?", wird dann das Plenum gefragt. Oft reicht auch das nicht. Da muß gefragt werden: „Wer macht's?". wenn sich auf diese Frage niemand meldet, ist klar: Es braucht nicht auf die Umsetzung dieser Absprache gewartet zu werden, weil sich niemand dafür ver-

antwortlich fühlt. So einfach dies scheint, so kenne ich doch Gruppen, in denen diese Fragen nicht gestellt werden. Der/die LeserIn mag über die Gründe spekulieren. Einer ist vielleicht, daß durch diese Fragen schonungslos aufgedeckt wird, ob Verantwortung im jeweiligen Einzelfall übernommen wird oder nicht. Und manchmal gibt man sich gerne der Illusion hin: „Es passiert was, es wird sich was ändern" und vermeidet es durch Überprüfung, herauszubekommen, was passieren wird: nämlich nichts!

Die beiden Fragen – beharrlich gestellt – desillusionieren möglicherweise. Dafür ersparen sie die Enttäuschung später und die Vorwürfe, die daraus häufig erwachsen. Für ein funktionierendes Gruppenleben sind Absprachen nötig. Alles andere führt zu enormen, unnötigen Reibungsverlusten. Diese können vermieden werden, wenn sich die Gruppe um Klarheit bemüht. Besser die Klarheit, daß etwas nicht passiert, was alle gern hätten, weil niemand Zeit und Lust hat, es zu tun, als die Enttäuschung darüber, daß etwas, was alle beschlossen haben, nicht verwirklicht worden ist.

„Mehrzahl siegt – Einzahl fliegt"
Konsens- statt Mehrheitsentscheidungen

In Kaufungen sind „Gemeinsame Ökonomie" und „Entscheidungsfindung nach dem Konsensprinzip" zwei von mehreren Grundsätzen, in denen die Basis der Kommune formuliert ist.

Über die gemeinsame Ökonomie bin ich mit jedem Gruppenmitglied verbunden:

Ich trage den Kauf eines billigen, reparaturanfälligen Autos für die Gruppe genauso mit wie die Rückzahlungsbedingungen für Kredite über mehrere hunderttausend DM.

Ich trage die Ausgabe für einen 199,- DM-Flug nach Mallorca genauso mit wie die für einen McDonald-Besuch.

Die Liste kann jede(r) LeserIn mit Beispielen ergänzen; Beispiele, die verdeutlichen, daß in der gemeinsamen Ökonomie eine Reihe von Verhaltensweisen mitgetragen werden müssen, die vorgegeben sind oder die für kritikwürdig gehalten werden.

Gerade letzteres ist im Alltag oft schwer. Auf die Bedeutung, die die Informationskultur bei der Bildung von Vertrauen in diesem Zusammenhang hat, bin ich schon eingegangen. Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel der Vertrauensbildung bei gemeinschaftlichem Wirtschaften ist die Entscheidungsfindung im Konsens.

Ich möchte an dieser Stelle auf die Handhabung dieses Prinzips im Alltag nur kurz eingehen: Von Konsensentscheidung spreche ich, wenn Entscheidungen, die alle betreffen, von allen mitgetragen werden. D.h. nicht, daß alle einer Meinung sein müssen. Z.B. kann eine

Lösung, die nicht von allen getragen wird, für zwei Monate probiert werden und dann unter Berücksichtigung der gemachten Erfahrungen nochmals entschieden werden.

Eine Entscheidung im Konsens schließt aber das Recht jedes Gruppenmitgliedes ein, daß sein „Nein" respektiert wird, eine Entscheidung gegen eine Stimme also nicht zustande kommt.

In einer Gruppe mit gemeinsamer Ökonomie, die nach dem Konsensprinzip entscheidet, ist es von großer Bedeutung, daß die Position des einzelnen sehr stark ist. Sie kann nicht in einer Minderheit, die zwangsläufig die Folge einer Mehrheitsentscheidung ist, verloren gehen. Auch auf die Diskussionskultur wirkt sich diese Entscheidungsform positiv aus. Da jede Person auch als potentielle(r) Nein-SagerIn wahrgenommen wird, ist das Interesse, alle Gruppenmitglieder und deren Argumente in den Entscheidungsprozeß einfließen zu lassen, von Beginn an um einiges größer als bei Mehrheitsentscheidungen, bei denen der Ruf nach Abstimmung häufig dann ertönt, wenn eine Teilgruppe sich in der Mehrheit wähnt.

Kurzum: Mit der Entscheidungsfindung im Konsens bekommt jede einzelne Person das Instrument, das nötig ist, um die Verantwortung für die gemeinsame Ökonomie und deren Konsequenzen an individuellen Verhaltensmöglichkeiten zu handhaben.

Im Alltag geschieht das auf unterschiedliche Weise: Große Ausgaben, die vorher entschieden werden, kann ich im Extremfall durch mein Veto verhindern. In der Praxis kommt das in Kaufungen kaum vor. Die Angst vor einer großen Verletzung des(r)jenigen, dem/r ich einen Wunsch persönlich ausschlage, bildet eine große Hemmschwelle.

Dagegen ist die Diskussion über eine Entscheidung mehrfach genutzt worden, um das Unverständnis über ein Bedürfnis deutlich zu äußern: „Ich werde kein Veto sagen zu Deinem Wunsch, nach Neuseeland zu fliegen, aber verstehen tue ich es auch nach Deiner Erklärung nicht."

Der Umgang mit der gemeinsamen Verantwortung bezogen auf kleinere Ausgaben (z.B. der berühmte McDonald-Besuch), die man/frau eigentlich unverantwortlich findet, ist da oft schwieriger.

Der Grad zwischen Gelassenheit und Trägheit ist da schmal. Letztlich kann er nur von jeder Person selbst bestimmt werden, indem gefragt wird: Sage ich nichts aus Bequemlichkeit, aus Angst davor, selbst kritisiert zu werden oder kann ich es wirklich stehen lassen, daß R. sich schon wieder Sekt und MonCherie für seinen Nachttisch gekauft hat, stehen lassen in dem Bewußtsein: Es schmeckt ihm halt. Mehrfach habe ich später dann erfahren, warum mich eine bestimmte Ausgabe so angemacht hat.

Das verweist auf ein besonderes Problem bei der Handhabung von gemeinsamer Ökonomie:

„Für was der/die alles Geld ausgibt!" Gefühle äußern statt vorrechnen

Hinter ökonomischen Problemen und Entscheidungen stecken oft ungeklärte zwischenmenschliche Schwierigkeiten. Da diese von den Beteiligten nicht angesprochen werden können, wird über Geld/Ökonomieprobleme gesprochen. Das ist ein vertrautes Gebiet. Es nährt die Illusion von objektiven Argumenten, schließlich geht es um Mark und Pfennig.

Die Frage ist oft nicht „Können/sollen wir uns das leisten?" sondern „Vertraue ich Dir/Euch?" oder „Warum macht mich Deine Verhaltensweise so an?"

Da das erwähnte MonCherie-Beispiel aus meinem eigenen Vermeidungsrepertoire stammt, kann ich daran erläutern, was gemeint ist:

Meine spontane Reaktion auf die MonCherie am Bett war: „Für sowas gibt der soviel Geld aus, ist ja wohl unmöglich!" Bei genauerer Betrachtung mußte ich mir eingestehen, daß es um mein Verhältnis zu R., mit dem ich im selben Arbeitsbereich zusammenarbeitete, ging: MonCherie signalisierten eine Lebensweise, die mir fremd war. Ich fürchtete, daß diese Andersartigkeit in der Zusammenarbeit Probleme geben könnte.

Zusammenfassung

Gemeinsame Ökonomie stellt den organisatorischen Rahmen, die eigenen Bedürfnisse hinterfragbar zu machen, mit ihnen konfrontiert zu werden. Dabei geht es nicht darum, „falsche" Bedürfnisse bei den Gruppenmitgliedern zu entlarven. Gemeinsame Ökonomie kann ein Erfahrungsraum sein, um durch das Beispiel, die Hinweise, die Kritik und die Forderungen anderer die eigene Bedürfnisstruktur besser verstehen und letztlich auch verändern zu können.

In der gemeinsamen Ökonomie sind Ausgangspunkt der Geldausgabe die Bedürfnisse des/der einzelnen, die von Person zu Person unterschiedlich sind. Allerdings ist die Grundlage der gemeinsamen Ökonomie die Überzeugung, daß Bedürfnisse nicht einfach da sind. In unserer Gesellschaft werden viele Bedürfnisse gemacht. Die Werbung legt davon beredt Zeugnis ab. Bedürfnisschaffung ist geradezu ein Kennzeichen der herrschenden Wirtschaftsform. Da Grundbedürfnisse nach sinnvollen zwischenmenschlichen Beziehungen und sinnvoller Arbeit immer mehr auf der Strecke der industriellen Produktion geblieben sind, müssen andere Bedürfnisse geweckt werden, um überhaupt den Schein von Bedürfnisbefriedigung aufrecht erhalten zu können.

Insofern steht der beschriebene Umgang mit Bedürfnissen und Konsum quer zur Notwendigkeit kapitalistischer Produktion, die auf Konsumzunahme angewiesen muß.

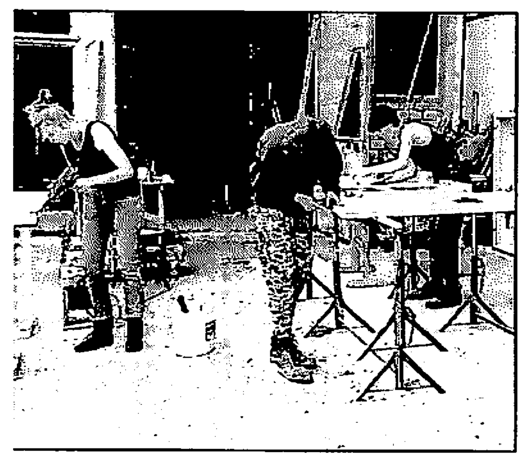


Foto: E. Poschmann

Anregungen zu gemeinsamen Wirtschaften im produktiven Bereich

Bisher habe ich mich damit beschäftigt, was gemeinsame Ökonomie auf der Seite der Geldausgabe bedeutet. In unserer Gesellschaft wird dem nur durch die Höhe des eigenen Verdienstes gehemmten, ansonsten aber hemmungslosen Konsum und der individuellen Freiheit, alles kaufen und konsumieren zu können, das Wort geredet. In einer kapitalistischen Wirtschaftsweise ist das auch nicht anders möglich. Die Produktionsverhältnisse zwingen zum Konsum.

Diese Wirtschaftsweise ist gekennzeichnet durch

* entfremdete, sinnentleerte Arbeit. „Job" ist der sprachliche Ausdruck für eine Tätigkeit, deren Inhalt egal ist, bei der der einzige „Sinn" im verdienten Geld besteht. Da die Arbeitszeit nicht mehr als befriedigend erlebt wird, muß eine neue Zeit „erfunden" werden, die Befriedigung verheißt: die Freizeit.
* Orientierung am (betriebswirtschaftlichen) Profit – nicht am (volkswirtschaftlichem) Nutzen von Produkten.
* Quantitatives Wachstum als Folge und Bedingung des Zwangs, immer größeren Profit machen zu wollen.

Im folgenden geht es darum, was gemeinsame Ökonomie auf der Produktionsebene bedeutet und inwieweit sich diese von der herkömmlichen Wirtschaftsweise unterscheidet.

„Hefe im Teig" statt „Insel im Meer" des Kapitalismus Selbstbestimmt arbeiten

Ausdrücklich wird im Grundsatzpapier der Kommune Niederkaufungen (geschrieben 1983/84 in der Vorbereitungsphase) darauf hingewiesen, daß es notwendig ist, selbst zu produzieren:

„Wir leben in einer Dienstleistungsgesellschaft, die aus Profitgründen die Produktion immer mehr in Billiglohnländer verlegt. Natürlich

können wir Nahrung und Dienstleistungen auch ... außen kaufen. Doch damit würden wir die Arbeitsteilung des Systems genau wiederholen, die bisher erfahrene Entfremdung weiter erfahren. In einem sinnvollen Projekt müssen jedoch Produktionsbereiche vorhanden sein, die Grundbedürfnisse in ökonomisch/ökologischer Weise befriedigen..." (Grundsatzpapier S. 9)

In diesem Zitat deutet sich die Gewichtigkeit an, die Arbeit für die Kommune Niederkaufungen hat: Sie ist Mittel zur Aneignung der eigenen Lebensumstände. Die Gemeinschaft hat das Ziel, in allen Bereichen menschlicher Grundbedürfnisse tätig zu werden. Als Grundbedürfnisse werden verstanden: Nahrung, Gesundheit, Wohnen und Selbstentfaltung/Bildung. Welche Ideen dazu bestanden, verdeutlicht das Schaubild, das dem Grundsatzpapier der Kommune von 1984 entnommen ist.

In dem Zitat wird auch der Arbeitsbegriff deutlich, der der Kommune in Kaufungen zugrunde liegt. Spirituelle oder therapeutische Gemeinschaften sehen Arbeit oft als ein notwendiges Übel an, die Mittel zu beschaffen, um sich Persönlichkeitsentwicklung leisten zu können. Vor diesem Hintergrund spielt es dann keine Rolle, ob zur Geldbeschaffung Discos (Sannyasin's) oder Immobiliengeschäfte (AAO-Kommune) betrieben werden. Die Arbeit wird zum Job.

Demgegenüber soll in Kaufungen die Arbeit selbst ein Mittel zur Selbstverwirklichung sein. Es wird versucht, Arbeit weniger entfremdet zu betreiben als es gesellschaftlich üblich ist. Arbeit wird als notwendiger Bestandteil der menschlichen Existenz gesehen. Das ist die Triebkraft dafür, die Arbeitsweise ebenso wie Produkte und Dienstleistungen soweit wie möglich selbst zu bestimmen.

Das Konzept unterscheidet sich von Selbstversorgungsentwürfen, die vor allem Landprojekten zugrunde liegen. Diese beziehen sich in der Regel nur darauf, die Nahrungserzeugung wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Nicht selten ist dieses Ziel auch verbunden mit großen Illusionen darüber, wieviel Arbeit es bedeutet, Nahrungsmittel anzubauen und wie gering der Tauschwert der zum Verkauf erzeugten Lebensmittel ist (s.u.). Das Ziel (Nahrungsmittel)Selbstversorgung wird nur dann erreicht, wenn eine andere lukrative Einnahmequelle die Geldmittel erbringt, die zum Leben in einer hochindustrialisierten Gesellschaft notwendig sind.

Im Konzept der Kommune Niederkaufungen wird der Anspruch „Selbstversorgung" einerseits nicht auf Nahrungsmittel eingeengt. Angestrebt ist eine möglichst weitgehende Versorgung mit allen Gütern des täglichen Bedarfs: Möbel, Wohnraum, Kleidung, aber auch geistige Nahrung, sprich: Bildung.

Dabei wird nicht davon ausgegangen, daß irgendwann alles selbst hergestellt werden soll, was benötigt wird. Vielmehr wird die Kom-

mune als ein Glied in einer Kette regionalen Wirtschaftens begriffen. Dies zeigte sich u.a. im Umgang mit M's Wunsch, Brot für den Eigenbedarf backen zu wollen. Seinem Argument, damit würde die Selbstversorgung weiterentwickelt, wurde entgegengehalten: „Es gibt in der Region zwei Bäckereien, die selbstverwaltet Brot in guter Qualität herstellen. Es kann kein Ziel der Kommune sein, autark/unabhängig zu werden, also eine Insel im Meer des Kapitalismus zu bilden. Dies ist angesichts der vielen Produkte, die wir nie selbst werden herstellen können, aber benötigen, nicht zu verwirklichen. Zudem ist es auch nicht anstrebenswert, weil es uns in unserem gesellschaftlichen Umfeld isoliert." Der Tausch von Arbeitsprodukten, das wurde in der Diskussion deutlich, wurde auch als wichtiger Bestandteil der regionalen Integration gesehen.

Kollektiv arbeiten

Selbstbestimmt arbeiten heißt in der Kommune Niederkaufungen in der Regel: kollektiv arbeiten, d.h. mit mehreren Personen einen Betrieb (in der Kommune Arbeitsbereich genannt) gleichberechtigt, also ohne Chef, zu betreiben. Das ist nicht einfach. In Kaufungen gibt es kaum einen Arbeitsbereich, in dem im Laufe der Jahre nicht massive Probleme dabei auftauchten, eine kollektive Arbeitsweise, die alle richtig finden, zu praktizieren:

- Die Landwirtschaftsgruppe hat sich nach der ersten Saison gespalten.
- Die Schreinerei wuchs innerhalb von einem Jahr von 2 auf 8 Leute und schrumpfte dann wieder auf 4, weil das zwischenmenschliche Zusammenwachsen mit dem Wachstum des Arbeitsbereiches nicht Schritt hielt.
- Die Verständigungsschwierigkeiten in der Baufirma waren in der Kommune ein Dauerbrenner.
- Archiktekt und Architektin konnten nicht zusammenarbeiten, so daß die Architektin außerhalb arbeitete.

Die Problemstellung bei der gemeinsamen Ökonomie in der Produktion ist vergleichbar der in der Konsumsphäre: Wie kann es gelingen, gleichberechtigt zusammenzuarbeiten, ohne die Unterschiede und Eigenarten der Individuen zu leugnen.

Zentrale Stichworte in diesem Zusammenhang sind :

Kompetenz und Verantwortung ...

In jedes Kollektiv werden unterschiedliche Kompetenzen eingebracht. Es gibt das Bedürfnis der AnfängerInnen, selbstbestimmt zu lernen. Es gibt die Erfahrungen der Fachmenschen, die sich aber nicht

decken. Kurz: es gibt unterschiedliche Kompetenzen. Diese müssen geklärt werden. Im Arbeitsalltag werden sie nicht selten ausgekämpft. Bei der Isolierung einer Wohnhausfassade mit Holz und Isoflock – der ersten großen Baumaßnahme in Kaufungen – gab es Meinungsverschiedeneheiten zwischen Handwerkern der Kommune und reisenden Gesellen z.B. über die Länge der zu verwendenden Schrauben. Alle Auseinandersetzungen darüber und über andere Probleme wurden in der gesamten Handwerkergruppe mehr oder weniger erbittert geführt.

Diese und andere Kompetenzstreitigkeiten führten dazu, daß die Sanierung des Tagungshauses, dem nächsten großen Bauprojekt der Kommune, anders organisiert wurde. Hier wurden von Beginn an Zuständigkeiten an bestimmte Personen übertragen für Dach, Fassade und Innenausbau, was zwei Zimmer betraf. Während die Bauleitung für Dach und Fassade bei Handwerkern lag, wurde die Leitung für den Innenausbau einem Mitglied der Tagungshausgruppe übertragen, das selbst keine fachliche Kompetenz hatte. Seine Entscheidungen traf es nach Rücksprache mit verschiedenen Fachleuten. Jeder Fachmensch brachte sein Wissen mit dem Ziel ein, den Laien von der Richtigkeit des eigenen Vorschlages zu überzeugen. Der Laie entschied sich dann für das, was ihm richtig schien. Dieses Zusammenspiel von Fachleuten und Laie klappte zu unserer Überraschung sehr gut.

In herkömmlichen Arbeitsprozessen ist das Bestreben, Fachkompetenz und Verantwortung zu verbinden: Nur wer fachliche Kompetenz besitzt, soll Verantwortung bekommen. Das Beispiel zeigt, daß auch andere Vorgehensweisen Erfolg haben können.

Das Beispiel zeigt weiter: Arbeitsprozesse lassen sich nur dann sinnvoll organisieren, wenn Verantwortung übernommen wird. Nur dadurch, daß der Laie die Verantwortung übernahm, Entscheidungen zu treffen, war das Arbeitsergebnis zufriedenstellend. Er konnte die Verantwortung allerdings nur übernehmen, weil ihm die Kompetenz der Fachleute ohne Einschränkung zur Verfügung stand. Das war begründet durch das gleiche Interesse aller Beteiligten, den Innenausbau fachlich und arbeitsorganisatorisch optimal durchzuführen. Wichtig war, daß alle Beteiligten dieser Entscheidungsstrukturierung vorab zugestimmt hatten. So gab es keine Kompetenzstreitigkeiten, als der Laie Fachleuten sagte, was zu tun sei. Das Beispiel kann – auch wenn es häufig nicht übertragbar sein mag – dazu anregen, die Selbstverständlichkeit, mit der Kompetenz und Verantwortung zusammen gesehen werden, in Frage zu stellen.

... Informationsfluß ...

Verantwortung und kompetentes Handeln im Kollektiv braucht Informationsfluß. In hierarchisch organisierten Betrieben geht der Infor-

mationsfluß von oben nach unten. Außerdem wird er nach unten immer dünner. Informationsgefälle sichert Hierarchie.

Umgekehrt kommt es im Kollektiv darauf an, Strukturen zu schaffen, die allseitige Information ermöglichen.

Zettelkasten, durchdachte Ablagesysteme, regelmäßige gemeinsame Teepausen... das alles kann Informationsflüsse, die kollektives Arbeiten überhaupt erst möglich machen, befördern. Sie sorgen dafür, daß verantwortliches und kompetentes Handeln nach innen und außen ermöglicht wird.

... Anerkennung

Meiner Wahrnehmung nach wird in Kaufungen zu wenig gelobt. Die Anerkennung, die ausgesprochen oder anders gezeigt wird, steht in krassem Mißverhältnis zu dem, was alles getan wird. Das Engagement aller wird viel zu selbstverständlich vorausgesetzt. Das ist es nicht, und das sollte sich in Lob, Anerkennung und Freude ausdrücken.

Je größer eine Gruppe ist, desto größer ist anscheinend die Gefahr, daß 30 Leute, die das Streichen von fünf Außentüren gut finden, nichts sagen, statt dessen aber die zwei, die die Türen lieber rot bzw. grün statt weiß gestrichen sähen, mit ihrer Kritik nicht hinter dem Berg halten, auch wenn sie damit das Streichen ausdrücklich nicht verhindern wollen. Sowas kann die Schaffensfreude dämpfen und der Lust, die Initiative und damit Verantwortung zu ergreifen, die Luft nehmen.

Gerade in selbstbestimmten Arbeitszusammenhängen ergibt sich die Zufriedenheit bei der Arbeit nicht aus der Höhe des Gehaltes, sondern aus der Sinnhaftigkeit des Produktes oder Angebotes, aus den Arbeitsbedingungen (Arbeitsplatzgestaltung, flexible Arbeitszeitgestaltung ...) und aus dem Arbeitsklima. Für alles, insbesondere aber auch für das Arbeitsklima sind alle (mit)verantwortlich. Eine Möglichkeit, diese Verantwortung wahrzunehmen ist es, seine Freude über das Tun anderer auszudrücken.

„Rund und gut statt quadratisch und schlecht" *Sinnvolle Produkte und Dienstleistungen*

In der Kommune Niederkaufungen werden die Ansprüche an Produkte und an die Produktionsweise in zwei Grundsätzen formuliert:

Es sollen in den Betrieben der Kommune sozial und ökologisch verträgliche Produkte und Dienstleistungen hergestellt bzw. angeboten werden, und außerdem soll in den Betrieben kollektiv gearbeitet werden.

Die Umsetzung dieser Konzeption hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung der herrschenden Wirtschaftsweise:

In der Kommune bildet sich der gesellschaftliche Umgang mit der Befriedigung von Grundbedürfnissen ab. Am deutlichsten zeigt sich das bei der Nahrungsmittelproduktion.

In unserem Wirtschaftssystem ist die Lebensmittelproduktion wie jede andere profitorientiert, d.h. es kommt darauf an, die Produktion immer gewinnträchtiger zu gestalten. Das geschieht z.B. durch Rationalisierung (etwa durch Maschineneinsatz im Ackerbau) oder durch Optimierung des Einsatzes von Produktionsmitteln. Dahinter verbirgt sich u.a. – Schweine, Rinder etc. werden nur noch als Fleischproduzenten gesehen – die computergesteuerte Nahrungszufuhr orientiert an der optimalen Umsetzung von zugeführter Nahrung in Fleisch. Der Preis für diese profitable Massenproduktion ist die Anwendung von Antibiotika, Pestiziden etc. zur Abwehr aller Arten von Bedrohung der Massenproduktion.



Foto: E. Poschmann

Das Ergebnis ist bekannt: billige, aber vergiftete Lebensmittel, verdichtete Böden, verseuchtes Grundwasser,...

Ökologisch verträgliche Produktion von Nahrungsmitteln, so wie sie in Kaufungen u.a. praktiziert wird, ist wesentlich aufwendiger, in der Sprache des Marktes ausgedrückt: unrentabler.

Die Auswirkungen auf die Arbeitsbereichsmitglieder: ein kaum aufzulösendes Dilemma. Die ökologisch verträgliche Produktion kann nicht zu sozial verträglichen Preisen auf dem Markt angeboten werden. Bei den ArbeiterInnen in der Landwirtschaft führte das zum Unmut darüber, daß vor allem LehrerInnen, Architekten/innen etc. sich die ökologische Nahrung leisten konnten. Umgekehrt rüttelt eine Verbilligung der Waren am eigenen Selbstwertgefühl. Am Jahresende ist der Verdienst des Arbeitsbereiches noch geringer.

Das Konzept, in allen Bereichen menschlicher Grundbedürfnisse tätig zu sein, führt dazu, die Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise am eigenen Leib zu spüren:

Positiv in Form der gesunden, schmackhaften, selbst erzeugten Lebensmittel, weniger giftige Baustoffe ... Negativ in der geringen Bewertung der eigenen Arbeit , soweit sie sich in Marktpreisen ausdrückt.

Die sinnliche Wahrnehmung der kapitalistischen Produktionsweise hat Auswirkungen auf die Umsetzung der dargestellten Konzeption. Am Landwirtschaftsbeispiel wird das Grunddilemma deutlich, das bei der Umsetzung der formulierten Ansprüche nicht aufzuheben ist:

Eine ökologische Produktionsweise ist in unserem Wirtschaftssystem nicht sozial verträglich mit Hilfe von Geld zu tauschen, sie läuft kapitalistischen Prinzipien zuwider.

Umgekehrt können Produkte, die zu sozial verträglichen Preisen angeboten werden, in der Regel nicht ökologisch produziert worden sein.

In der Praxis der Kommunebetriebe haben sich verschiedene Umgangsformen mit diesem Dilemma ergeben:

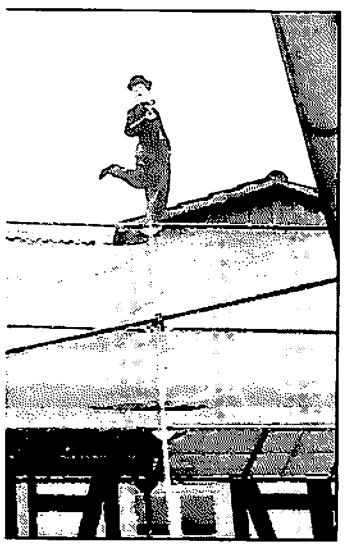


Foto: E. Poschmann

* Die Baufirma machte als ersten Auftrag mit Billigung der Kommune die Sanierung eines Mietshauses und schuf damit die Grundlage zur Umwandlung des Mietwohnraumes in Eigentumswohnungen. Eine ganz und gar nicht sozial verträgliche Tätigkeit. Darüberhinaus konnten bei der Sanierung noch nicht einmal ökologische Mindeststandards dem Bauherren gegenüber durchgesetzt werden.

Auch der ökologisch sinnvolle Einbau von Regenwassersammelanlagen, auf den sich die Baufirma spezialisiert hatte, konnte zunächst ausschließlich in Einfamilienhäusern vorgenommen werden. Über Kontakte u.a. zu Architekten und durch die nachgewiesene Kompetenz gelang es in Einzelfällen, auch Wohnungsbaugenossenschaften vom Einbau dieser Anlagen in Mietwohnungen zu überzeugen.

* In der Schreinerei wird versucht, höhere Preise von gutsituierten Kunden/innen zu bekommen, um damit Preisnachlässe bei weniger gut gestellten Kunden/innen geben zu können. Diese Vorgehensweise hat, wie man sich vorstellen kann, ihre Grenzen durch Vergleichsangebote anderer Schreinereien.

Wichtiger scheint mir der Versuch der Einflußnahme auf die Konsumgewohnheiten der Kundschaft zu sein. Die Schreinerei versucht deutlich zu machen, daß der Kauf von Vollholzmöbeln zwar in der Anschaffung teurer ist als z.B. Elch-Produkte. Wenn ein Kunde sich aber davon löst, sich 4 – 6 mal im Leben neue Möbel zu kaufen, um statt dessen die nach eigenen Vorstellungen gefertigten Möbelstücke ein Leben lang zu nutzen, dann ist der Kauf dieser Gebrauchsgegenstände nicht nur ökologisch sinnvoller – es werden weniger Rohstoffe verbraucht – sondern auch preiswerter.

* In der Kindertagesstätte wird ein dem Sozialverträglichkeits-Anspruch verpflichtetes integratives Konzept mit behinderten und nicht behinderten Kindern durch staatliche Zuschüsse teilfinanziert.

Hier ist ein Problem angesprochen, das stärkere Emotionen hervorrufen kann: Staatsknete. Ist staatliches Geld grundsätzlich schmutzig, weil es vom Staat kommt?

Ich habe dazu eine pragmatische Haltung: Ich habe keine Skrupel, zur Aufbaufinanzierung Arbeitslosengeld oder -hilfe zu beziehen oder aus dem gleichen Grund ABM-Stellen einzurichten. Ich sehe, daß Projekte wie unsere auf diese Art Anschubfinanzierung in der Regel angewiesen sind, weil sie an andere Förderungstöpfe nicht herankommen. Ich sehe das als Ausgleich für dieses Faktum. Gefährlich ist es meiner Meinung nach, diese Finanzierung laufend mit einzuplanen. Dazu ist sie zu unverläßlich und schafft unnötige Abhängigkeiten vom Staat. Er kann auch mit der Streichung von Subventionen drohen, um Wohlverhalten zu erzwingen, oder einfach durch Streichung das ganze Projekt gefährden.

Für mich war es wichtig zu merken, daß der Anteil staatlicher Gelder am Gesamteinkommen ständig fällt von anfangs 100% auf zuletzt ca. 20%. Nur so ist zu vermeiden, daß die Gruppe auf die Gelder angewiesen ist.

Etwas anderes sind für mich die staatlichen Zuschüsse zur Kindertagesstätte. Hier nimmt der Staat seine Fürsorgepflicht wahr. Er nimmt eine Umverteilung von Lasten vor, indem er Zuschüsse für Kindertagesstättenplätze zahlt, damit der Besuch von Eltern überhaupt bezahlt werden kann. Für mich ist es ein Anliegen, hier die Staatszuschüsse zu bekommen. Sie sind für mich Ausdruck einer Gleichbehandlung, die Gemeinschaftsprojekten und deren Arbeit gegenüber alles andere als selbstverständlich ist. In Kaufungen wurde um diese Gleichbehandlung jahrelang gerungen, bis sie schließlich 1994 erreicht wurde.

Die Beispiele zeigen, wie schwer es ist, „Grundbedürfnisse in ökonomisch/ökologisch sinnvoller Weise zu befriedigen." (s.o.) Es muß bei jedem Produkt, jeder Dienstleistung überlegt werden, wie der persönliche und gesellschaftliche Nutzen vermittelt werden kann.

Die Beispiele deuten an, daß grundsätzlich sinnvolle Produkte und Dienstleistungen herzustellen bzw. anzubieten sind und daß sie eine Chance haben, sich gegen andere durchzusetzen.

„Menschen statt Moneten"
Qualitatives Wachstum

In der Form solidarischen Wirtschaftens, wie sie in der Kommune Niederkaufungen praktiziert wird, ist der Zwang zum quantitativen Wachstum, so wie er für die kapitalistische Produktionsweise typisch

ist, weniger ausgeprägt. Das läßt sich aus Freiräumen erklären, die sich die Kommune durch ihre Wirtschaftsweise selbst geschaffen hat.

Das gemeinsame Wirtschaften ermöglicht in einer großen Gruppe eine günstige Versorgung: Nicht selbst produzierte Lebensmittel werden im Großhandel gekauft; die optimale Nutzung der Autos führt dazu, daß das Verhältnis Autonutzer : Autos wesentlich günstiger ist (z.Zt. 7:1) als im Durchschnitt der BRD (2,5:1); der Abtrag für Kauf und Erhalt der Gebäude ist äußerst gering (ca. 250,- DM pro Erwachsener) im Vergleich zu heute üblichen Mieten etc.

Wer will meine geschenkten neuen Birkenstöcker haben? Größe 43?
Ich vielleicht, R.
Ich auch, G.
Ich auch, U.
Ich auch, Sv.
Nein, ich! Ro.
Sie sind mir zwar zu groß, aber wenn die Nachfrage so groß ist, will ich sie auch. P.

Niederkaufunger Mitteilungsrolle

Nicht zuletzt führt eine effektive Organisation der sogenannten reproduktiven Tätigkeiten dazu, daß Arbeitskräfte nicht unnötig und ungewollt an Kinder und Herd gebunden werden. Das tägliche Essen für über 50 Personen wird von drei Menschen gekocht, die Kinder bis 6 Jahre gehen bis 14 Uhr in die eigene Kindertagesstätte. In beiden Bereichen arbeiten Menschen, die diese Tätigkeit zu ihrer Arbeit gemacht haben.

Dies alles sorgt im Zusammenspiel dafür, daß ökonomischer Zwang, die Produktion auszuweiten, nicht so wirksam ist, wie in weniger gemeinschaftlich wirtschaftenden Einheiten, auch wenn die Notwendigkeit besteht, das Auskommen für alle zu erwirtschaften. Ein Wachstumsproblem – allerdings kein profitorientiertes – besteht in der Notwendigkeit, neue Leute in bestehende Arbeitsbereiche zu integrieren. Die Erfahrung hat gezeigt, daß schnelles Wachstum hierbei bedrohlich ist, weil es schnell zu menschlichen Überforderungen kommt. Die Erweiterung eines Arbeitsbereiches richtet sich in der Regel nach den menschlichen Notwendigkeiten. Daraus folgt, daß die Produktion daran orientiert wird, was mit den vorhandenen Arbeitskräften und den vorhandenen Kenntnissen leistbar ist, und nicht nach der steigenden Nachfrage am Markt, durch deren Befriedigung herkömmliche Betriebe zusätzliche Profite erwirtschaften.

Es ist dann nur konsequent, Lohnarbeitsverhältnisse mit Nichtkommunarden/innen, etwa zur Abwicklung größerer Aufträge, aus den genannten grundsätzlichen Erwägungen abzulehnen. Es wäre paradox innerhalb der Kommune mit der Aufhebung entfremdender Arbeit zu experimentieren, diese aber von anderen einzukaufen. Zu befürchten ist ein Interessengegensatz zwischen Kommunarden/innen und LohnempfängerInnen, denen es verständlicherweise in erster Linie um den Lohn geht und weniger um die Produktionsweise.

Zusammenfassung

Die Beispiele zeigen die Möglichkeiten des Versuchs nicht kapitalistischen Wirtschaftens in der Produktion: Unter günstigen Voraussetzungen, die durch gemeinsame Ökonomie selbst geschaffen werden können und müssen, lassen sich Erfahrungen nicht kapitalistischen Produzierens machen:

Die Produktionsweise läßt sich ändern: Die Arbeit kann mit weniger Hierarchie organisiert werden. Die Entscheidung über die Arbeitszeit und die Arbeitsintensität, aber auch über die Qualifizierung der Arbeitenden kann in größerem Maße selbst bestimmt werden als es in vergleichbaren Betrieben der Fall ist. Damit kann erreicht werden, daß die Erfahrung von weniger entfremdeter Arbeit gemacht wird. Arbeit wird dadurch mehr zum Baustein einer sinnvollen menschlichen Existenz und weniger Mittel zum Zweck: Geld zu verdienen zum Lebensunterhalt.

Dennoch sind die Kommunebetriebe Teil des kapitalistischen Umfeldes, in dem sie arbeiten. Das sorgt dafür, daß die Entfremdung bei der Arbeit nicht grundsätzlich aufgehoben ist. Vielmehr wird in der Arbeitspraxis erfahrbar, was es heißen mag, nicht entfremdet zu arbeiten. Diese Feststellung trifft auch auf die Produktionsweise zu. Die Arbeit im Kollektiv schafft einen Rahmen, der es jeder Person ermöglicht, seine Interessen daran, was wie für wen produziert wird einzubringen. Daß das im Alltag nicht so einfach ist, kann an dieser Stelle nur nochmal wieder betont werden.

Eine Folge der beschriebenen Herangehensweise an Arbeit ist die Aufweichung der üblicherweise exakt bestimmbaren Grenze zwischen Arbeit und Freizeit. In herkömmlichen Arbeitsverhältnissen – sieht man von den aufs Ganze bezogen sehr wenigen verantwortlichen Tätigkeiten ab – wird die Unzufriedenheit mit der Arbeit u.a. dadurch kompensiert, daß sie nur als unumgänglicher Zeitraum zwischen Feierabenden, Wochenenden und Urlauben angesehen wird. Sie hat keinen Wert an sich.

In selbstbestimmteren Arbeitsprozessen ist das anders. Es soll hier nicht behauptet werden, daß selbstbestimmte Arbeit nicht mehr anstrengend, aufreibend und auch frustrierend sein kann. Nur: ich bin in sie einbezogen, bin mitverantwortlich. Heraus kommt in der Regel ein anderes Arbeiten, was häufig den Beteiligten kaum noch auffällt. Außenstehenden aber mitunter um so deutlicher.

Als Aushilfe in der Baufirma – der Arbeitsort war ein Mietshaus– bekam ich das mit. Ein Mieter erzählte: „Ich beobachte Euch schon ein paar Tage. Bei Euch läuft das anders als bei den Handwerkern, die ich bisher kennengelernt habe. Dort wird nur richtig gearbeitet, wenn je-

mand Druck macht. Bei euch weiß anscheinend jeder, was zu tun ist und macht es."

Wenn Arbeit einen Wert an sich hat, verliert die Freizeit ihren Entschädigungscharakter. Auch sie hat – im Idealfall – ihren Wert in sich, durch das, was ich tue. Wenn die Arbeit monoton ist, muß die Freizeit mit immer neuen Reizen ausgefüllt sein.

Ist die Arbeit befriedigender, dann hat die arbeitsfreie Zeit die Funktion, die Teile meiner Interessen ausleben zu können, die in der Arbeit nicht angesprochen werden. Im Resultat mögen dabei teilweise ähnliche Tätigkeiten herauskommen wie bei Leuten aus herkömmlichen Betrieben. Der Unterschied besteht in der Motivation: Einmal ist das Motiv Kompensation und Regeneration, das andere Mal Komplettierung der Entfaltungsmöglichkeiten.

Der größte Unterschied zwischen herkömmlicher und gemeinschaftlicher Wirtschaftsweise in der Produktion liegt – wie deutlich geworden ist – in der Arbeitsweise. Dennoch soll nicht vergessen werden: Es lassen sich Produkte herstellen, die sinnvoll sind und für die keine Bedürfnisse durch Werbung herbeigeredet werden müssen. Produkte, die zudem ökologischen Notwendigkeiten wie geringem Rohstoffverbrauch und geringere Schädlichkeit entsprechen. Leider führt diese Qualität im Kapitalismus nicht automatisch zum Kauf und Gebrauch dieser Produkte. Oft fehlt es an Verkaufswegen, damit sich solche Produkte gegenüber schlechteren durchsetzen können. Allerdings gibt es auch die positiven Beispiele der beiden gemeinschaftlich wirtschaftenden Schäfereibetriebe „Finkhof" und „Reinighof", die inzwischen über Versandhandel einen Großteil ihrer, aber auch anderer, Produkte direkt an den/die KäuferIn bringen.

Ausblick: Gemeinschaflich wirtschaften – weltweit

Ich habe versucht, die Idee gemeinschaflichen Wirtschaftens und die Erfahrungen, die damit gemacht wurden, als Gegenentwurf zur kapitalistischen Wirtschaftsweise vorzustellen und nahezubringen.

Die Frage ist, welchen Einfluß diese Form des Wirtschaftens auf die kapitalistische haben kann.

Der wichtigste Einfluß, den die verschiedenen praktischen Umsetzungsversuche gemeinschaftlichen Wirtschaftens haben, ist meiner Meinung nach das Beispiel, das sie geben. So wird etwa gezeigt, daß eine Grundweisheit kapitalistischen Wirtschaftens: produktive Arbeit braucht hierarchische Strukturen" kein „Naturgesetz" ist.

Neuerdings spricht man in der Managementschulung gerne von „abgeflachten Hierarchien". Ziel dieser Neustrukturierung ist allerdings nicht die Abschaffung der Hierarchie, sondern die Effektivierung der Arbeit, die Erhöhung der Produktivität. Meiner Meinung

nach ein Hinweis darauf, daß der hemmende Einfluß von hierarchischen Strukturen in Wirtschaftskreisen durchaus bekannt ist. Nur kann er nicht aufgelöst werden, ohne damit auch andere Merkmale des Kapitalismus wie Ausbeutung von Arbeitskraft, Profit, Wachstum etc. in Frage zu stellen.

Praktizierte Formen gemeinschaftlichen Wirtschaftens sind da ein kleiner Stachel im zur Zeit allerdings scheinbar dicken Fell des Kapitalismus.

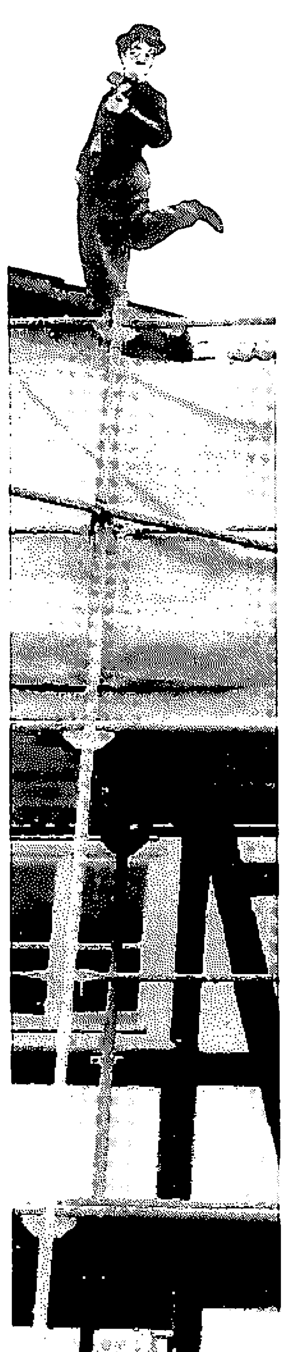
Nicht unerheblich ist es auch, daß Versuche gemeinschaftlichen Wirtschaftens ein Übungsfeld darstellen. In einer Gesellschaft, in der Individualität immer mehr propagiert wird, was Vereinzelung nach sich zieht, ist das eine weitere Funktion. Die Fähigkeit, sich solidarisch verhalten zu können, wird immer weniger ausgebildet. Sie geht immer mehr verloren und muß neu eingeübt werden. Wo kann das besser passieren als im praktischen Versuch?

Eher offensichtlich sind die Grenzen der beschriebenen Formen gemeinschaftlichen Wirtschaftens. Bisher wurde vor allem in nationalem Rahmen der Versuch unternommen, das kapitalistische System in seiner Struktur umzuwälzen. Das war z.B. 1973 in Chile oder 1979ff in Nicaragua der Fall. Fast überall dort, wo dieser Versuch bisher gemacht wurde, hat sich das kapitalistische System mit Gewalt an der Macht gehalten

Mir scheint es offenkundig, daß die thematisierte gemeinschaftliche Wirtschaftsweise hier erheblich weniger Einfluß hat als in den erwähnten Ländern. Von daher sind meiner Meinung nach solidarische Wirtschaftsweisen in kleinen Einheiten auch bei größerer Verbreitung nicht in der Lage, eine grundlegende Änderung des herrschenden Wirtschaftssytems herbeizuführen.

Es ist sicher kein Zufall, daß die Versuche der Systemveränderung fast ausschließlich in Afrika, Asien oder Lateinamerika, also im Trikont, gemacht wurden. Dort sind die katastrophalen Auswirkungen kapitalistischen Wirtschaftens tagtäglich am wachsenden Elend unausweichlich festzustellen.

Der Text ist demgegenüber vor dem Hintergrund einer hochindustrialisierten Gesellschaft entstanden. Das ist der unumgängliche Ausgangspunkt. Der Autor lebt hier ebenso wie die LeserInnen. Der Ausgangspunkt ist der eines Weißen, dessen Wahrnehmung durch seine privilegierten Lebensumstände geprägt sind. Am Anfang wurde darauf hingewiesen, daß in der entwicklungstheoretischen Diskussion schon lange nicht mehr davon ausgegangen wird, die sogenannten Entwicklungsländer an das Lebensstandardniveau der Industrieländer heranzuführen. Es geht darum, welcher Lebensstandard ist weltweit erreichbar, ohne die Rohstoffe der Welt zu erschöpfen und die Welt anderweitig zu ruinieren.



Mir ist deutlich geworden, daß ich in Kaufungen in diesem Punkt zu selbstgefällig war. Mich hat das, was wir dort geschafft haben, beruhigt. Schließlich waren wir ökologisch und vom Lebensentwurf her konsequenter, so schien es, als andere. Es ist richtig, daß dort weniger Rohstoffe, weniger Energie, weniger Gift pro Kopf verbraucht wird als anderswo. Unser Lebensstandard hat sich aber nicht verändert. Die Einsparungen waren Ergebnisse des solidarischen Wirtschaftens, das eben auch effektiver ist. Die Frage ist für mich immer mehr: Wie kann der Gegensatz zwischen gemeinschaftlichem Anspruch im Kleinen und der privilegierten Situation, in der wir aufs Ganze bezogen leben, aufgelöst werden.

Das Kriterium zur Beurteilung solidarischen Wirtschaftens, das für mich vor diesem Hintergrund immer wichtiger wird, ist die Antwort auf die Frage:

Ist meine Wirtschaftsweise als Weltmaßstab geeignet? Von der Bejahung dieser Frage sind nach meiner Kenntnis alle Projekte in der BRD weit entfernt.

Mich hat es beeindruckt wie unspektakulär Henning über den Lebensstandard in seiner Gemeinschaft schreibt:

„Unser durchschnittliches Finanzlevel dürfte sich so ungefähr auf der Höhe des Weltdurchschnitteinkommens bewegen (ich glaube das sind derzeit 160,- DM). Damit kann man hier ganz gut auskommen. Vielleicht kommt das Gefühl von Wohlstand und Luxus, das wir oft empfinden, nur daher, daß es letztes Jahr alles noch viel primitiver war – subjektiv haben wir wohl alle hier das Gefühl gut zu leben."

„160,- DM pro Person und Monat" – da kam bei mir erstmal Panik auf! So kann ich nicht leben! Und übertragbar auf eine Gemeinschaft in der BRD ist es schon lange nicht, geschweige denn auf die bundesrepublikanische Gesellschaft...!

Innere Kämpfe, um die Konsequenzen abzuwehren, die sich aus der Anwendung des Maßstabes „durchschnittlicher Weltlebensstandard" auf „gemeinschaftliches Wirtschaften" ergeben.

Nun kann an dieser Stelle natürlich wieder darauf verwiesen werden: „Die Gemeinschaften haben nicht die Macht, den Kapitalismus..." Das ist mir zu einfach.

Ich glaube, daß „Gemeinschaftlich wirtschaften – weltweit" zunächst einmal in der eigenen Gemeinschaft als von allen angestrebtes Ziel verankert werden kann. Daraus werden sich , wenn es passiert und ernsthaft verfolgt wird – davon bin ich überzeugt – Handlungsmöglichkeiten ergeben, diesem Ziel näher zu kommen:

Sei es, daß man beschließt, den Lebensstandard in kleinen Schritten zu senken.

Sei es, daß man als Gemeinschaft mit Gemeinschaften im Trikont kooperiert (wie es die Finkhofgenossenschaft mit Gruppen in Nicaragua macht).

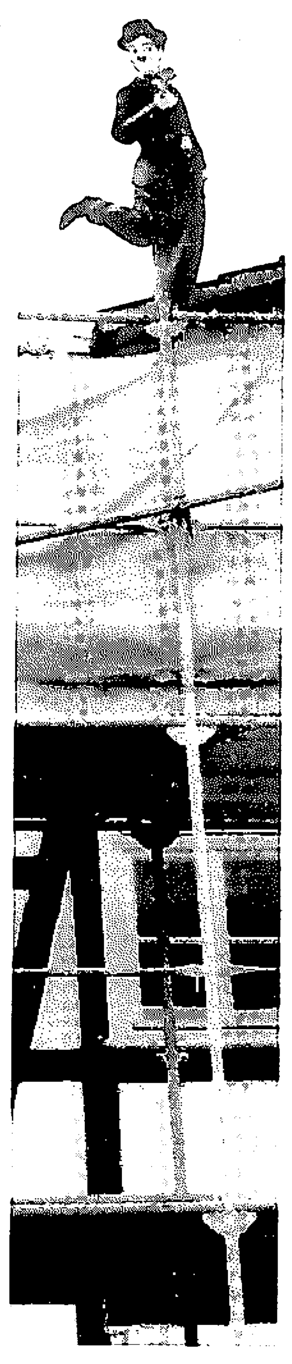
Sei es, daß man Transferzahlungen organisiert, z.B. die Überschüsse aus der Lebensstandardsenkung oder die Weitergabe von Erbschaften in den Trikont (was in Kaufungen von einzelnen diskutiert wurde).

Sei es, daß als erster Schritt ein Teil des Einkommens – in Kaufungen z.Zt. 2000,- DM monatlich – für Unterstützung von Projekten im Trikont regelmäßig abzweigt. Sei es, ...

Für mich ist es wichtig, feststellen zu können, daß – wenn auch in kleinen Schritten – mein Lebensstandard weltmaßstabstauglich wird.

Zugegeben: Das alles wird den Kapitalismus nicht in eine schwere Krise stürzen. Vielleicht kommt diese aber schneller als man/frau sich das jetzt vorstellen kann: Wer hätte 1967 gedacht, daß der Schah so schnell (1978) von seinem high-tech-Westwaffen-bewachten Pfauenthron vertrieben wird? Auch die Beseitigung der Somoza-Diktatur kann ein Beispiel dafür sein, wie schnell sich Dinge wenden können. Von dem Zusammenbruch des „realen" (verbalen) Sozialismus ganz zu schweigen ...

Ist es da nicht gut, auf Fähigkeiten zurückgreifen zu können, die schon im alten System erlernt worden sind? So war es nach meiner Kenntnis in



Nicaragua: Nach dem Sturz der Somozadiktatur beteiligte sich Ernesto Cardenal, Mitbegründer einer Lebensgemeinschaft in Solentiename, einer Insel im Nicaraguasee, am Aufbau einer neuen Gesellschaft. Der Versuch war aus hier nicht zu erörternden Gründen nicht erfolgreich. Dennoch kann die Vision, die Ernesto Cardenal noch zu Zeiten der Somozadespotie von einem Land hatte, „in dem die Ausbeutung abgeschafft ist", Orientierungspunkt sein in unserem Bemühen solidarischen, antikapitalistischen Wirtschaftens fortzufahren.

„Die Vision" von Ernesto Cardenal soll deshalb – als Ausschnitt – am Ende dieses Beitrages stehen:

Jeder gebe nach seinen Fähigkeiten
Jeder empfange nach seinen Bedürfnissen
Ein System, das alle Bedürfnisse stillt
Und die Bedürfnisse
Bestimmen die Produktion
Die Kleidung wird nicht
Hergestellt, um Geld zu verdienen
sondern ist bestimmt
die Menschen zu kleiden

Eva Mühlbauer-Braun

GOPPINGER GESCHICHTEN

Arbeitsteilung und Arbeitsbewertung

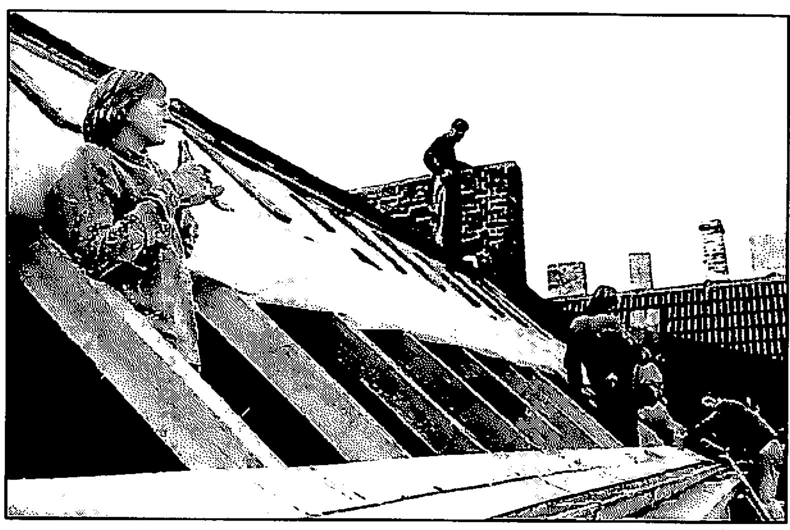


Foto: W. Sünderhauf

Da die Arbeitsteilung Ursache für so große Übel in der Welt ist, wollen wir sie, soweit es irgend geht, aufheben. Jede/r solle grundsätzlich alle Arten von Arbeiten tun. Wir wollen die Lieblosigkeit gegenüber den von Unbekannt hergestellten Dingen, das herzlose Konsumieren, die "Entfremdung durch den Markt" nicht mitmachen. Einmal, indem wir so viel wie möglich selber herstellen, und zum Zweiten, indem wir die notwendigen Arbeiten alle abwechselnd reihum oder gemeinsam tun.

Auch andere Gemeinschaften haben selbstverständlich über diesen Punkt nachgedacht. Die Utopiaggia-Leute in Umbrien kamen zu dem Ergebnis, daß nicht die Arbeitsteilung die sozialen Unterschiede hervorbringt, sondern die unterschiedliche Bewertung der Arbeit. Diese sollte aufgehoben werden, nicht die Arbeitsteilung. Die "Umbrier" lassen es zu, daß jede/r seinen oder ihren eigenen Arbeitsbereich für sich herausfindet, das was ihm/ihr am besten von der Hand geht und am meisten Spaß macht, und sich dann auch ausschließlich um diesen Bereich kümmert. Es macht dann nichts, wenn eine/r ausschließlich Kühe und/oder Schafe versorgt, nur Käse macht oder nur den

Wald oder Garten betreut, während andere sich ausschließlich mit Papers und Publicity befassen. Die einzige Arbeit, bei der sie sich abwechseln, ist die Küchenarbeit.

In der Kommune Lutter werden ebenfalls die Werkstätten durchgehend von Fachleuten und eingearbeiteten Leuten betreut. Der Küchentag geht reihum.

Auch uns ist klar, daß die Bewertung der Arbeit der allergische Punkt ist, nur läßt sich die verinnerlichte Bewertung, aller Erfahrung nach, nicht einfach per Beschluß abschaffen. Sie ist vorhanden, auch bei klugen Leuten. Ich denke an eine inzwischen aufgelöste Gemeinschaft in der Nähe von Nürnberg: dort waren die Männer, die Montagearbeiten außerhalb der Gemeinschaft für guten Stundenlohn übernahmen, plötzlich die Arbeiter, deren Arbeit zählte. Die Arbeit der Frauen im Garten, aus dem alle aßen, wurde quasi als deren Hobby betrachtet, das sie am besten nach Feierabend und ohne großes Aufheben tun sollten.

In Niederkaufungen soll die Gemüseanbau-Gruppe eine Zeitlang verbissen versucht haben, so wie die anderen Arbeitsgruppen, z.B. Bau-Team und Schreinerei, ihre tausend Mark pro Mensch und Monat zu erwirtschaften. Es ging nicht. Biologischer Gemüseanbau ist nun mal weniger "produktiv", und die Gruppe produzierte auch nur teilweise für den Verkauf. Es sei denn, sie hätten die besten Salate und Gemüse verkauft, anstatt sie in der eigenen Küche abzuliefern.

Wir haben an der grundsätzlichen Aufhebung der Arbeitsteilung festgehalten trotz und wegen alledem. Bewertungsgrundlage ist die Zeit. Eine Stunde Arbeit ist gleich eine Stunde Leben. D.h. eine Stunde gleich welcher Arbeit ist gleich einer Stunde Arbeit. Inhaltlich hat das seine Grenze am jeweiligen Stand und Gebrauch von Technik auf der Mühle. Insofern wir antiquiert arbeiten und unser Kartoffelfeld mit der Hand hacken, häufeln und ernten, arbeiten selbstverständlich alle mit, um ein Grundnahrungsmittel gemeinsam zu gewinnen. Sobald es um spezialisiertere Arbeiten geht, müssen einige passen: ich bei Holztechnik, bei Metalltechnik und bei Elektrotechnik, andere wieder bei Text-Erstellung und Gartenarbeit. Trotzdem brachte mich der Anspruch "keine Arbeitsteilung" in meiner Entwicklung weiter. Es gab keinen Bonus dafür, irgendetwas nicht zu machen. So versuchte ich, einiges zu tun, das ich zuvor noch nie gemacht, sondern dem "männlichen" Bereich Technik zugeordnet hatte. Auch wenn der erste selbständige Ölwechsel schiefging und ich mich zunächst weit zurückgeworfen fühlte, irgendwann probierte ich es von neuem, diesmal mit mehr Erfolg. Auch wenn ich x-mal jemanden darum bat, für mich mit der ehemaligen starkstrombetriebenen Kaffeemaschine Mehl zu mahlen, irgendwann wurde es mir lästig, und ich versuchte es selber. Als die Maschine wieder einmal verstopft war, schaute ich beim

Auseinandernehmen und Reinigen zu, verlor meine Scheu, und in Zukunft werde ich mich möglicherweise selber daran wagen. Indem ich oft genug "stand by" mache, verliere ich die Angst; es sieht ja machbar aus. Schließlich traue ich mich, etwas selbst zu probieren. So gehe ich inzwischen höchst selbstverständlich mit der großen Kreissäge und mit der großen und kleinen "Flex" um. Betonieren und fast alle anderen Bauarbeiten einschließlich Vor- und Nachbereitung sind mir geläufig. Die Handkreissäge ist mir weniger vertraut; ich benutze sie zu selten und deshalb immer noch schlotternd vor Angst. Aber ich habe die Angst schon einige Male überwunden.



Foto: G. Breidenstein

Die jüngeren Frauen haben ein unbefangeneres Verhältnis zur Technik als ich. Sie probieren angstfrei Dinge aus, schrauben Teile ab, drücken Knöpfe. Eine von ihnen lernte ziemlich rasch das Verlegen von Elektroleitungen. Zwei andere lernten Schutzgas-Schweißen. Mit Elektrizität wußten sie ohnehin Bescheid.

Ihr werdet sagen: "Die Arbeitsteilung ist damit aber nicht aufgehoben. Die Technik bleibt an anderen, meistens männlichen Menschen hängen, auch wenn du zwischendurch zitternd die Handkreissäge in Bewegung setzt oder widerstrebend Öl oder Zündkerzen wechselst." Ja, richtig, so ist es. Jeanette meinte einmal, daß Männer in Gemeinschaften es heutzutage schwer haben. Sie haben ihre Privilegien verloren. Sie müssen die Hälfte der Hausarbeit machen, weil Gemeinschafts-Frauen sich nicht mehr allein dafür zuständig fühlen. Sie müssen aber auch nach wie vor die Autos richten und das meiste an Handwerk tun, weil wir es noch nicht können. Die moderne Form der Doppelbelastung? Da ist etwas dran, aber ganz stimmt es sicherlich nicht. Es gibt schon noch Rückfälle in die alte männlich-weibliche Rollenteilung oder Bewertung. Die Frauen drehen auch nicht Däumchen, während die Männer unterm Auto liegen.

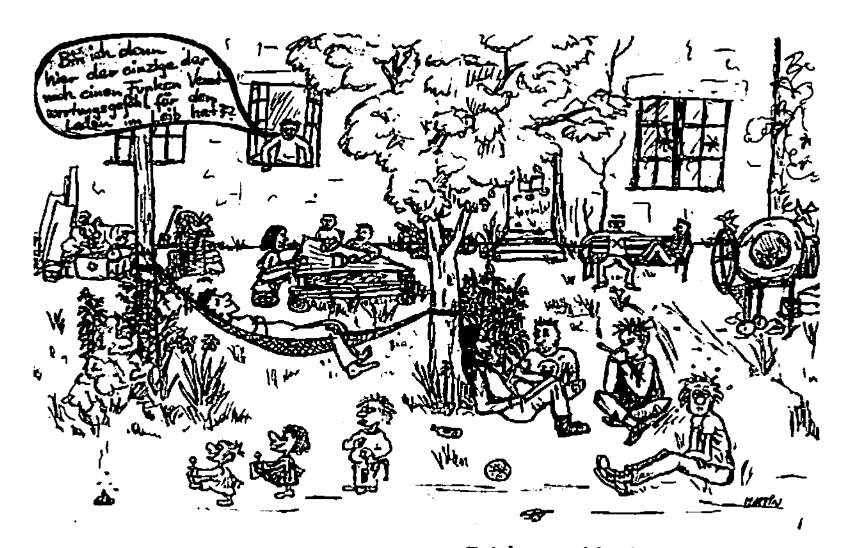
Auch auf der Mühle hat es Fortschritte gegeben. Die traditionell als "weiblich" bezeichneten Arbeiten wie Kochen, Saubermachen, Wäschewaschen, manchmal Gartenarbeiten wurden bei uns im gleichen Umfang von den Männern übernommen, manchmal erst nach einigem Zureden. Als Markus sah, wie groß die Anerkennung für Koch oder Köchin ist, probierte er es schließlich doch mit Kartoffeln und Kräuterquark. Auch Go versuchte sich im Salatmachen und -würzen. Wie für mich Handwerk und Technik, so empfanden die meisten Männer die Küche als Erweiterung ihrer Arbeitspalette, letztlich ihres Lebens.

Aber gelöst haben wir das Problem der Arbeitsteilung auf der Mühle noch nicht. Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen könnte in der Generation meiner Tochter aufgehoben werden, vielleicht. Aber da gibt es ja noch die zwischen "White Collar" und "Blaumann", wobei in der Gesamtgesellschaft "White Collar" sicherlich nach wie vor mehr Geld und Ansehen hat. Bei uns hat Blaumann tendenziell mehr Ansehen.

Den größten Gewinn an unserem Ziel "Aufhebung der Arbeitsteilung" sehe ich in der Bereicherung der Einzelnen und im Mitmenschlichen. Nur wer betoniert hat, kann ermessen, was es heißt, zu betonieren. Wer gebaut hat, sieht auf einen Blick, wieviel Arbeit in einem Bauwerk drinsteckt. Wer Zündkerzen erneuert oder Waschbecken abgeschmirgelt hat, weiß um die unendliche Geduld, die diese Arbeit erfordert. Wer selber mitgemischt hat, kann mitreden und verstehen.

GELITTENES LEITEN

Ein Briefwechsel über Leitung in Kommunen von Gerhard Breidenstein und Uwe Kurzbein



Zeichnung: Martin, Lutter-Kommune

Beringhof, 12.4.1994

Lieber Uwe,

wahrscheinlich überrascht es Dich, daß ich Dir einen Brief schreibe, obwohl wir uns gerade erst vor ein paar Tagen bei der Redaktionssitzung zum Gemeinschaftsbuch getroffen und gesprochen haben. Aber erinnerst Du Dich, daß ich in einer der Sitzungen Andeutungen machte, ich wolle vielleicht mal etwas zum Thema „Leitung in einer Gemeinschaft" schreiben? Ich drückte mich sehr vorsichtig aus, da es sich ja in unseren alternativ-basisdemokratischen Gemeinschaftsprojekten um ein Tabu-Thema handelt. Aber ich sah in Deinen Augen so ein Aufleuchten und hatte das Gefühl, daß Dich das Thema „brennend" interessiert. Ja klar, Du bist ja auch eine von jenen Gründer-/Initiator-Figuren, längstes und ältestes Mitglied in Deiner Kommune und in der äußerst undankbaren Rolle des „Projekt-Vaters". Schon dieser Ausdruck ist provozierend! Ich bin in ähnlicher Situation, und da mich Tabu-Themen irgendwie anziehen, hätte ich Lust, mit Dir darüber in einen Erfahrungs- und Gedankenaustausch einzusteigen. Wie wär's, wenn wir dazu Briefe wechselten? Vielleicht haben dann andere auch etwas von unserem Dialog.

Ich will Dir erstmal erzählen, wie ich in letzter Zeit neu auf das Thema stieß, das mich an sich schon lange ganz persönlich beschäftigt. Im vorigen Sommer hatte ich Gelegenheit, an der großen internationalen Gemeinschafts-Konferenz „Celebration of Communities" in den USA teilzunehmen. Eine Referentin dort, selbst Mitbegründerin der Sirius-Community, sprach von „leadership". (Daß man dieses Wort nicht mehr ins Deutsche übersetzen kann, jedenfalls nicht wörtlich, ist schon Teil unseres Problems!) Und auf einmal bat sie alle im Saal, die eine Gemeinschaft gegründet und geleitet hätten, aufzustehen. Etwa 70 Leute erhoben sich – darunter, sehr zögerlich, auch ich –,und die rund tausend TeilnehmerInnen klatschten Beifall. Ich war gerührt, und es war mir peinlich. Wäre ich auch aufgestanden, wenn andere Mitglieder meiner Gemeinschaft dabei gewesen wären? Aber – meine Güte! – es ist doch Fakt, daß ich die Beringhof-Gemeinschaft initiiert habe, ihre Entstehung organisierte und auch nach vier Jahren Bestand noch immer eine „leitende Rolle" im Projekt spiele. Trotz aller Bemühungen, in diese Rolle gar nicht erst reinzukommen! Ich hatte in der Vorbereitungszeit sogar richtig Angst vor ihr, weil ich in den Alternativ-Bewegungen schon manche Prügel für diese Rolle bekommen hatte. Und ich hielt sie selber für überflüssig, ja für übel, weil ich sie für einen Teil jener patriarchal-kapitalistischen Kultur ansah, die wir überwinden wollen.

Inzwischen sehe ich das Problem „Leitung in einer radikal-demokratischen Gruppe" etwas gelassener und realistischer. Auch wenn eine Gemeinschaft bewußt keine formelle Leitung und keine Macht-Hierarchie will, gibt es – unvermeidlich? – in jeder Gruppe „Leiter/Leiterinnen". Falls diese gruppendynamische Beobachtung Allgemeingültigkeit hat (was ich annehme), dürfen wir sie nicht leugnen oder verdrängen, sondern müssen sehr bewußt und aufmerksam damit umgehen. Dann ginge es nicht um das Ob, sondern um das Wie von Leitung!

Doch ehe ich weiter in die Reflexion reingehe, möchte ich erstmal von Dir hören, wie Du das Problem siehst. Vor allem: wie hast Du es in all den Jahren auf Lutter erlebt? Ich bin gespannt auf unseren Austausch und grüße Dich erwartungsvoll!

Dein Gerhard

Lutter, 22.4.95

Lieber Gerhard,

in der Tat, der Begriff „Leitung" hat bei uns immer schon einen schalen Beigeschmack gehabt, weil die Begriffe „Macht", „Guru", „ChefIn" eng benachbart sind. Sie sind kraft unserer Moral abgeschafft und wenn sich irgendwo ein Zipfel blicken läßt, dann wird es

hart konfrontiert. Leitung und Anarchie sind wie Fisch und Fahrrad. Sie paßt nicht in unser Weltbild.

Ich selbst habe mit der damit verbundenen Kritik von Beginn an zu tun gehabt und heftig unter dieser Kritik gelitten.

Ich habe sicherlich auch einiges dazugetan. Meine Bedingungen in diesem Projekt stützen auch die vermeintliche Position des Leiters. Zudem haben mich die Nachbarn im Dorf als den Chef auf der Domäne betrachtet und keine Erklärung konnte sie davon abbringen. Eine Gemeinschaft ohne Chef gibt es nicht unter dem bürgerlichen, kapitalistischen Himmel. Daß es das doch gibt, hier bei uns auf der Burg, akzeptieren sie erst in der letzten Zeit, nachdem wir uns stärker geöffnet haben.

Ich will versuchen, dieses Thema von meiner Seite aus etwas griffiger mit einigen Anekdoten aus meiner Schatzkiste zu beschreiben:

„Morgen, Uwe, werden wir Dich entmachten!"

„So? Worin besteht denn meine Macht?"

„Du bist Architekt, Du weißt zuviel, und Du hast mehr Geld als andere in dieses Projekt gegeben!"

„Nun" – habe ich geantwortet – „eines können wir sofort ändern: die Wissensdominanz. Ich schlage deshalb vor, daß die ganze Büroarbeit, auf die sich ja dieses Wissen bezieht, von Allen gemacht wird."

Daraufhin wurde ein langer Tisch aufgestellt. Und am nächsten Tag haben von den 15 Kommunardinnen und Kommunarden acht Büroarbeit gemacht. Eine Woche später, nach der zweiten Sitzung, waren noch drei dabei, eine weitere Woche darauf saß ich an dem langen Tisch mutterseelenalleine.

Von diesem Tag an hat mich die nächsten 14 Jahre über die Frage der Macht, die bei uns immer mit der Frage der Führung, des Chefs, des Entscheidenden zu tun hat, beschäftigt, und zwar auf vielen unterschiedlichen Ebenen.

Zehn Jahre zuvor, etwa 1972, auf der Baustelle in Köln, Zentralmensa, eine Riesenbaustelle: 10 Fachingenieure unterschiedlichster Firmen, Ausbildungen und Sparten sitzen an einem Tisch und tragen mir ihre Überlegungen hinsichtlich der Vorgehensweise der technischen Installationen vor. Es sitzen dort Fachleute für Sanitär, für Elektro, für Abwasser, für Gas, für Rohbau, Stahlbau, Mauerwerksbau, Fachleute für Statik und Konstruktion, für Heizung, Schalldämmung, Fassadenverkleidungen. Die Sitzung ist erst zu Ende, wenn alle, und zwar alle, sich über alle anstehenden Fragen einig geworden sind. Die Konsensentscheidung war so selbstverständlich geworden, daß ich es schon damals als hochgradig leichtsinnig empfunden hätte, diesen Konsens nicht herzustellen.

Konsens in Verbindung mit Leitung ist keine Erfindung der Alternativen. Konsens ist eine Frage der Intelligenz und der Klugheit, der

Weisheit. Das Übergehen von Minderheiten ist eine Sache der Dummheit.

Im Jahre drei „nach L", also etwa elf Jahre später, erhalte ich einen Anruf. Ich werde von alten Genossen um Hilfe gebeten. Ein Baukollektiv hat einen Bau begonnen und Streit und Ärger mit dem Bauherren bekommen. Der Bauherr ist ebenfalls Alt68er. Ich soll schlichten und möglichst die Karre aus dem Dreck ziehen. Ich mische mich ein. Ich ordne im Einverständnis aller die Verhältnisse. Die Arbeiten werden an weitere Kollektive neu verteilt. Auch Lutter wird berücksichtigt. Meine Freunde übernehmen wichtige Bauteile. Aber bald stocken die Arbeiten wieder, weil sie unter anderem nicht zu Ende gemacht werden, Korrekturen werden nicht vorgenommen, Mängel nicht beseitigt. Die revolutionäre Moral und die Solidarität verhindern eine klare Konfrontation. Die Stimmung nervt, die Leute streiten sich. Einige fühlen sich verlassen. Die Baustelle schleppt sich hin. Alle werden unzufrieden: die Kollektive, die Baugemeinschaft, ich als Bauleiter. Die Zeit drängt. Das Fazit: der Letzte, der auf dem Dach rumhüpft, bin ich, der eigentlich nur Bauleitung, Koordination übernommen hatte, und mit der praktischen Durchführung der Bauarbeiten gar nichts zu tun hatte. Zusammen mit Rita habe ich dann die letzten Dachfenster gebaut.

Die Erfahrungen mit alternativen Kollektiven, ganz besonders die mit dem Kollektiv Lutter, meinem Heimatkollektiv, haben mich bewogen, keine Aufträge in dieser Richtung mehr zu vermitteln. Als die nächsten Baustellen möglich wurden, haben mich die Genossen gebeten, wieder dabei zu sein. Ich habe Bedingungen gestellt:

„Freunde, wenn Ihr mich dabei haben wollt, dann läuft die Baustelle nach meiner Mütze, was heißt: wir klotzen rein, wir stehen morgens pünktlich auf, frühstücken zusammen, arbeiten und machen zusammen unsere Pausen und abends zusammen Schluß." Die Genossen haben sich darauf eingelassen. Das Ergebnis: Wir waren in Rekordzeit fertig, haben gut Knete verdient, waren zwar völlig ausgepowert, aber saumäßig zufrieden und glücklich, Lob von allen Seiten.

Als ich aus einer psychosomatischen Klinik zurückkam, hatte ich mehr über Leitung erfahren. Ich hatte gesehen, daß Leitung beim Plenum eine wichtige Einrichtung war, um zügig ergebnisorientiert miteinander zu kommunizieren. Ich habe das für unsere Mittagsrunden vorgeschlagen.

Einige von uns konnten sich damit nicht anfreunden, weil alles spontan kommen sollte. Die anderen wollten sich indes darauf einlassen. Eine für uns typische Lösung wählten wir dadurch, daß wir beides machten. Wenn diejenigen an der Reihe waren, die keine Leitung wollten, haben wir keine gehabt. Im anderen Fall hatten wir eine. Das Ergebnis war: Die Leitungsrunden waren spannend, aufschluss-

reich und intensiv, die Nichtleitungsrunden waren nervig, wirr und belastend.

Einige Jahre zuvor hatten wir damit begonnen, Kommunikation zu trainieren. Dabei haben wir die TZI-Regeln kennengelernt (Themenzentrierte Interaktion). In dem Buch von Siems über soziales Lernen, das wir als Grundlage gewählt hatten, wurden die geschilderten Übungen stets mit einer Leitung versehen. Wir jedoch wollten das in dieser Zeit ohne Leitung lernen. Das Ergebnis war, daß sich heimliche Leitungen installierten. Ich war einer dieser heimlichen Leitungen. Das zeigte sich in erster Linie durch stärkere Motivation und Engagement, durch mehr Fähigkeiten, Konflikte zu vermitteln, durch mehr Einmischen in den gruppendynamischen Prozeß.

In den heutigen Plena auf Lutter gibt es bei uns keine ausdrückliche Leitung. Was ist zu bemerken: das Sprach- und Redeniveau sinkt. Die Runden sind durchsetzt mit patriarchalischen Machtstrukturen, die auch von den Frauen stark kultiviert werden. Die Themen laufen wild durch den Gemüsegarten, Gefühle wie Angst, Traurigkeit werden nicht mehr geäußert, weil kein Platz dafür in dieser chaotischen Runde vorhanden ist. Die Schwächeren werden untergebuttert, resignieren und sagen oft gar nichts mehr. Alles passiert, weil die Leitung nicht konfrontiert werden kann, die Macht auch nicht, weil sie offiziell nicht existiert. Die Plenen dauern bis spät in die Nacht, sie hinterlassen schalen Geschmack im Mund und die Aussicht auf das nächste Plenum nervt schon, sobald die Tür vom letzten ins Schloß fällt.

Ich habe jetzt viele Beispiele gebracht, wie sich Leitung und Macht zeigen kann. Meine Erfahrungen haben mich zu folgenden Thesen geführt:

1. *In jeder Gemeinschaft gibt es eine Leitung. Wenn sie nicht offen ist, dann ist sie unter dem Tisch vorhanden.*
2. *Unoffene Leitungsstrukturen produzieren immer Angst, Macht und Herrschaft. Sie lassen sich nicht konfrontieren und nicht absetzen. Sie produzieren ebenfalls Fraktionierungen, Unfreiheit und Unehrlichkeit.*
3. *Offene Leitungen lassen sich mit Leitungsaufgaben beauftragen, sie lassen sich anschließend konfrontieren und sie lassen sich verändern. Wenn sich die Rotation nicht durchsetzen läßt, weil Machtinstrumente angehäuft worden sind, dann ist jedoch die Machtposition klar, die Verweigerung macht Sinn, die Revolution hat eine Chance.*

Wenn ich Weisheit ins Spiel bringen will, dann würde ich die für unsere Scene wünschenswerte Leitung so beschreiben:

1. *Sie wird von der Gemeinschaft bestimmt.*
2. *Sie stellt sich einer Konfrontation.*

3. Sie bekommt klare Aufgaben von der Gemeinschaft, die sie erfüllen soll.
4. Nachdem die Aufgaben erfüllt sind, fällt die Leitungsoption in sich zusammen.
5. Es versteht sich von selbst, daß die Leitung in einem Feld, in dem es keine Exekutive gibt, immer Konsens erreichen muß.

So, Gerhard, wäre mein Leitungsmodell formuliert. Wir haben es nicht verwirklicht. Warum nicht? Weil wir uns noch in dem Stadium dunkler Dummheit und neurotischer Fesselung befinden. Das ist aus meiner Sicht ein wichtiger Grund, weshalb es den meisten Menschen hier nicht so gut geht. Und das Licht unter meinem Scheffel verglimmt, weil auch ich vor der bürgerlichen Revolte kapituliere: nämlich nun genau das Gegenteil zu dem zu tun, was als bürgerlich begriffen wird. Damit meine ich, daß wir den drangsalierenden Chef, den Herrscher, den Ausbeuter gänzlich und vollkommen aus dem Haus jagen und damit auch jede Verarbeitung verhindern. Also: auch wenn Leitung sich etabliert hat, darf sie wegen unserer politischen Moral nicht da sein. Und weil sie nicht da sein darf, wird sie auch nicht thematisiert. Dieses Phänomen kann noch nicht bewältigt sein: es wird also das wild torkelnde chaotische Mengerudel beschworen. Sporadisch, jetzt und hier, powerfull. High sein, frei sein, Anarchis müssen dabei sein.

Dein Freund Uwe, damit wir beide mit diesem Thema in die Puschen kommen.

Beringhof, 8.5.1994

Lieber Kollege!

Dein Brief zum Thema „Leitung" ist erfrischend und trieft von konkreter Erfahrung, erlittener Erfahrung. Deinen Thesen am Schluß stimme ich voll zu und will Dir in diesem Brief berichten, wie wir einiges davon in unserer Beringhof-Gemeinschaft umgesetzt haben.

Da wir Gruppensitzungen als unerträglich zäh und konfus erlebt haben, wenn sie ohne Leitung laufen (und lange überhaupt nicht beginnen!), wird zu Beginn jedes Plenums ein/e ModeratorIn bestimmt (per freiwilliger Meldung oder durch einstimmige „Berufung"), wobei wir alle darauf achten, daß jede/r mal drankommt. Zügige oder gar straffe Moderation (ein etwas schamhafter Ausdruck! Natürlich könnte man es auch Leitung nennen) macht sogar beliebt, weil dadurch die Tagesordnung schneller abgehandelt wird. Allerdings muß die moderierende Person auch darauf achten, wann Zeit für Besinnung nötig ist oder für eine „Steinrunde" (indianischer Brauch, wobei man/frau nicht unterbrochen werden darf; führt meist zu eher persönlicher Rede). Diese Person beginnt und beschließt die Sitzung mit einem meditativen Händekreis, um uns aufeinander und auf die gemeinsame

Aufgabe einzustimmen; sie soll für eine sinnvolle Reihenfolge der anfangs gesammelten Tagesordnungspunkte sorgen, auf die Konsensbildung achten und ggf. eine Konsensformulierung vorschlagen (Protokoll führt immer eine zweite „freiwillige" Person). Natürlich können und sollen alle anderen Anwesenden in diesem Sinne mitmoderieren, und insofern gilt die TZI-Regel: „Jede/r ist sein/ihre eigene Vorsitzende". Aber verlassen kann man sich auf solch kollektive Führung nicht, und es ist nicht jede/r jeden Abend dafür in Laune.

Auch unser Morgenkreis (diejenigen, die dann noch im Hause sind, treffen sich um 8.45 Uhr, um den Tag gemeinsam zu beginnen, Emotionales auszutauschen, Alltägliches zu koordinieren, sich zu verbünden) hat eine „Regie". Sie wechselt wöchentlich und hat sich als Mittel gegen lähmende Trägheit bewährt.

Entscheidend finde ich bei diesen und ähnlichen formalen Leitungsaufgaben die Rotation. Denn sie verhindert, daß durch Leitung Macht angesammelt wird. Und wenn jede/r mal in dieser Rolle ist, weiß jede/r, wie schwierig sie ist und verhält sich entsprechend kooperativ, wenn er/sie diese nicht innehat. Nach einiger Überwindung, entsprechendem Zuspruch und etwas Übung kann jedes Gruppenmitglied diese Rolle ausfüllen. Dann gibt es auch keinen Grund mehr für Mißtrauen.

Auch die schwierigere Sprecher-Rolle (z. B. bei der Begrüßung von Gästen oder der Darstellung unserer Ziele und unserer Praxis bei Beringhof-Tagen) lassen wir rotieren. Anfangs war das „automatisch" meine Aufgabe, weil ich's halt aus Begabung und Berufserfahrung schon konnte. Aber dann habe ich mich mal verweigert – und siehe da: natürlich können's auch andere! Jetzt bin ich nur noch der Joker, wenn niemand anderes dazu Lust hat.

Ferner haben wir fast alle Aufgaben bestimmten „Verantwortungsbereichen" zugeordnet, in denen jeweils ein oder zwei von uns, das Sagen und Entscheiden haben; nur gewichtigere Fragen (z. B. Ausgaben über 300 DM oder Entscheidungen, die das Gesamtprojekt betreffen) sollen in die Gruppensitzung.

Diese formalen Leitungsaufgaben sind, glaube ich, nicht das eigentliche Problem. Aber wie ist es mit informeller Leitung, mit „heimlicher Leitung", wie Du es nanntest? Entsteht sie nicht dadurch, daß die Fähigkeit und Bereitschaft, planend vorauszudenken, sich fürs Ganze verantwortlich zu fühlen, eine Vision aufrechtzuerhalten und in gangbare Schritte umzusetzen, Ideen zu haben und Initiativen zu ergreifen – in jeder Gruppe ungleichmäßig verteilt sind? Wir sind im Range alle gleich, aber doch nicht in unseren Begabungen, auch nicht in unseren Erfahrungen und Lebenssituationen. Jahrelang bin ich zwischen den Extremen gependelt: entweder ich dominierte in einer Gruppe unangenehm, weil ich nicht nur redegewandt bin, sondern meist auch

ziemlich schnell Ideen für konsensfähige Lösungen habe; oder ich hielt mich bis zur schmollenden Selbstunterdrückung zurück. Inzwischen habe ich mir zur Regel gemacht: erstmal abwarten! Den anderen, die nicht so schnell mit Ideen und Worten sind, Zeit lassen! Erst wenn dieser Raum nicht genutzt wird und leer bliebe, komme ich mit meinem Vorschlag. Der wird dann ohnehin noch von den anderen geprüft und oft genug verworfen und nur, wenn er überzeugt, auch angenommen. Ich finde es inzwischen Quatsch und zum Nachteil der Gruppe, wenn ich meine Energie und meine Einfälle ganz unterdrücke. Wenn ich sie etwas abbremse und mit Bedacht einsetze, muß ich nicht umgekehrt andere durch sie unterdrücken. So viel für diesmal.

Mit kollegialen Grüßen
Dein Gerhard

Lutter, 18.7.94

Mein lieber Freund,

Mittlerweile hat sich bei uns etwas sehr Sensationelles ereignet. Der Frust in unserem Plenum wurde so stark, der Druck, etwas verändern zu müssen so groß, daß in dieser leidigen Situation ein Ausschuß entstand, der sich mit den Plenumsstrukturen beschäftigen wollte. Sicherlich würde ich das so diagnostizieren, daß auch dieser Ausschuß ein Ausweichen vor den tatsächlichen, originären Problemen signalisierte. Da wir diese aber nicht bearbeiten wollten, war es ja immerhin auch sinnvoll, wenn Einige von uns sich mit den Strukturen im Plenum beschäftigten. Die Situation war reif.

Jetzt wurde der Ausschuß, der sich um Plenumsstrukturen kümmern wollte, gerade von den ehemals Neuen gebildet, die jetzt, nach drei Jahren mittlerweile auch zu den Beständigen in der Gemeinschaft zählen. Und schon nach der ersten Sitzung kamen ausgerechnet die Leute, die ehemals ganz vehement Leitung bekämpften, auf den Vorschlag, in unseren Plena sollten Leute die Leitung übernehmen. Und sie probierten es gleich beim nächsten Mal aus. Ich brauche nicht zu betonen, daß der Erfolg offensichtlich war. Allerdings haben wir die TZI-Regeln noch nicht wieder einführen können. Machtvolle, verbale Fights sind also immer noch en vogue. Warum sind meine KollegInnen auf die Leitung gekommen?

Ich habe folgende Erklärung dazu: Für uns ist immer noch das Erzielen eines Ergebnisses das Wichtigste. Wenn die meisten von uns sich in die Runde setzen und über ein Thema reden, dann gilt sie erst dann als erfolgreich, wenn das Thema abgehandelt, ein Ergebnis auf dem Tisch liegt. Bei einer ergebnisorientierten Denkweise liegt es nahe, daß sich Frust und Enttäuschung über die anderen einstellt, wenn kein Ergebnis in diesem Sinne erzielt worden ist.

In diesem Fall ist der Ruf nach einer Leitung, nach einer Autorität, nach Recht und Gesetz sehr schnell zu hören. In Bälde wollen wir uns wieder alle zusammen über die ungeschriebenen Regeln und Gesetze in unserer Gemeinschaft unterhalten. Beim ersten Mal haben wir das so gemacht, daß wir alle Regeln an die Wand geschrieben haben. Da stand teilweise ziemlich wirres Zeug untereinander. Aber es waren in unseren Köpfen Regeln entstanden, die oft auf nichts und durch nichts begründet waren. Das Muster lautet: „Ich darf das nicht, weil andere etwas dagegen haben könnten". Das ist das eigene Fliegengitter im Kopf. Interessant ist, daß wir stets in Zeiten des sozialen Chaos danach greifen, in der Hoffnung, wir könnten tatsächlich damit unsere Situation lösen.

Ich neige oft dazu, manchmal auch in provokanter Freude, mir andere Sichtweisen der Dinge zu gönnen und dadurch auch andere Wahrheiten. Ich habe auf Lutter gelernt, daß es keine objektiven Wahrheiten für uns gibt, sondern Jede und Jeder seine eigene Wahrheit und damit auch Realität für sich gepachtet hat. Wenn es mir gelingt, meine angestammte Sichtweise zu verändern und mein Bezugssystem damit zu entautorisieren, dann gewinne ich auch eine andere Realität. Eine andere Sichtweise, die mir folglich in diesem Zusammenhang viel besser gefällt als die beschriebene und so oft durchlittene, ist die des authentischen Erlebens.

Was meine ich damit? Ich meine damit, daß alles, was wir machen, also jede Runde zu der wir uns zusammensetzen, jedes Gespräch, jeder Streit, jede heftige emotionale Entladung ihren absoluten Wert dadurch erhält, daß sie passiert. Das sachliche Ergebnis, wenn es denn eines gibt, ist eher nebenbei gefunden. Das Entscheidende ist, daß wir alle zusammen in der Runde zu einem lebendigen kommunikativen Austausch kommen. Nicht das Finden eines Ergebnisses ist das Entscheidende. Wichtig ist, daß wir uns überhaupt entscheiden, und uns dann auf das, was wir entschieden haben, auch wirklich einlassen.

In einem solchen Miteinander wird es jetzt nicht mehr nötig sein, eine starre Leitung zu haben. Sie wird sich möglicherweise genauso wie die lebendige Gemeinschaft ständig verändern, wenn sie denn überhaupt nötig sein sollte.

Wichtig erscheint mir zu bemerken, daß es in unseren Gemeinschaften in der Regel keine Exekutive gibt. Also kein Durchsetzungsorgan. Insofern ist es auch sinnlos, stundenlang mit oder ohne Leitung um irgendwelche Vorhaben zu fighten, um Meinungen zu ringen oder gar Regeln zu erstellen. Jede wird immer selbst für sich entscheiden müssen, wie sie in der entsprechenden Situation sich verhalten will.

So bekommen die Plena letztlich den Charakter eines Palavers, bei dem Ideen und Meinungen ausgetauscht werden und die Ergebnis- oder Konsensfindung wirklich nur am Rande passiert. Das könnte

aber bedeuten, daß Frusts über mißlungene Plena ausbleiben oder unterschwelliger Ärger sich festsetzt, weil der andere gewonnen hat. Ich will erwähnen, daß ich in unserer letzten Redaktionssitzung heftig Protest erhalten habe. Natürlich ist es nicht immer egal wie wir uns entscheiden. Es gibt auch Entscheidungen, die heftige Konsequenzen haben. Und dennoch: in meiner Gemeinschaft jedenfalls muß letztendlich jede/r selbst für sich entscheiden. Damit ist mir ein Palaver, auf dem sich die unterschiedlichen Meinungen angehört werden und in dem nicht um Konsens gerungen wird, lieber als das bisherige Kampfplenum. Konsens und Kampf kann viel miteinander zu tun haben – oder?

Ich hatte Dir in meinem ersten Brief schon angekündigt, daß ich Dir auch meine Bedenken, also die andere Seite der Medaille mitteilen will. Das habe ich soeben angerissen. Leitung kann auch Lebendigkeit verhindern. Das ist das Eine. Das Andere ist, daß die Leitung eine ganz spezielle Angelegenheit ist. Welche nämlich?

Ich gebe bei einer Leitung Befugnisse und Verantwortung ab. Und zwar die, die ich sonst selbst wahrgenommen hätte. Wenn das jedoch geschehen soll, dann muß auch die Leitung etwas ganz Besonderes leisten. Mindestens muß sie in der Lage sein, die gruppendynamischen Prozesse zu sehen und wenn sie es nicht kann, sich Hilfe zu holen. Das kann jedoch niemand aus dem Stand. Das muß gelernt werden. Wenn Leitung also sinnvoll sein soll, dann müßte jede sich in die Situation versetzen, leiten zu können. Natürlich: durch das rotierende System könnten alle das lernen. Ich jedoch habe meine Zweifel.

Soweit erst einmal. Ich will Dir jedoch auch noch etwas zu Deinem Brief schreiben, denn Du fragst mich ja ganz direkt nach meiner Meinung.

Du beschreibst in Deinem Brief die „heimliche Leitung" und das Problem, aus Rücksicht auf die Gruppe mit den eigenen Ideen hinter dem Berge zu bleiben. Das sind zwei Probleme, die ich sehr genau kenne. Beides scheint ähnliche Wurzeln zu haben. Die Wurzel ist Angst und der Ausdruck dafür ist die Macht. Auch wenn ich jetzt eine schwarze Seite meines Wesens beschreibe, so mag die Ehrlichkeit vielleicht das Problem erhellen:

Ich habe Angst, daß die Entwicklung in meiner Gemeinschaft oder Gruppe nicht so verläuft, wie ich es mir wünsche. Meine Wünsche können sehr wohl der Gruppe dienlich sein, aber es sind meine Wünsche und nicht die ihren. Ich schaffe es fast immer, auch dann, wenn ich kaum eingreife und mich bemerkbar mache, daß genau das erreicht wird, was ich mir wünsche. Wie mache ich das? Ich nenne das die „Paddel-Methode". Ich halte an der genau passenden Stelle mein Paddel ins Wasser und lenke vorsichtig und behutsam in die Richtung, in die ich will. Das ist kaum zu bemerken und fast nie zu entlar-

ven. Manchmal merke ich es selbst nicht. Es hat lange gedauert, bis ich mir selbst auf die Schliche kam.

Ich hatte es lange Zeit als förderlich angesehen, nicht allzuschnell mit meinen Meinungen vorzupressen. Meist habe ich dann zum Schluß geredet und dabei auch gleich die unterschiedlichen Meinungen zusammengefaßt. Das deckte sich dann logischerweise meist mit dem, was beschlossen wurde. So hatte es den Anschein, als würde ich mit meinem gewichtigen Wort den Kurs bestimmen. Diese Methode wurde entdeckt. Seitdem kann ich das lassen. Warum?

Bei allen Methoden des sozialen Gebarens in den Gemeinschaften liegt der Angst meist das ungeheure kulturelle Defizit hinsichtlich der Beachtung und der Liebe zugrunde. Ich hole mir über diese Methoden die Aufmerksamkeit, die Beachtung, die ich vermeintlich brauche. Mit zunehmendem Selbstbewußtsein und mit der Verarbeitung der Verabschiedungsprozesse zur Kindheit werde ich diese „Methoden" nicht mehr brauchen und wieder den Weg zu der originären Befriedigung finden.

In diesem Kontext kann ich dann auch meine guten Ratschläge lassen. Entweder meine Freunde finden selbst ihren Weg oder sie fragen mich um Rat. Das heißt aber nicht, daß ich schweige, wenn meine eigenen wirklichen Interessen berührt werden. Dann erhebe ich sehr wohl mein Wort und das mit Macht und gewaltigem Gebrumm. Das jedoch hat nicht mehr viel mit der zuvor beschriebenen Angst zu tun, weil ich gar nicht befürchte, daß mich jemand mit einer anderen Meinung existentiell bedrohen könnte.

Soweit, lieber Gerhard, mein zweiter Brief zu unserer Familienserie, garniert mit einigen stacheligen Kastanien.

Uwe

Terschelling (im Urlaub), 20.8.94

Lieber Freund,

stark finde ich Deinen letzten Brief! Vor allem den Schlußteil mit der radikalen Ehrlichkeit Deiner Selbstwahrnehmung und Selbstkritik! Ich will mir was davon abgucken und zu beobachten versuchen, mit welchen Tricks ich heimlich leite. Vermutlich bin auch ich ein Meister der „Paddel-Methode".

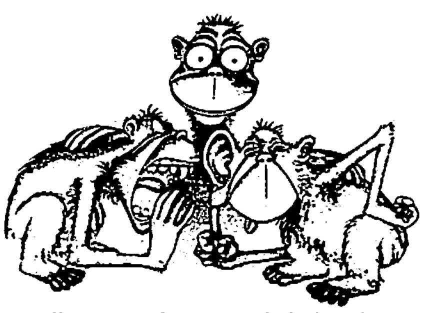
Und gleichzeitig stört mich etwas an Deiner Analyse. Woher kommt dieses Mißtrauen sich selbst gegenüber? Wieso geht es um „sich auf die Schliche kommen", um „mich entlarven"? Ist meine Psyche auf jeden Fall sowas Hinterfurziges, daß man vor allem ihre Verschleierungsmanöver aufdecken muß? Oder allgemeiner, Uwe: beruht nicht die ganze anti-autoritäre Kritik gegenüber jeder Art von Leitung auf einem prinzipiellen, sozusagen anthropologischen Mißtrauen?

Ich habe die Vermutung, daß uns da noch die Freud'sche Psychoanalyse nachläuft und mit ihr eine der unseligen Erbschaften der Aufklärung (es gibt ja auch beerbenswerte!), nämlich der unbegründbare Glaube, daß das „Licht" des analytischen Verstandes besser und zuverlässiger sei als das „Dunkel" unserer unterbewußten Seelenregungen und damit das fragwürdige Ziel, daß jener über diese den Sieg davontrage. Die heute vorherrschenden Richtungen der „humanistischen Psychologie" dagegen gehen von der Gleichwertigkeit unserer rationalen und unserer emotionalen Bewußtseinsbereiche aus, so daß auch mal unser Gefühl der Vernunft „auf die Schliche kommen" muß – wenn es denn überhaupt um „Aufklärung" gehen soll.

Es geht, meine ich, bei unserem ganzen Thema „Leitung" um das zugrundeliegende Menschenbild. Wenn wir wirklich den Menschen als ein primär triebgesteuertes, „von Natur aus" egoistisch-aggressives und von der Zivilisation nur mühsam gezähmtes Untier sehen (das weniger sozial ist als ein Tier!), dann müssen wir tatsächlich annehmen, jeder Mensch sei ständig darauf aus, sein Ego zu hätscheln, zu päppeln und zu mästen und durch möglichst viel Macht abzusichern. Wenn dem so wäre, dann sollten wir aufhören, von einer anarchistischen Gesellschaft oder auch nur von einer basisdemokratischen Gemeinschaft zu träumen. Denn als eine Ansammlung freier Egoisten kann so etwas nie funktionieren! Wir müßten dann konsequenterweise einem faschistischen Oberdompteur die Peitsche in die Hand drücken und ihn bitten, uns zu bändigen. Und nun umgekehrt: wenn wir an unserer Utopie einer besseren, freieren, menschlicheren (!) Gesellschaft festhalten wollen, müssen wir uns Menschen mehr zutrauen. Wir sollten uns dann erlauben, in uns tendenziell gemeinschaftswillige, liebesfähige Wesen zu sehen, die zwar von der autoritären kapitalistischen Konkurrenz-Gesellschaft verdorben wurden, die aber in sich einen gesunden Kern haben, sogar die Sehnsucht nach friedlichem Zusammenleben miteinander. Dann brauchten wir uns nicht mißtrauisch zu belauern, wann das Untier zum Vorschein kommt, sondern könnten uns darauf konzentrieren, uns einander bei unseren gemeinschaftsförderlichen Fähigkeiten zu verstärken. Nur notfalls, wenn es zu allzu massiven und hartnäckig sich wiederholenden Konflikten zwischen Ego und Gruppe kommt, müßten wir versuchen aufzuklären, was da abläuft – und zwar bei a l l e n Beteiligten.

Damit, lieber Uwe, bin ich bei einem weiteren Gesichtspunkt zu unserem Thema, der mir beim Lesen Deines Briefes bzw. danach einfiel. Wenn es zu einem störenden Ungleichgewicht in einer Gruppe gekommen ist, sollte es nicht heißen „Gerhard, Du bist zu dominant!" oder „Uwe, wir werden Dich entmachten!" sondern alle Beteiligten sollten erkennen und aussprechen, daß die Gruppe als Gruppe ein Problem hat, und zwar ein Problem, das nicht von einer Person allein verur-

sacht wurde und deshalb auch nur von allen gemeinsam gelöst werden kann. Denn zu jedem Unterdrücker gehören die, die sich unterdrücken lassen – und sei es nur aus Trägheit. So kann die Dominanz Einzelner nur teilweise oder nur vorübergehend durch deren Sich-Zurücknehmen entschärft werden. Geheilt werden kann solches Ungleichgewicht nur durch die gemeinsame Wachsamkeit aller und vor allem durch das verstärkte Engagement der Dominierten. Mir jedenfalls fällt es relativ leicht mich zurückzuhalten, sobald andere die Initiative ergreifen, Ideen entwickeln, neben die ich dann meine stellen kann, wenn das dann überhaupt nötig ist. Die Anpassung „nach unten" in die lähmende Trägheit führt zum Siechtum und schließlich zum Tod der Gruppe.



„Hallo, wer ist hier eigentlich der Chef?"

Und noch eine Überlegung hat Dein Brief in mir ausgelöst. Du schreibst von Deinem Bedürfnis nach Anerkennung, ja von der Angst, von jener Beachtung, „die ich vermeintlich brauche", nicht genug zu bekommen. Das sei das verdeckte Motiv gerade auch bei gruppenförderlicher Zurückhaltung gewesen, was Du „mit zunehmendem Selbstbewußtsein" nicht mehr brauchst. Meinst Du denn, wir könnten oder sollten unabhängig von Anerkennung werden? Ja, als erwachsener Mensch möchte ich weniger abhängig von Lob und Zuwendung sein als ein Kind. Aber ich glaube, daß wir die Beachtung und Liebe anderer zeitlebens brauchen wie die Luft zum Atmen. Wenn wir das einander zugestehen könnten, würden wir wohl auch aufmerksamer und verständnisvoller gegenüber den anderen und freigebiger mit dem Ausdruck unserer Anerkennung.

Und alle könnten freier wahrnehmen, daß Menschen unterschiedliche Begabungen und Fähigkeiten haben. Könnten wir in unseren Gemeinschaften nicht sogar dahin kommen, daß wir die Kunst einer einfühlsamen, wachsamen, selbstkritischen Gruppenleitung ebenso wertschätzen wie die Kunst eines guten Koches, einer begabten Sängerin, oder von fähigen Bauleitern, Schreinerinnen, Gärtnern? Gewiß, irgendwie kochen, singen, gärtnern, leiten können sicher alle (oder können und sollten es lernen). Und doch gibt es spezielle Begabungen, Ausbildungen, Erfahrungen, deren wir uns in vielen Bereichen dankbar erfreuen; warum nicht auch beim Leiten als einem – vor allem in schwierigen Situationen – offen und anerkannt ausgeübten Handwerk bzw. Kopf- und Herzwerk? Je größer eine Gruppe, umso eher wird es mehrere Mitglieder geben, die Leitungsfähigkeiten haben – vermutlich

in verschiedener Mischung und Gewichtung und keine/r alle. Umso besser! Daraus muß keineswegs gleich Konkurrenz um die „Vorherrschaft" entstehen, vielmehr kann es dann – sehr zum Nutzen der Gruppe – zu gegenseitiger Ergänzung, Gewichtsausgleich und Ablösung kommen.

Es ging mir, wie Du sicher gemerkt hast, im letzten Abschnitt nicht mehr um „heimliche" Leitung, sondern um unsichtbare Leitung. Das ist was anderes! Sie muß nicht „entlarvt" werden, könnte vielmehr – muß aber nicht – wahrgenommen und (vielleicht sogar) anerkannt werden. Selbstverständlich darf und braucht aus solchen Fähigkeiten und Erfahrungen keinerlei formeller Führungsanspruch abgeleitet werden und schon gar nicht Privilegien. Durch das Prinzip der Konsensentscheidungen und die Ablehnung formeller Hierarchien in den meisten unserer Gemeinschaften ist dem m.E. genügend vorgebeugt. (Ich finde es übrigens wichtig, zwischen Einfluß und Macht und zwischen Leitung und Herrschaft zu unterscheiden.)

Und schließlich: die anti-autoritäre Bewegung oder eine anti-autoritäre Phase in einer Gruppe sehe ich wie die Pubertät eines Heranwachsenden: als Auflehnung gegen einseitige Abhängigkeit, als Etappe im Prozeß der Verselbständigung und Reifung. Sie ist notwendig, sollte aber nicht Endstation sein, sondern ein Übergang vom Kind zum Erwachsenen. Erwachsensein heißt für mich z.B. auch, die Kompetenz und deshalb Autorität anderer anerkennen und sich ihr – wo es nötig ist – unterordnen können. Allerdings soll in einer freien Gesellschaft oder Gemeinschaft solche Unterordnung nur erfolgen, wo sie wirklich sinnvoll und nötig ist, sie soll immer freiwillig sein, auf Widerruf und mit Wachsamkeit, und sie darf natürlich Kritik nicht ausschließen.

Unser Traumziel bleiben doch Gemeinwesen und kollektive, basisdemokratisch kontrollierte Leitungen auf der Basis von Gruppen als „sich selbst organisierenden Systemen." Unverbesserlicher Utopist? Ja! Und ich spüre bei Dir auch diese Hoffnung, sonst hättest Du ja längst aufgegeben.

Deshalb in tiefer Verbundenheit
Dein Freund und Weggenosse Gerhard

Lutter, 4.9.94

Lieber Gerhard,

Du hast diese Korrespondenz begonnen, ich werde sie beenden. Ich bin gespannt, ob ich ähnliche Hoffnung in diesem Punkt entwickeln kann wie Du.

Mir ist bei Deiner Aufzählung der möglichen Eigenschaften einer Leiterin der Gedanke gekommen, daß Du hier nicht eine „beauftragte" Leitung beschreibst, sondern die Eigenschaften einer ständigen Lei-

tung, gewissermaßen die eines Häuptlings, eines weisen Führers, oder die eines liebevollen, guten Chefs.

Das, was Du beschreibst kann eben nicht rotieren, was jedoch unverzichtbar wäre, wenn Information – und Machtkonzentration ausgeschlossen sein soll. Das, was Du beschreibst, können eben nur wenige, oder auch meist nur einer in der Gemeinschaft.

Ich bin der Meinung, daß es einen großen Unterschied macht, ob ich als Architekt eine Autorität bin und anerkannt werde, oder ob ich als Leiter eine Autorität bin. Der gravierende Unterschied liegt darin, daß Du bei mir nur ein Haus in Auftrag geben würdest, eine Leitung jedoch würdest Du mit Kompetenzen ausstatten, die weit tiefer in mein ganzheitliches Leben eingreifen, als der Bau eines Hauses oder das Flicken von Schuhen oder das Backen von Brot. Die Gefahr besteht, daß die KommunemitgliederInnen nicht mehr für sich sorgen müssen und sich darüber heftige Abhängigkeiten entwickeln könnten. Übrigens wie die Geschichte zeigt, es meistens auch so passiert.

Ich teile mit Dir das Bild von erwachsenen Menschen in der Runde, die einander in ihren Fähigkeiten anerkennen und sich gegenseitig befruchten und die selbstgewählte Leitung in der Runde als gleichberechtigt empfinden. In diesem Kreise kann ich mich auch einordnen. Nicht unterordnen.

Nur, es ist aus meiner Sicht ein romantisches Bild. Die Kommunegruppe, in der ich lebe, sieht völlig anders aus. Einmal tragen wir alle unsere bürgerliche Ausrichtung in unserem Gepäck mit dem wesentlichen Inhalt, einem bürgerlichen hierarchischen Staat angepaßt zu sein, und zum anderen sind wir nicht gleich in unserer Entwicklung. Ganz im Gegenteil: ich habe selten eine Gemeinschaft angetroffen, in denen die Mitglieder so unterschiedliche Entwicklungen durchmachen wie in unseren Kommunen. Unterschiedlich sind wir in allen Punkten des menschlichen Lebens, wie Ausbildung, Bildung, Alter, Erfahrungen, Wünschen, Ansichten und Sichtweisen. Mit diesen vielschichtigen Unterschieden ist Hierarchie latent vorhanden und würde durch eine Leitung mit den von Dir beschriebenen Inhalten festgeschrieben und Macht fest installiert. Eine Leitung in dieser Funktion würde jedoch die Entwicklung der Mitgliederinnen stark hemmen oder sogar abblocken. Wir sind bei diesem Modell dann wieder auf einer bürgerlichen Machtschiene gestrandet, der wir ja eigentlich endlich entfliehen wollten. Ich weiß, lieber Gerhard, daß Du das nicht beschreiben wolltest, ganz im Gegenteil. Indes gibt es die von mir beschriebene Seite der Medaille ja auch.

Und noch etwas sei erwähnt. Für mich ist es wichtig, einen möglichst freien Raum zu schaffen, in dem wir soziales Verhalten experimentell entwickeln können. Die Antwort auf die bürgerliche Gesellschaft heißt für mich nicht, nun das Gegenteil zu praktizieren, son-

dern – wenn es denn geht – herausgelöst aus allzu heftiger bürgerlicher Beeinflussung erst einmal festzustellen, zu beobachten, wie wir uns untereinander in einem Rahmen arrangieren, den andere, nämlich nicht bürgerliche Bedingungen, auszeichnen. Der sei erst einmal auszufüllen.

Zu den Rahmenbedingungen auf Lutter gehört, daß es eine Leitung strukturell nicht gibt. Ich meine auch logischerweise, wie wir das als straighte Anarchistinnen ja auch ständig betonen. Auf alle Leitungsambitionen wurde deshalb recht säuerlich reagiert. Das mir das öfter nicht gefallen hat, und ich auch stark unter dieser ideologischen Beschneidung zu leiden habe, ist eine andere Sache.

Angesichts unserer ansozialisierten Neigung, Obrigkeit als gottgegeben zu akzeptieren und des schon fast kulturgenetisch angelegten butterweichen Rückgrats, wäre es sicherlich angeraten, das lutteraner Experiment ohne Leitung noch einige Generationen fortzusetzen.

Mein Herz jubelt angesichts der Faszination des lutteranischen Chaos. Aus meiner Beobachtung ist dieses Chaos die Gewähr dafür, daß Lutter überhaupt überleben kann. Jede feste Struktur würde hier Lebendigkeit blockieren. Das gilt für mich auf der ökonomischen Ebene genauso wie auf der gruppendynamischen. Wir rufen zwar in unserer Not nach einer Leitung. Wir rufen in diesen Tagen sogar verstärkt wieder nach festeren Strukturen, die das Chaos teilweise beseitigen sollen. Ich kann ruhig schlafen, wir richten sie nicht ein. Ich habe den Eindruck, daß alle Genossinnen auf Lutter ein feines Gespür für die Freiheit haben.

Glücklicherweise, Gerhard, entscheidet jede Gemeinschaft selbst, wie sie sich ihr Leben einrichtet. Ob mit Leitung oder ohne, ob mit Chef oder Guru. Wenn die Mitgliederinnen alle damit einverstanden sind, und sich frei für die gewählte Form entscheiden, dann halte ich alle möglichen Formen für einen Gewinn, der die Vielfalt unseres Gemeinschaftslebens unterstreicht. Jede ist ihre eigene Steuerfrau und für sich selbst verantwortlich.

Ich habe es längst an den Nagel gehängt, Errungenschaften der Scene auf ihren revolutionären Gehalt hin zu überprüfen. Wer soll schon entscheiden und beurteilen, was richtig ist, oder nicht. Ich will möglichst authentisch meine Stunden leben, Gerhard, und wenn ich der Meinung sein sollte, daß in irgendeiner Situation Leitung notwendig sei, dann möchte ich so frei und mutig sein, Leitung zu bejahen. Wenn meine Mitgenossen ähnlich denken, wird „gelitten", wenn nicht, leide nur ich.

In diesem Sinne,
Dein Freund Uwe

Eva Mühlbauer-Braun

GOPPINGER GESCHICHTEN

Schrott



Foto: Joker, edition Berlin

Ich mache mit Freunden eine Radl-Tour. Auf dem Rückweg haben wir die Idee, Go etwas mitzubringen. Er ist zu Hause geblieben um zu arbeiten, aber auch weil er "in seinem Leben genug geradelt und gewandert" ist. Wir kommen am Schrottplatz des nächsten "Marktes" vorbei und sehen dort ein munter geschwungenes, längeres silbernes Metall-Rohr. J. nimmt es über die Schulter, ein ungewöhnliches Trumm Gepäckstück für einen Fahrradfahrer. Wir halten das Teil mehr für ein Witzgeschenk. Es ist Wochenende, und es gibt nichts zu kaufen. Aber siehe da! Eine größere Freude hätten wir Go nicht machen können! Und o Wunder! Das Rohr paßt exakt als Abflußrohr von der Dachrinne über der Werkstatt hin zum unterirdischen Abflußsystem, das das Regenwasser unter dem Hof entlang zum Bach hin führt. Ein Vorgänger-Rohr war durchgerostet, und wenn es regnete, prasselte das Wasser dröhnend auf die Erde und fraß Löcher hinein, während der Rest frei über das Kopfsteinpflaster des Hofes strömte.

Es ist gar nicht so selten, daß wir hervorragend passende Materialien auf Schrottplätzen finden. Es ist sogar oft leichter, dort etwas Pas-

sendes zu finden als in irgendeinem Warenangebot von Haushalts-, Werkzeug- oder Sanitärwaren-Läden. Da fahren wir beispielsweise bis Passau, um Wasserhähne für das neue Bad zu finden, und müssen dort feststellen, daß wir hunderte von Mark bezahlen müßten, um Hähne zu kriegen, die uns überhaupt nicht gefallen, weil das moderne Design nicht in die Mühle paßt. Wir sind froh, daß eine Besucherin von abgelegten alten Wasserhähnen weiß und uns ein Päckchen damit schickt.

Wir haben riesige sortierte Schrottlager auf der Mühle: Eisenlager, Sanitärlager, Ofenlager, Holzlager, Elektrolager, und kommen meistens gut zurecht, wenn etwas fehlt oder kaputtgeht. Es kostet zuweilen etwas Zeit und Geduld, Dinge wie Lampen, Öfen, Ofenrohre wieder herzurichten und anzupassen, aber diese Zeit sparen wir längst an ermüdenden Einkaufsfahrten, vom Geld ganz zu schweigen.

Als ich noch in der Stadt lebte und Go erst kurze Zeit kannte, war es mir zuweilen etwas peinlich, wenn er bei Besuchen in der Stadt dort die Container durchwühlte. Ich kam mir fast wie eine Stadtstreicherin vor. Ich war damals auch noch "städtisch" angezogen, also nicht besonders geeignet, um ihm beim Herausholen der Eisenteile, Fenster und anderer Raritäten zu helfen. Für ihn war es ein gefundenes Fressen, weil die Stadt viel großzügiger wegwirft, als das Land. In der Stadt verdienen die Leute gut, kaufen schnell, weil sie das Angebot ständig vor Augen haben, und werfen schnell wieder weg. Die Möglichkeiten, Sachen wieder zu verwenden, sind in einer Stadtwohnung wesentlich geringer als in einem Hof oder Landhaus mit Schuppen und Scheune. Da gibt es immer etwas zu reparieren und zu basteln und auch Leute, oft die Alten, die Zeit dafür haben. Es wird also weniger weggeschmissen auf dem Land.

Ich erinnere mich an meine erste "Sperrmüll"-Aktion hier draußen auf dem Lande. Sie wurde von einem jungen Nachbarn angeregt, der Go's Leidenschaft für Schrott teilte. Wir fuhren nächtlicherweile an den "Haufen" entlang. Wer etwas Brauchbares zu erkennen glaubte, stieg aus, jemand anderes kam ihm oder ihr zuhilfe, um das Trumm zu packen und aufzuladen. Es wirkte sehr abenteuerlich für die, die sitzenblieben: zwei dunkle Gestalten huschen auf undefinierbare Gegenstände zu, greifen sie und laden sie auf. Am nächsten Morgen kam der Katzenjammer. Es bestätigte sich, daß die Leute hier nur wegwerfen, was wirklich "fertig" ist, nicht wie in der Stadt: Kühlschränke, Waschmaschinen und Möbel, die noch brauchbar, nur eben nicht die neuesten Modelle sind. Einige der mitgebrachten Sachen wurden sofort für den nächsten Sperrmüll bereitgestellt.

Unsere Umgebung weiß, daß wir "auf Teufel komm raus" recyceln. Einerseits imponiert es ihnen. Andererseits ist es "Krattler"-Verhalten und paßt nicht zu den neuen Bungalows, die auch hier mehr und

mehr das Bild bestimmen. Soweit die Nachbarn noch in der Nachkriegszeit großgeworden sind, schmeißen sie brauchbare Sachen nur mit schlechtem Gewissen weg. Dann geben sie sie doch lieber uns, haben eine gute Tat getan und ihr Heim entrümpelt. Man bietet uns Betten und Matratzen an. Sie sind noch gut. Wir holen ab. Eines Tages komme ich mit fünf, sechs einwandfreien Kleidungsstücken nach Hause. Sie entsprachen so wenig meinem Geschmack, daß sie mit der nächsten Kleidersammlung vom Hof wanderten. Ich hatte es einfach nicht fertig gebracht, sie gleich abzulehnen. Mir fiel nichts Passendes ein. Hätte ich sagen sollen: Ich finde die Sachen scheußlich? Gestern kam ein Angebot vom Dorf, ob wir zu unseren zwei Simcas (City-Laster) nicht noch einen dritten haben wollen. Kostenlos. Sonst kommt er zum Schrottplatz. In diesem Falle raffte sich Go, nach einer Bedenkzeit, zu einem klaren Nein auf. Es war seit zwei Jahren niemand dagewesen, der aus 2 = 1 (Auto) gemacht hätte, und es war auch niemand in Sicht, der aus 3 = 1 machen würde. Und die Entwertung würde weitergehen, nicht nur durch den Zahn der Zeit, den Rost und andere Zerstörer, sondern auch durch neue Gesetze, die es plötzlich unrentabel machen, auch gut funktionierende Autos wieder herzurichten. Die Industrie will neue Autos verkaufen!



Foto: E. Seeger

Wir sammeln nicht nur Schrott oder finden Sachen, die zufällig passen. Auto-Schrottplätze fahren wir gezielt an, um Teile aus Unfall- oder Schrott-Autos für die Autos, die wir in unserer Werkstatt herrichten, auszubauen. Meistens rufen wir vorher an, ob das Teil oder die Teile für den jeweiligen Wagentyp da sind. Der Schrottplatz-Inhaber hat immer einen hervorragenden Überblick über seine Vorräte. Einen Schrotthändler kennt Go nur per Telefon, aber seit Jahren. Er wohnt nicht selbst beim Schrottplatz. Es wird telefonisch ausgemacht, was wir ausbauen wollen, man wird sich über den Preis handelseinig. Das Geld wird in einen Umschlag gesteckt und "nach vollbrachter Tat" in der Dorf-Wirtschaft abgegeben. Natürlich nicht, ohne sich bei einem Bier wieder aufzuwärmen.

Auf eben jenen Schrottplatz fuhren wir eines Tages um einen neuen Auspuff für „meinen" Golf auszubauen. Jedenfalls war der Auspuff hinüber und der Schrottplatz-Besitzer hatte uns am Telefon einen fast neuwertigen Auspuff von einem Unfall-Golf verheißen. Als wir auf dem Schrottplatz eintreffen, sehen wir gleich fünf übereinandergestapelte Golfs. Nach genauerem Hinblick zeigte sich, daß der Auspuff des vierten Autos am besten erhalten war. Was tun? Wie rankommen? Mit einem langen Abschleppseil banden wir Auto 5, das oberste, an mei-

nem Golf fest. Ich fuhr langsam, langsam an, bis ich Nummer 5 im Rückspiegel sich bewegen sah und dann vom Stapel herunterdonnern hörte. Wir wiederholten das Manöver mit dem Ausschlacht-Auto Nr. 4. Wir hatten Glück, es kam auf den Kopf zu liegen, so daß wir keine Mühe hatten, an den Auspuff heranzukommen. Das Ausbauen selbst war kinderleicht. Inzwischen ist dieser Schrottplatz leider geschlossen worden. "Aus Umweltgründen" hat es geheißen. Wir können es nicht glauben. Oder heißt "Umwelt" die scheinbar heile Welt, alles sauber, alles geleckt, alles weiß?

Die Schrott-Aktionen sind mir immer wichtiger geworden im Lauf meines Lebens auf der Mühle. Der Schrott erzählt so viele Geschichten aus unserer Zeit und Welt: so viel Mühe, so viel zum Teil krankmachende Arbeit steckt in all den Gegenständen, die schließlich auf dem Müll landen! Vergebliche Mühe, wenn sie von einer Mode überholt oder durch ein Gesetz uninteressant geworden sind! Die komplizierteste, ausgeklügelste Mechanik plötzlich ohne Wert! Abgeschrieben! Buchmäßig schon nach drei Jahren! Da finde ich es gut, wenn wir oder andere noch irgendetwas damit anfangen und sei es Kunstgegenstände daraus herzustellen (Bild unserer Vogelplastik).

Mein erstes Schrottplatzerlebnis hatte ich vor vielen Jahren auf dem städtischen Platz in München-Süd, gleich neben dem alten jüdischen Friedhof. Eine wohlerhaltene Couch-Garnitur, vielleicht nicht ganz mein Geschmack, aber feste, weiche Polster, wurde von einem Greifer hochgehoben und verschwand, wupp, in einem riesigen Crasher, der sie zermalmte! Das war noch zu einer Zeit, als auf dem dortigen Platz wohlerhaltene Gegenstände gelagert wurden und für einen 5er oder 10er zu kriegen waren. Oft waren es Ausländer, die sich Spielzeug oder Einrichtungsgegenstände dort besorgten. Ich habe einmal einen Schrank fürs Kinderzimmer dort geholt und frisch angestrichen. Einmal bekam ich ein paar Schlittschuhe in meiner Größe von dort. Aber die Couch-Garnitur hatte anscheinend zu lange niemand haben wollen.

Als ich kürzlich auf demselben Schrottplatz Einbau-Küchenschränke aus einer Wohnungsräumung abliefern will (bestimmt kann sie irgendjemand gebrauchen, denke ich, ist zwar Resopal, aber fast neu!), erfahre ich, daß nichts mehr gelagert und verkauft wird. Alles kommt sofort in den Crasher. Verfügung der Stadt! Bei 10% Münchnern, die unter der Armutsgrenze leben. Nicht zu fassen! Ich haste davon. Endzeitassoziationen im Kopf, Hilflosigkeit und Wut im Herzen.

KAPITEL 7

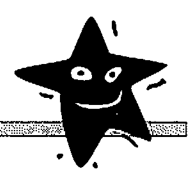




Foto: G. Hänel, GARP

Uwe Kurzbein

DIE PLACKEREI

Nachdenken über Heilung in der Gemeinschaft

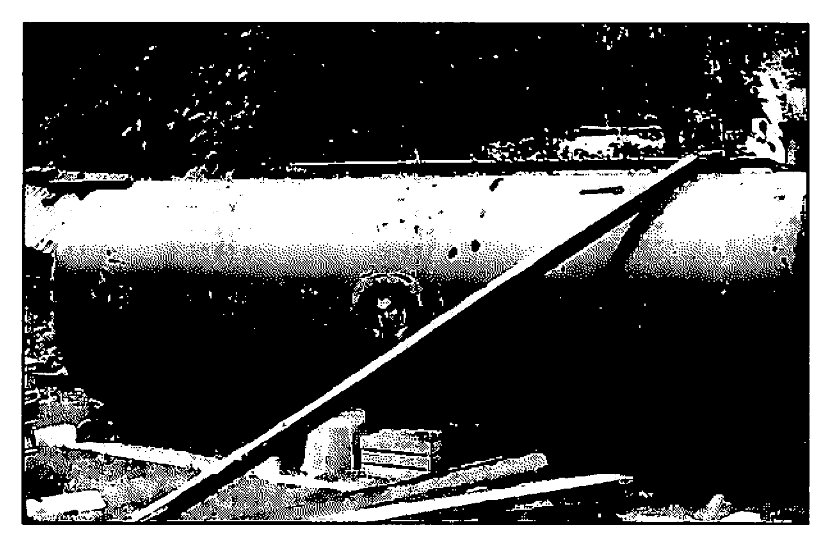


Foto: E. Poschmann

Ich werde weniger eine theoretische Abhandlung über dieses Thema „Heilung in der Gemeinschaft" zu Papier bringen, sondern gewissermaßen einen Erlebnisbericht von meinem Weg, von meiner Beschäftigung mit diesem Thema in meiner Gemeinschaft. Letztlich geht es um Anarchie, also um das Lebendige, um das Leben, um Liebe, Arbeit, Weisheit, die nicht Wissen bedeutet, sondern tiefe, sinnliche, authentische Erfahrung.

Heilung oder Krankheit waren für uns Menschen, die versuchten auf der Burg Lutter Gemeinschaft zu entwickeln und zu leben, zuerst keine politischen Themen. Ich habe sie erst nach einigen Jahren lutteranischen Lebens als dringlich empfunden und ins Spiel gebracht.

Daß die bürgerliche Gesellschaft mit den Sucht- und Arbeitsstrukturen, mit der Unterdrückung und Ausbeutung, der Isolation, der Hektik und der Konkurrenz die Menschen krank macht, war mir ein schon aus früheren Jahren vertrauter Kritikansatz. In einer anderen Gemeinschaftsform, also möglicherweise in der unseren, könnte es anders sein. Zumindest stellte sich für mich die Frage, wie denn nun eine Ge-

meinschaft sein könnte, damit nicht nur Krankheiten verhindert, sondern auch Krankheiten, mit denen wir in die Gemeinschaft hineingehen, geheilt werden. Mit Krankheiten meine ich nicht nur körperliche, sondern vor allem Neurosen, Süchte, also auch die psychosomatischen Krankheiten.

Die Erwartung jedenfalls, daß das Leben in der Gemeinschaft in jedem Fall gesünder sei als in meiner ehemaligen Zweizimmerwohnung in Braunschweig, erwies sich für mich als Irrtum. Gerade in den ersten Jahren habe ich beobachtet, daß es einigen meiner Freunde und Freundinnen immer schlechter ging, und auch ich selbst hatte einige heftige Asthmaanfälle zu überstehen. Auch heute noch ist das Thema Asthma nicht überstanden.

Eine andere Beobachtung will ich an dieser Stelle vorwegnehmen: Die Menschen, denen es in der Gemeinschaft in dieser Hinsicht nicht gut ging, und die Schwierigkeiten hatten, ihr Leben zu meistern, haben fast allesamt nach Lutter ein überraschendes Comeback außerhalb der Kommune erlebt. Viele, die ich gefragt habe, sind regelrecht erleichtert, das kommunale Leben endlich hinter sich gelassen zu haben.

Nichtsdestotrotz: Die Idee, der Bazillus dieser Idee sitzt fest in meinem Kopf und in meinem Herzen. Ich bin überzeugt davon, daß die Menschen in den Kommunen „gesünder" werden können und daß gerade dieser Prozeß eine Basis für die politische Arbeit und schließlich für die Veränderung in dieser Welt ist. Ich bin deshalb so sicher, weil ich eine Gemeinschaft kennengelernt habe, die sich die Heilung als Inhalt und Ziel gegeben hat. Ich habe vier Monate in diesem Kreis gelebt und weiß, was geleistet werden kann. Sicher, die Gemeinschaft, von der ich spreche, läßt sich in gar keiner Weise mit unserer „alltäglichen" vergleichen. Es handelt sich um eine Gemeinschaft in einer psychosomatischen Klinik. Die Methoden, die ich dort kennengelernt habe, auf Kommunen zu übertragen, wäre sicherlich fragwürdig. Beide Gemeinschaften, die ausschließlich therapeutische und die anarchistisch-alltägliche, sind vom Ansatz und vom Sinn her völlig verschieden. Dennoch habe ich viele Anregungen und Impulse mit in meine Gemeinschaft nehmen können, und auf uns zugeschnitten, könnten sie uns auch sehr viel weiterhelfen.

Damals, also vor fast 10 Jahren, ist mir das Buch „Krankheit als Weg" von Thorwald Detlevsen in die Finger gefallen, das ja heute in vielen halbspirituellen Bücherwänden steht. In dem Buch wird die Krankheit als Symptom beschrieben, das auf tiefsitzende Neurosen verweist und diese durch die Krankheit erst sichtbar werden läßt. In meiner fast zur gleichen Zeit beginnenden Therapie begriff ich in der Tat meine leidige Krankheit oft als einen Weg. Einen Weg, meine Wurzeln zu erkennen, meinen Kern, meine Identität zu finden, meine

Männlichkeit. Die Krankheit war Wegweiser für meine Sehnsüchte, für meine Defizite, sie war ein Wegweiser zu mir selbst und damit auch zu meiner Spiritualität. Am Ende meiner Therapie fragte mich Theo, mein langjähriger Therapeut, ob ich mir vorstellen könne, kein Asthma zu haben, und wie ich mich wohl ohne Asthma entwickelt haben würde. Ich konnte das nicht. Die Krankheit hat einen so umfassenden, bestimmenden Platz in meinem Leben eingenommen, daß ich sie selbst geworden bin.

Dieses Annehmen der Krankheit, dieses Akzeptieren im Gegensatz zum ständigen Abwehrkampf dagegen war eine meiner wichtigsten Arbeiten in der Therapie. Über meine eigene Analyse und über die vielfältigen Übungen und Therapieansätze, die ich im Laufe der Jahre kennenlernte, habe ich eingesehen, daß die Verwurzelung neurotischer Strukturen im jüngsten Kindesalter, wenn nicht gar im pränatalen Bereich liegt: Bei Mama im weichen Bauch, beschützt, weich, feucht, warm, versorgt und mit einem Gefühl versehen, zu dem ich sehnsuchtsvoll jahrzehntelang den Begriff Liebe verwendet habe.

An diese Zeit, also an den materiellen, körperlichen Anfang meines Lebens, kann ich mich trotz meiner Therapie nicht erinnern. Aber über das, was in der Psychologie „Projektion" genannt wird, kann ich sehr wohl eine Verbindung meiner heutigen Verhaltensweisen zu deren Ursprung erkennen.

Meine therapeutische Arbeit war immer eingebettet in das ganzheitliche Leben auf Lutter, und in die Gemeinschaft. Die Menschen also, mit denen ich zusammenlebe, haben mich auf diesem Weg begleitet. Erst im nachhinein habe ich erkannt, daß das Leben in der Gemeinschaft für meinen Heilungsprozeß ausgesprochen wichtig war. Hier bin ich überhaupt erst in die existentielle Not ge-langt, aus der heraus ich die Kraft entwickeln konnte, mit Therapie an meinen Neurosen zu arbeiten. In den drei Jahrzehnten vorher habe ich mich mit Medikamenten vollgestopft.

Das warme, feuchte, lockende Nest: Die Kommune!

Im Laufe der 13 Jahre, die ich auf Lutter nunmehr lebe, habe ich viele Männer und Frauen kennengelernt, die voller Elan mit einem dicken Bündel Hoffnungen und Erwartungen hierhergezogen sind, aus vielen unterschiedlichen Gründen wieder gegangen sind. Jeder und jede hat für den Ein- und für den Ausstieg einen eigenen privaten Grund in der eigenen Biographie. Dennoch scheint sich die Motivation auf breiter Ebene langsam zu verändern. Wenn es vor 13 Jahren fast durchgängig ein politisches Motiv war, so gibt es heute auch andere Motive, das des individualistischen „guten und leichten" Lebens zum Beispiel, immer noch verpönt, aber doch nicht zu übersehen.

Ich selbst wollte meine politischen Ideen und Ansprüche mit meiner politischen Arbeit näher zusammenbringen. Ich hatte bis dahin, zwar eingebunden in einen Freundeskreis und in die politische Szene, dennoch isoliert in der Metropole gelebt. Meine Ideen zur Gesellschaftsveränderung haben sich in erster Linie aus dem materialistischen Kritikansatz abgeleitet. Die politische Arbeit war eine Widerstandsarbeit und drückte sich durch Demonstrationen, Flugblätter, Initiativarbeit aus. Ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß auf diese Weise die Gesellschaft nicht zu verändern ist. Und zwar weil die Antwort des Staates auf Widerstand die gewaltsame Zerschlagung, die Kriminalisierung oder eine fragwürdige Legalisierung war. Einerseits, und andererseits weil ich nicht authentisch das leben konnte, was ich in Form meiner Utopie formuliert hatte. Ich war überzeugt, daß es diese Widerstandsarbeit geben muß, daß sie sinnvoll und notwendig sei.

Es war höchste Zeit, weniger zu reden, sondern zu handeln. Und das konnte damals nur so aussehen, daß unter den Rahmenbedingungen, nämlich Abschaffung des Privateigentums und Aufhebung der Isolation und der Kleinfamilie, ein Experiment begonnen werden mußte. Daraus ist dann für mich Lutter entstanden.

Der beschriebene politische Ansatz und die Motivation taugte für mich in den ersten Jahren, um in den chaotischen Wirren der ersten Zeit immer wieder eine gerade politische Linie zu finden, um mich zu orientieren. Dieser Ansatz taugt mit Sicherheit nicht, um den durchlebten jahrelangen Frust, die Nervereien, den Ärger, die Enttäuschungen, die Schwere dieser sozialen Arbeit abzudecken und zu erklären. Er taugt schon gar nicht dazu, über diese lange Zeit Mut zu schöpfen und Kraft zu gewinnen und weiterzumachen. Wenn ich mich mit meinen Freunden über dieses Thema unterhalte, dann stelle ich fest, daß es bei ihnen ähnlich ist. Ein sehr wichtiges Motiv, das zwar latent vorhanden war, bei vielen aber erst im Laufe der Zeit zum Vorschein kam, ist die Sehnsucht nach einem Nest, nach Geborgenheit, nach Wärme, nach Nähe. Ich habe im ersten Abschnitt diese Begriffe in Beziehung zur Mutter gebracht. Und es drängt sich mir in der Tat der Verdacht auf, daß diese Träume auf die Kommune projiziert werden und die Kommune eine Mutterrolle erfüllen soll. Die Reihe der Frustrationen ist somit vorprogrammiert.

Diese romantische Sehnsucht nach Nähe und Wärme hat trotz der vielen Rückschläge eine unglaubliche Zähigkeit entwickelt: Hier in dieser Gemeinschaft können wir uns endlich einander nahe sein, werden wir geliebt, opfern wir uns füreinander auf, helfen wir einander, unterstützen wir uns, sind füreinander da. Wir können in diesem Kommuneschoß angstfrei lieben und leben, nach dem Lustprinzip arbeiten, alles ganzheitlich natürlich, politisch ganz vorne, an der revolutionären Speerspitze, frei, ungebunden, in der Liebe schwelgend

und zwischen den Attacken angreifender Horden von den Pfirsichen triefenden Nektar und das Aroma von heimlich angebautem Cannabis aufsaugend.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma könnte es sein, das Bezugssystem, aber auch alle folgenden Systeme, die sich mir anbieten und die ich mir selbst erschaffe, zu entauthorisieren, also zu entmachten. Damit meine ich, daß die Strukturen, die sich über Regeln, Traditionen, Gepflogenheiten, Moral, Sitte, Anstand manifestieren, regelmäßig hinterfragt und umgestürzt werden sollten. Mir ist wichtig, mich immer wieder daran zu erinnern, daß ich mir diese Freiheit nehmen muß, damit ich zumindest hier auf Lutter diesen inneren Umsturz immer wieder vollziehen kann.

Die Theorie: „Neurose" und „Sucht"

In meinem Aufsatz verwende ich die Begriffe „Sucht" und „Neurose" in einem nicht allgemein bekannten Sinn. Deshalb will ich diese beiden Begriffe erklären.

Viele Therapieansätze gehen von der Zeit um die Geburt herum aus oder führen zu ihr hin. Kinder entwickeln als Antwort auf Angst oder Freude, auf Defizite in der Liebe und Zuneigung Verhaltensweisen, die zu ihrer Entwicklung und zu ihren Möglichkeiten passen. In gewisser Weise entwickelt das Kind Überlebenstechniken. Wenn erwachsene Menschen diese kindlichen Verhaltensweisen immer noch anwenden, obwohl ihnen andere, erfolgversprechendere Methoden zur Verfügung stehen könnten, dann bezeichne ich in diesem Aufsatz diese Verhaltensweisen als „neurotisch".

Diese neurotischen Verhaltensweisen Erwachsener können Krankheit und Sucht bewirken. Neurotisch können Verhaltensmuster sein, die in vergleichbaren Situationen wiederkehren und auf eine negative Art den Erfolg bringen. Ursache ist das Verlangen nach Zuwendung, nach Liebe und Beachtung. Negativ ist diejenige Verhaltensweise, die mir in meinem originären Bedürfnis nach Liebe in ewiger Wiederholung nur Haß und Ablehnung bescheren würde. Die Kritik der anderen ist dann der Ersatz für liebevolle Zuwendung. Krankheit und Sucht sind daher eng mit dieser Verhaltensweise verbunden. Positiv wäre eine Verhaltensweise, mit der ich meinen Wunsch nach lebendiger Liebe und Zuwendung befriedigen könnte. Ich nehme an, daß sich dies auf das Krankheitsbild in den Kommunen sehr positiv auswirken würde. Es geht mir außerdem um die Fähigkeit der freien Entscheidung, meine Verhaltensweisen oder Reaktionen im sozialen Kontakt auszuprobieren und möglichst bewußt zu wählen.

Das Phänomen der Sucht wird allgemein im Zusammenhang mit den Suchttherapien damit erklärt, daß die sozialen oder gesundheitli-

chen Zustände, in jedem Fall aber die damit verbundenen Emotionen nicht ausgehalten werden können und mittels der Droge zumindest zeitweise verdrängt werden. Wenn dieser Vorgang zwingend wird, also wenn ein Kontrollverlust eintritt, ist die Grenze zur Sucht und damit zur Krankheit überschritten. Als Suchtmittel eignet sich demnach alles, was von originären Gefühlen wegführt, sie verdrängt oder überdeckt. Die anerkannten „offiziellen" Suchtmittel sind Alk, Dope und ähnliches, Tabak, Narkotika (mittlerweile auch anerkannt), Zocken, Fressen, Sex, aber natürlich auch Arbeit, Fernsehen, Computer.

Sucht

Beim Einrichten unserer neuen Bibliothek auf Lutter ist mir ein altes Buch aus dem Jahre 72 in die Hände gefallen, in dem ich über folgenden Satz regelrecht gestolpert bin, weil ich ihn schon fast verlorengegangen glaubte: „Wenn wir den Staat verändern wollen, müssen wir uns selbst verändern". Das Buch heißt „Release" und beschäftigt sich mit den Suchtproblemen seiner Zeit. Es hat nichts an Aktualität eingebüßt.

Ich will den historischen Exkurs noch weiterführen. In dem Buch „Kommune 2" wird beschrieben, daß die Bedingung für revolutionäre politische Arbeit die Klärung der eigenen neurotischen Strukturen sei und die Genossen und Genossinnen sich in vehemente psychotherapeutische Arbeit begeben haben.

Das neurotische Kulturgut habe ich vor 13 Jahren als Gepäck gewissermaßen mit in die Kommune genommen. Das ist die Lage, von der ich ausgehe, um mitzuhelfen, eine andere Kultur, eine andere Lebensform zu entwickeln

In der bürgerlichen Situation lebt der Süchtige in seiner sozialen Umwelt, die ihn in seiner Suchtstruktur stützt. Sie macht es ihm möglich, durch Toleranz, durch das Vertuschen, durch die Privatheit, in der Sucht zu verbleiben. Die Anonymen Alkoholiker (AA) bezeichnen das als Co-Verhalten der sozialen Umgebung, also der Familie, der Arbeitskolleginnen oder der Freundinnen oder Freunde. In den ersten Jahren haben wir uns in unserer Gemeinschaft genauso verhalten. Wir haben die Sucht als Problem gar nicht erkannt oder nicht ernst genommen. Die meisten von uns haben gesoffen, geraucht, gedoped wie es in dieser Scene an der Tagesordnung war. Erst leidvolle Erfahrungen mit Freunden, die in die Sucht tiefer abgerutscht sind, haben mich für dieses Thema sensibel gemacht. Dennoch kann ich mich daran erinnern, daß wir auch in den ersten Jahren Alkoholiker, die bewußt in ihrer Sucht bleiben wollten, nicht aufgenommen haben. Einerseits ist über unsere politische Arbeit die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Sucht zwingend, andererseits konnte diese aber

nicht in die Praxis umgesetzt werden, weil wir auch immer wieder die Sucht in den privaten Bereich verdrängt haben. Das Leben in der Kommune fördert nicht automatisch Heilung oder den Abbau von Süchten. Das Gegenteil ist der Fall. Eine Gemeinschaft wirkt in erster Linie suchtstützend und suchtverhärtend.

Warum?

Ich habe mir dieses Phänomen so erklärt: Wenn ich, in meiner Mutter – Vater – Kindbeziehung Neurosen entwickelt habe, weil ich mit einem Defizit von Liebe, Nähe und Wärme aufwachse, und über diese Schiene auch meine wichtigen Liebesbeziehungen durchlebe und jetzt wieder genau diese Wünsche von meiner Gemeinschaft erfüllt haben möchte, dann projiziere ich genau dieses Eltern-Kind Verhältnis auf die Gemeinschaft. Da die Gemeinschaft aber weder Vater noch Mutter ist, kann sie dieses Defizit nicht stillen.

Es ist deshalb auch in diesem Kommunerahmen erklärlich, daß ich genau wie früher mit meinen erlernten Verdrängungen und neurotischen Mustern reagiere. Je mehr ich jedoch von der „Gemeinschaft" an Wärme und Zuneigung fordere, desto weniger werde ich bekommen, und je weniger ich bekomme, desto stärker fordere ich das. Daß ich das nicht bekomme, was ich mir von der „Gemeinschaft" wünsche, hat einen einfachen Grund: Die Gemeinschaft ist nicht konkret greifbar, nicht konfrontierbar, weil mit dem Begriff „Gemeinschaft" lediglich die Beziehung vieler Menschen zueinander beschrieben wird. Die emotionale Beziehungsstruktur „Ich zur Gemeinschaft" ist daher romantisch verklärt. Anders würde es sofort werden, wenn ich meine Wünsche nach Wärme und Nähe direkt, ohne Umwege an meine Beziehungspartner oder -partnerinnen richte, an meine Freunde oder Freundinnen, an jeden einzelnen Menschen in der Gemeinschaft persönlich. In dem Moment, in dem ich das mache, verlasse ich den Kreis ewigen vergeblichen Forderns und werde selbstverantwortlich. Es besteht die Möglichkeit, konkret über die Erfüllung dieser Wünsche zu verhandeln. Ich sage dazu, daß ich dann authentische Beziehungen eingehen kann. Leider geschieht das nur sehr selten.

Es gab über lange Zeiten keinerlei Ritual, keinerlei Instrument, dessen Anliegen es gewesen wäre, gegen die Sucht anzugehen. Einen Menschen aber, der mich auf irgendeine Weise dazu aufgefordert hätte, an meinen Süchten und Neurosen zu arbeiten, gab es schon gar nicht. Ich habe immer wieder beobachten können, daß einige meiner Freunde, aber auch ich selbst, gewissermaßen auf einer schiefen Bahn, immer stärker krank, anfälliger und immer weniger belastbar wurden. Einige gelangten mit steigendem Tempo an die kritischen Punkte, an denen sie zwingend ihr Leben verändern mußten.

Auf Lutter ist in den 13 Jahren bei fast allen Leuten das Bewußtsein so stark gewachsen, daß Alk- und Nikotinkonsum kritisiert wird.

Wenn soziale Kontrolle bei den „offiziellen Süchten" (Alk, Dope) in unserer Gemeinschaft ansatzweise versucht wurde, so funktionierte sie bei Arbeitssucht, Fernsehsucht, Beziehungssucht gar nicht mehr, weil diese Süchte eben nicht als Neurosen erkannt wurden. Die Frage der Suchtbewältigung hat sich mir oft gestellt. Denn wenn wir auch viele Methoden anwenden konnten, um Süchte zu erkennen, so haben wir uns hingegen oft fragen müssen, wie Süchte denn zu beheben seien.

Ich bin jetzt meinen Dopern auf die Schliche gekommen. Sie hatten mir ja schon weit vor dem eigentlichen Thema von sich aus bescheinigt, daß das gelegentliche Dopen den Horizont erweitert und deswegen in gar keiner Weise schädlich, sondern auf dem Wege zur Weisheit gewissermaßen Bedingung sei. In meiner Gemeinschaft zeigten die Doper auffallend unsoziale Verhaltensweisen, und zwar nicht nur in den Phasen des Genusses. Sie standen lange Zeit im Mittelpunkt einer heftigen Kritik, weil sie einmal ihre Arbeit in der Gemeinschaft nicht erfüllen konnten, also keine Verantwortung übernahmen, und zum anderen von ihnen keinerlei soziale Aktivitäten oder Anstöße ausgegangen sind.

Durch die teilweise heftige Konfrontation wurde das Ausweichen in die Droge immer häufiger, was noch mehr Ärger mit den anderen bewirkt hat. Das ist ein Suchtkarrussell.

Ein anderes Beispiel:

Ich bin extrem arbeitssüchtig. Das mir schon in die Wiege gelegte Leistungsprinzip sieht folgendermaßen aus: Wenn ich etwas gut mache, werde ich belohnt, mache ich etwas schlecht oder gar nicht, folgt die Bestrafung. Daraus entsteht dann das vermaledeite Muster: je mehr ich leiste, desto mehr werde ich geliebt. Diese Liebe, die ich bekam, konnte jedoch gar nicht genügen, weil sie sich auf frühkindliche Defizite bezog und deshalb nur im Kontakt mit meiner Mutter einen Ausdruck hätte finden können, aber nicht in projektionsdefinierten Beziehungen der späteren Jahre.

Weil ich geliebt werden wollte, habe ich mich bemüht, Leistung zu erbringen. Also habe ich mein Leben lang in die Hände gespuckt und geackert. Ich habe mich sozial und politisch fast bis zur Selbstaufgabe engagiert und in meine Liebesbeziehungen und in die Luttergruppe ausgesprochen viel Engagement und Leistung investiert.

So entsteht das „Leistung-Liebe-Nicht genug Liebe-noch mehr Leistung-Karrussell". Und genauso sieht die Beschreibung eines Suchtsystems aus.

Diese Suchtkreisläufe sind ein typisches Merkmal für eine leistungsorientierte bürgerliche Gesellschaft. Wenn sich in meiner Gemeinschaft diese Suchtkreisläufe zeigen, dann weiß ich, daß wieder bürgerliche, patriarchalische Strukturen kultiviert werden.

Heilung heißt, diese Suchtkreisläufe zu durchbrechen. Das kann ich jedoch nur, wenn ich versuche, meine inneren Strukturen zu verändern.

Strukturveränderung heißt immer, die alten, gewohnten, „sicheren“, berechenbaren, liebgewordenen Verhaltensweisen zu verlassen. Das bedeutet, Sicherheit abzulegen und in unsichere Zustände zu gehen. Wenn Situationen für mich unsicher sind, habe ich immer Angst. Ich stehe deshalb vor meiner Angst, mit der ich mich auseinandersetzen kann. In den Siebzigern stand als Erfahrung aus den Straßenkämpfen an den Toilettenwänden: „Wo die Angst ist, ist der Weg“. Für den inneren Kampf um strukturelle Veränderungen gilt dieser Satz genauso. Sicherheit zu verlassen bedeutet fast immer, die authentischen Gefühle zu leben und auszudrücken. Bei Freude und Liebe mag sich die Stimmung in der Gemeinschaft jubelnd in die Lüfte heben. Zorn, Wut, Aggressionen, Haß sind von den Mitgenossinnen nicht leicht zu ertragen und zu akzeptieren.

Ich habe für diese Art des Einandermitteilens den Begriff der „direkten Kommunikation“ gewählt. In dem Buch „Das Mann – Frau Buch“ von Ron Smothermon bezeichnet er das authentische Erleben als das „Reich des Absoluten“, das keinen Vergleich mit der Vergangenheit und der Zukunft zuläßt, weil es jetzt, hier passiert. Wir meinen beide das gleiche, nämlich das „Hier und Jetzt“.

Die Begriffe „falsch und richtig“, „Recht und Unrecht“, „Schuld und Unschuld“ haben dann in diesem Zusammenhang nichts mehr verloren.

Heilung und Spiritualität

Die Anonymen Alkoholiker (AA) sagen zu dem Punkt, an dem die Veränderung ansetzen kann, „Kapitulation“. An unsere Brauhauswand haben die Genossen vor 14 Jahren den Satz geschrieben: „Du veränderst Dich erst, wenn Du es nicht mehr aushältst“.

Kapitulation bedeutet, daß Hilfe notwendig ist und daß das Heilen dieser Sucht oder der Krankheit oder der neurotischen Struktur nicht aus eigener Kraft möglich ist. Es ist die Erkenntnis, daß die eigenen Kräfte nicht unerschöpflich sind und daß ich nicht nach meinem freien Willen über mich und meinen Körper entscheiden kann. Es gibt eine Grenze. Die Spiritualität ist ein Weg, der das Verständnis dafür entscheidend fördern kann. Ich erinnere mich an einen Mann, der in seiner Weisheit sagte: „Du mußt arbeiten bis an Deine Grenze, der Rest wird Dir vielleicht geschenkt.“ Hier setzt das an, was ich unter Spiritualität verstehe.

Das Prinzip der Kapitulation habe ich auf vielen Ebenen getroffen. Sei es, um Süchte zu bewältigen, Heilung zu erlangen, die mütterliche

Liebe zu ergattern oder die Prinzessin auf der Erbse zu finden. Ich jedenfalls bin oft an meinen Punkt gekommen, an dem ich Hilfe brauchte.

Als Anarchist und Mann allerdings hat es mich irrsinnige Mühe gekostet, dies zu akzeptieren. Die Neigung, alles alleine machen zu wollen, ist paradoxerweise bei mir, aber auch bei meinen Freunden tief im Bewußtsein verankert. Wir nölen zwar allesamt jahrelang darüber, daß jeder von uns alleine in seinem Betrieb arbeitet, und hadern mit unserem politischen Anspruch, im Kollektiv arbeiten zu wollen. Indes denken wir lieber darüber nach, wie wir eine Arbeit alleine schaffen können, als andere um Hilfe zu fragen. Selbst auf dieser Arbeitsebene fällt es uns schwer, unsere Leistungsgrenze zu akzeptieren. Ungleich schwerer fällt es mir auf einer spirituellen Ebene, zu der ich ohnehin kaum einen Zugang habe.

Die AA's haben dafür die höhere Macht eingeführt. Wie diese höhere Macht nun genannt wird, habe ich für mich selbst ausgemacht, und es liegt sicherlich auch bei mir, wieviel Einfluß ich ihr auf mein Leben gebe. Manche nennen das Gott, und für sie mag es das sein, was die Kirche lehrt. Für mich ist das anders: Ich habe seelisch, geistig und körperlich erfahren, daß es für mich wichtig ist, meinen Platz in dem großen Gefüge zu finden, meine Zugehörigkeit zu diesem Universum oder, um auf dem Boden zu bleiben, meinen Platz hier auf der Erde.

Diesen festen Platz spüre ich, wenn ich meine bioenergetischen Übungen unter der Kastanie vollziehe. Ich spüre den Wind, die Luft, die Wärme oder Kälte, ich höre die Vögel und erfahre den Duft der Blumen. Ich bin real fühlbar eingebunden in den Kreislauf, in die Natur. Das ist, sehr bescheiden, meine „höhere Macht" und meine Spiritualität.

Ich weiß, daß ich bei meinen Genossen, als gestandener Anarchist, ungläubiges Staunen hervorrufe. Die Widerstände, die aus dem linken Lager kommen, sind ja bekannt und im Angesicht der Esoschwemme auch berechtigt. Ich selbst war und bin ein heftiger Kritiker der Esoterikszene. Alles, was in den Esozeitschriften an spirituellen „workshops" dargeboten wird, erscheint mir nicht nur deswegen suspekt, weil es bei uns auf dem Klo liegt, sondern weil es mir äußerst widersinnig vorkommt, das Wissen um Spiritualität zu prostituieren. Diese Spiritualität auf Bestellschein meine ich also nicht.

Warum ist das Verständnis für Spiritualität bei der Heilung wichtig?

Ich habe von der Kapitulation gesprochen. Solange ich gegen mein Asthma kämpfe, werde ich es nicht los. Ich habe es oft mit meiner Faust verglichen, die ich auf den Tisch drücke. Je stärker ich drücke, desto stärker drückt auch der Tisch. Solange, bis beides zusammenbricht. Um von meinem Leiden loszukommen, muß ich es annehmen.

Wenn ich es annehme, kann ich einen Sinn darin sehen. Wenn ich es annehme, kann ich es loslassen. Und damit bin ich auf der spirituellen Ebene. Diese Ebene erschließt mir den Weg zu meinen Energien, zu meiner Lebendigkeit, zu meinem Platz.

Aus meiner Zeit bei den AA's habe ich noch einen Vers in Erinnerung, mit dem wir stets unsere Runden beschlossen haben:

„Gott gebe mir die Gelassenheit, die Dinge anzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, die Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine von dem anderen zu unterscheiden". Ich habe diesen Vers trotz der göttlichen Einleitung als sehr revolutionär empfunden, weil er zur Veränderung geradezu aufruft und Mut macht. Für mich beschreibt er die eine Möglichkeit der Veränderung, und das ist die über die Weisheit, über das Bewußtsein, den Kopf. Diesen Weg, denke ich, gehen nur sehr wenige Menschen: Analyse, Entscheidung, Veränderung.

Die andere Art der Veränderung läuft über den Punkt, an dem ich es „nicht mehr aushalte", über die Kapitulation. Der Punkt des „no return". Die Chance in der Krankheit liegt also genau hier.

Die Schamanen bringen sich selbst bei ihrer Initiierung an diesen Punkt, an dem sie an der Todesschwelle stehen. Das ist der Punkt, an dem sie sich entscheiden müssen, sich zu verändern und darüber Weisheit zu erlangen oder zu sterben.

In vielen Märchen wird beschrieben, daß Veränderung über Schmerz, Leid und Tod erfolgt. Die Ursachen für Krankheiten und Süchte gelten als gesellschaftlich bedingt. Sobald allerdings in unserer Gemeinschaft Krankheit oder Sucht auftreten, werden sie zur Privatsache erklärt.

Unsere politischen Ideen haben die Freiheit des Individuums zum Inhalt. Die Moral daraus läßt soziale Kontrolle nur schwer zu. Es hat sich deshalb auch bei uns so entwickelt, daß wir dazu neigen, uns nicht oder nur wenig einzumischen. In einer Kultur, die sich durch Neurosen und Suchtstrukturen auszeichnet und mit immensen Verdrängungsmöglichkeiten aufwartet, werden die in ihr sich bildenden Subgesellschaften in der ersten Phase diese Struktur ausnahmslos kultivieren. Verdrängung und Sucht bedeutet immer Blockade, Runterschlucken, Hemmung. Meine Gefühle gehören mir, mein Kopf und meine Gedanken sowieso, und was ich mit meiner Krankheit mache, ist auch meine Sache. Als ich meiner Mitgenossin am Tisch von diesem Aufsatz erzählte, hat sie gemeint, was geht die Leute das an, was hier am Tisch passiert.

Heilung in der Gemeinschaft zwingt also zur Öffentlichkeit, zum Offenlegen der Gefühle, der Gedanken, der Hoffnungen und Wünsche.

Die Burg und die Republik

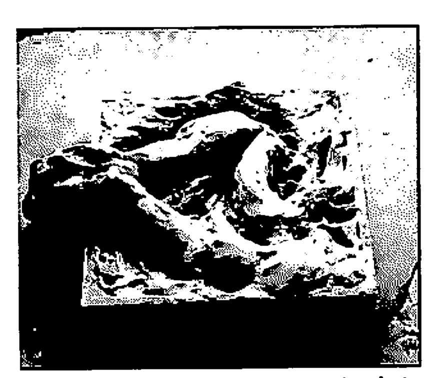
Der Unterschied zwischen der Burg Lutter und der Republik ist folgender: Auf der lutteranischen Burg, also in meiner Kommune, sind die Möglichkeiten der Verdrängung, die die „Republik" anbietet, nicht in dieser Vielfalt vorhanden und lassen sich wegen der sozialen Kontrolle auch nicht so unbeschwert nutzen. Ich meine damit nicht nur die offiziellen Süchte, sondern alle anderen Süchte auch, die ich beschrieben habe, und vor allem auch die neurotischen Verhaltensweisen. Ich hatte vor Lutter in meinem Appartement in Braunschweig viele Ausweichmöglichkeiten, über die ich meine neurotische Struktur so kultivieren konnte, daß sie in das gesellschaftliche Bild paßte. Meine damaligen Bekannten waren alle so oder ähnlich. Wenn die Umwelt verraucht und versoffen war und meine Architektenkollegen im Arbeitswahn versanken, warum, um alles in der Welt, sollte ich das nicht auch tun? Und warum sollte ich ausgerechnet in der Kommune auf meine Süchte verzichten? Schließlich haben ja auch hier alle meine Kampfgenossinnen gesoffen, geraucht und gehascht. Wer nicht mitmacht, isoliert sich. Das ist heute auch so. Wenn ich mit meinen Freunden reden will, muß ich in Kauf nehmen, vollgequalmt zu werden. In der Kommune ist das soziale Miteinander die Grundlage des Zusammenlebens. Süchte und Neurosen, wie ich geschrieben habe, sind von der Tendenz her immer unsozial. Damit meine ich, daß das soziale Zusammenleben nur dann befriedigend erlebt werden kann, wenn Süchte und Neurosen abgebaut werden. Dieser Widerspruch, nämlich Sucht und Gemeinschaft, führte in den ersten Jahren bei uns zu irrsinnigen Spannungen und Zerreißproben. Meine Erfahrung war, daß wir als anarchistische Gemeinschaft nur dann überleben können, wenn wir an dieses heiße Thema immer wieder herangehen.

Bei uns stand die Ökonomie im Vordergrund. Die Lernziele waren: Zusammen arbeiten – kollektives Arbeiten. Das wurde akzeptiert. Der Frust vor der völlig anderen Realität war entsprechend hart und schwer zu verkraften. Die Sehnsucht nach paradiesischen Zuständen, nach Nestwärme, war bei vielen von uns vorhanden. Die Einsicht, daß diese romantischen Erwartungen ihre Wurzeln in dem zuerst beschriebenen Mutter-Kind-Beziehungsfeld haben, ist nur schwer zu erlangen. Ich habe den Eindruck, daß der Weg zur inneren Weisheit über diese Kreuzung führt. Die Einsicht, daß es sinnvoll und notwendig ist, sich mit diesem Thema zu beschäftigen, muß sich jede und jeder von uns hart erkämpfen, weil unsere politische Moral den politischen Feind immer außerhalb von uns ortet. Mir ist es ähnlich ergangen. Diesen Weg habe ich mir erst im Laufe meiner Therapie erschlossen, die ich in erster Linie wegen meines Asthmas begonnen habe und

nicht, um mich in meinen persönlichen Suchtstrukturen zu verändern. Auch die ungeheure Literaturmasse, die seit Jahrzehnten produziert wurde, hat bei mir nicht den Ausschlag gegeben, sondern die ganz schlichte, aber bittere Erfahrung, an der Schwelle zur Hölle zu stehen und in meinen Asthmaangstzuständen dem „point of no return" immer näher zu rutschen.

Ich bin seinerzeit in meine Gemeinschaft gezogen, ohne über soziale Strukturen viel zu wissen. Wir alle haben uns blind in dieses soziale, gruppendynamische Abenteuer gestürzt, und je nach der Heftigkeit der Situationen und der Konflikte hat jeder und jede versucht, auf seine Art mit seinen Mitteln zu überleben. Das heißt konkreter: Wir mußten auf unsere individuellen Krankheiten und Süchte ausweichen. Dabei konnten wir in unsere Sozialisationskiste greifen und vehement entsprechend dem bürgerlichen Eltern-Kind-Muster drauflosschlagen: „Ich habe recht, Du hast unrecht, ich will, daß Du Dich so verhältst, wie ich es mir wünsche!". Dazu sage ich, das ist genau das bürgerliche Machtmuster, mit dem traditionell Konflikte ausgetragen werden.

Dieses Machtmodell beinhaltet Konkurrenz, Neid, Kampf, Krieg, Unterdrückung, Hierarchie. Es verhindert Offenheit, Gefühle, Ehrlichkeit. Damit verhindert es auch die Arbeit an den eigenen Strukturen. Nach diesem System haben die Dickfelligsten überlebt. Alle anderen sind gegangen.



Das Tonfeld *Foto: U. Kurzbein*

Die ersten praktischen Versuche auf Lutter

Unser Weg zur Einsicht war lang. Die Situation sah nach etwa fünf Jahren folgendermaßen aus: Die Betriebe waren aufgebaut, die Schulden nahmen ab, und wir hatten im Grunde genommen keine wirtschaftlichen Sorgen mehr. Glücklich jedoch waren wir nicht. In dieser Situation fragten wir uns alle, wie meist in stark depressiven Phasen, ob denn das jetzt alles sei? Ist das, was wir jetzt entwickelt haben, das Modell, das uns glücklich macht und das wir auch anderen vermitteln können? Es reichte nicht. Wir spürten fast alle ein großes Defizit in unseren Beziehungen zueinander. Wir mußten, wenn wir überleben wollten, an gruppendynamischen Situationen und Beziehungen arbeiten.

Unsere Anfänge waren zaghaft und holperig. Wir machten einige Zeit Supervision, wir fingen an, unsere gruppendynamischen Strukturen zu untersuchen und zu hinterfragen, wir machten alle möglichen halbtherapeutischen Spiele. Über die Kritik an unserem eigenen Sprachgebrauch, an unseren Sprachmustern, in denen auch Machtstrukturen zum Ausdruck kommen, gelang es uns, in den Prozeß der inneren Veränderung einzusteigen. Zu diesem Zeitpunkt haben sich noch alle Menschen der Lutter-Gruppe an dem Versuch beteiligt.

Wie in der Schule haben wir die TZI-Regeln gepaukt (Themenzentrierte Interaktion). Eine dieser Regeln heißt: „Störungen haben Vorrang". Damit ist gemeint, daß Probleme, die vom eigentlichen Thema ablenken, zuerst behandelt werden sollten. Kummer und Sorgen hatten wir stets. Die Folge war, daß wir über lange Zeiten uns mit unseren Sorgen und Nöten beschäftigt haben. Von hier aus war der Schritt in den therapeutischen Bereich hinein nur ein kleiner. Wir konnten einen Einblick in viele Therapiemethoden gewinnen, so daß wir auch analytisch und energetisch miteinander arbeiten konnten. Je mehr wir autodidaktisch in diesen Bereich eindrangen, desto weiter kamen wir an die Ursachen unserer Neurosen heran. Aber je heftiger wir hier thematisch einstiegen, desto mehr Genossinnen und Genossen verließen die Runden. Von den ehemals 10 Menschen, die täglich in unseren Runden saßen, war nach 2 Jahren nur noch die Hälfte dabei.

Woran lag das? In erster Linie haben sich zweierlei Dinge gezeigt:

Zum einen sind wir an unsere Grenze gestoßen. Diese Grenze war unsere eigene Betroffenheit und die damit fehlende Distanz zur Analyse. Zum anderen war die Psychoarbeit für einige alte Genos-sen und Genossinnen, aber fast für alle neuen, zu anstrengend und zu bedrohlich. Für viele lösen die Begriffe Therapie, Psycho, Gefühle, Sex und Liebe heute soviel Abwehr und Angst aus, daß sofort Betonmauern entstehen, wenn diese Begriffe auch nur erahnt werden.

Um uns den Weg zu erleichtern, schufen wir uns einen „geschützten Raum". Das war unsere „Mittagsrunde". „Geschützter Raum" bedeutet, daß alles, was in ihm entsteht – ohne Sicherheitsnetze, offen und verletzbar – auch verläßlich in diesem Raum verbleibt und nicht etwa Gesprächsstoff der nächsten Kaffeerunde wird. In diesem geschützten Raum wurden die Sehnsüchte nach Liebe und Zuneigung deutlich. Die eigenen Strukturen wurden transparent. Obwohl die Motive ähnlich waren, waren die Verhaltensmuster, um Liebe und Zuwendung zu bekommen, oft sehr unterschiedlich: Karl z.B. redete bei jedem Thema ewig lange, auch dann noch, wenn ihm offensichtlich niemand mehr zuhörte. Er redete auch dann noch weiter, wenn ihm Proteste heftig entgegenschallten.

Fritz machte das so, daß er sich in jeden Konflikt, den andere miteinander in der Runde austragen wollten, einmischte und damit den

Konflikt an sich zog. Das Ergebnis war ,daß die ganze Gruppe jetzt über ihn herfiel.

Clara setzte jahrelang immer wieder ohne ersichtlichen Grund eine so finstere Miene beleidigt auf, daß alle anderen zusammenzuckten und ihnen eine Gänsehaut den Rücken herunter lief.

Karl-Heinz brachte bei jedem Anlaß über Jahre die typische, aber unerfüllbare Forderung nach mehr Gemeinschaft ein, und die Beteiligten stiegen auch jedesmal heftig diskutierend darauf ein. Nur Karl-Heinz selbst entzog sich den meisten gemeinsamen Unternehmungen.

Und ich bekam in genau pointierten Situationen meinen Asthmaanfall, so daß ich mich aus jeder authentischen Begegnung herausziehen konnte, immer dann, wenn mir ein Thema zu heiß wurde. Auch ich habe über Jahre penetrant die Notwendigkeit von intensiven Beziehungen zueinander eingeklagt.

Das waren unsere unterschiedlichen Versuche, über negative Äußerungen Zuwendung zu bekommen. Als wir das erkannt hatten, versuchten wir es direkter.

Ich konnte lernen, mir auf geradem Wege diese Zuneigung zu holen, die ich brauchte. Ich konnte aber auch lernen, Abschied von dem zu nehmen, was ich nicht bekommen würde. Das war ausgespochen schwierig und erforderte viel Mut, weil gerade dieser Bereich sehr angstbesetzt ist. Selbst in meinem 4. Jahrzehnt, nach Jahren heftiger Therapie, stand die Sehnsucht nach mütterlicher Liebe immer noch im Zentrum meiner Bemühungen. Natürlich verschleiert, unterschwellig und längst nicht offen, denn ich halte mich ja selbst für einen gestandenen Mann und nicht für ein Muttersöhnchen. Aber mein Asthma, mein unbarmherziges Barometer, hat mich immer wieder auf diese Sehnsucht und auf dieses Defizit hingestoßen. Wenn ich ehrlich sein will, muß ich zugeben, daß ich meinen Körper und meine Gefühle nicht hintergehen kann.

Langsam bin ich im Laufe der Jahre, in denen ich mich mit diesem Thema auseinandergesetzt habe, meinem Ziel näher gekommen. Dem Ziel, andere Lebensbedingungen zu entwickeln, in denen Lebendigkeit – also auch Gesundheit – möglich ist. Voraussetzung dafür ist jedoch, daß ich mich in die therapeutische Arbeit zur Veränderung beständig hineinbegebe und lerne, die Gemeinschaft als soziales Lernfeld anzunehmen. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß das Leben in unserer Gemeinschaft ein Weg sein kann. Ich habe hier die Möglichkeiten, meine Gefühle zu erkennen und ihnen in einer partnerschaftlichen Beziehung zu meinen Freunden auch lebendigen Ausdruck zu verleihen. Das ist für mich eine wichtige Grundlage, um gesünder zu werden.

Die Anarchie

In unseren alltäglichen Mittagsrunden haben wir den Anarchiebegriff in unterschiedlichen Entwicklungsphasen weiterentwickelt. Wir sind ausgegangen von der Definition: Anarchie bedeutet Ordnung ohne Herrschaft, wobei bei uns zumindest Herrschaft immer mit Hierarchie gleichgesetzt wird, obwohl es inhaltlich etwas ganz anderes sein kann. Darüber sind wir zu den freien Entscheidungen gekommen. Frei entscheiden können wir uns, wenn es uns gelingt, unsere zwangsneurotischen Verhaltensmuster abzulegen. Dadurch entdeckten wir die authentische Lebendigkeit, und diese ist die Voraussetzung für meine Utopie „Heilung und Weisheit". Anarchie kann demnach für mich nur bedeuten, daß ich mich in die Lage versetze, wirklich frei zu wählen und mich frei zu entscheiden. Anarchie ist pulsierende Lebendigkeit. Frei entscheiden kann ich mich nur, wenn ich die wichtigsten meiner Neurosen verabschieden kann und ich mich nicht mehr dem Zwang ausgesetzt sehen muß, mich aufgrund meiner ansozialisierten Verhaltensweisen zu entscheiden. Wenn ich eine Ahnung von Lebendigkeit erwischen will, ist es wichtig, daß meine Energien auf möglichst wenig Blockaden treffen. In diesem Zusammenhang bekommt der Begriff der Krankheit einen anderen Inhalt.

Ich suche fünf Hardcorecomics. Wer hat die, bzw. weiß, wer die hat? Chr.
Sowas Hohles. Und da willst du an den Biokartoffeln sparen. Scheiß gemeinsame Ökonomie! Scheiß linkes Politikverständnis! H.
Die sind noch von vor meiner Kommunezeit, jetzt ist alles ganz anders – ganz?? Chr.

Niederkaufunger Mitteilungsrolle

Krankheit ist angebunden an Zwang, an Unfreiheit, an Blockaden. Sinnvoller wären in diesem Zusammenhang die Begriffe von Lebendigkeit und Unlebendigkeit. Die freie Wahl kann auch bedeuten, daß ich mich für eine Krankheit entscheide, weil ich mir erhoffe, damit auf meinem Wege einen Schritt weiter zu kommen. Freie Entscheidungen lassen sich nicht in die Kategorie von „Richtig und Falsch" einordnen. Immer wenn ich mich frei entscheide, dann nehme ich die Verantwortung für mich selbst in die Hand. Ich brauche nicht zu betonen, daß der Weg lang und steinig ist, mit vielen hintergründigen Tricks versehen.

Die letzte Entdeckung: Den geschützten Raum gibt es in unserer Gemeinschaft nicht!

Immer wenn es um Veränderung geht, habe ich den „geschützten Raum „angeführt, in dem wir auf eine soziale Bestrafung verzichten

wollten. Weil wir das tun wollten, sollte dort alles erlaubt sein. Und weil alles erlaubt sein sollte, konnten wir auch alles ausprobieren.

Ich habe in den letzten Wochen gemerkt, daß das eine meiner romantischen Ideen war, die keine reale Basis haben. Ich habe mich während der langen Jahre unserer halbtherapeutischen Bemühungen in diesem vermeintlich „geschützten Raum „nämlich gefragt, warum wir einander nicht näher gekommen sind, warum wir die „Liebe und Freude“ nicht leben konnten, warum wir statt zufriedener und gesünder, unzufriedener und kränker geworden sind. Warum sind viele Genossinnen von diesen Runden weggeblieben? Wieso scheiterte der Versuch mit dem geschützten Raum? Wir lebten nicht nur in dem geschützten Raum zusammen, sondern verbrachten den ganzen Tag in unserer Küche oder am Arbeitsplatz zusammen. Wenn wir es schafften, in dem sogenannten „geschützten Raum“ unsere persönlichen Probleme, die wir miteinander hatten, zu bearbeiten, dann ließ sich das, was wir dort herausbrachten, nicht von der Zeit danach abspalten. Wenn soziale Offenheit erprobt wurde, also Leute ihre Schutzkleidung ausgezogen und auf Taktik verzichtet hatten, dann blieben oft außerhalb des geschützten Raumes soziale Konsequenzen nicht aus. Das, was wir dort als Experiment versuchten, hatte sofort soziale Konsequenzen am Küchentisch zur Folge. Wenn ich damit rechnen mußte, für Verhaltensweisen, die ich ja erst ausprobieren wollte, bestraft zu werden, dann brauchte ich für dieses Experiment sehr viel Mut. Meistens habe ich es dann lieber gelassen.

Unsere Runden waren in dieser Hinsicht daher eine Falle. Sie waren dennoch für die Analyse nicht verzichtbar. Was das Erlernen anderer sozialer Verhaltensweisen anging, so war ein sichtbares Ergebnis kaum zu beobachten.

Seit etwa zwei Jahren ist dieser geschützte Raum gänzlich wieder verschwunden. Es geht wieder zu wie vor 13 Jahren, und zwar mit allem, was die bürgerliche Welt an sozialen Machtmitteln anbietet. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß auch ohne den eben „entlarvten“ geschützten Raum soziale Bestrafung wieder an der Tagesordnung ist. Das drückt sich so aus, daß ich ausgelacht werde, wenn ich über meine Gefühle und Ideen sprechen möchte, ich werde über die Begriffe „recht“ und „unrecht“ bewertet. Fast automatisch stellt sich taktisches Verhalten ein. Es kostet mich viel Kraft und Mühe, auch in diesen Zeiten meinen Kern zu finden und bei mir zu bleiben und nicht auf alte Muster zurückzufallen. Ich merke, daß ich längst nicht mehr frei in meinen Aktionen bin. Angst ist das Ergebnis, Mißtrauen, Mißgunst und ähnliches. Angst blockiert und schnürt die Luft ab. Das Ergebnis ist wieder zunehmende Krankheit. Bei mir ansteigende Häufigkeit meiner Anfälle. Angst schnürt die Kehle zu. Jeder kennt dieses Gefühl der Hilflosigkeit, der Bewegungslosigkeit, der Starrheit.

Wenn wir unsere soziale Talfahrt, die ich in diesem Aufsatz ja öfter angesprochen habe, überwinden wollen, dann müßten wir uns wieder neue Wege suchen. Die Distanz zwischen dem geschützten Raum, und der täglichen Lebenssituation muß vergrößert werden.

Ich erinnere mich an das Prinzip der Anonymität bei den Anonymen Alkoholikern. Wenn wieder halbtherapeutische geschützte Räume aufgebaut werden sollen, dann ließe sich das nach einem ähnlichen Modell bewerkstelligen. Ich denke hier an Runden, in die von unter-



Foto: U. Kurzbein

schiedlichen Kommunen Leute hineingehen, so daß die Anonymität der sozialen Experimente in der ersten Phase jedenfalls gesichert bleibt und mir damit keine soziale Schelte am eigenen Herd droht.

Die Utopie! :

Wie könnte die Gemeinschaft strukturiert sein, die die Heilung, das Gesunden möglich macht. Und zwar so, daß der Gemeinschaftsversuch nachvollziehbar und übertragbar wird und somit eine Antwort auf die bestehenden Verhältnisse sein kann? Wilhelm Reich beginnt sein Buch über die Funktion des Orgasmus mit dem Satz: „Arbeit, Liebe, Wissen, sind die Quellen unseres Lebens. Sie sollten es auch beherrschen". Ich meine, wir täten gut daran, diese drei Teile wieder zu

einem Ganzen zusammenzufügen. Das aber kann gelernt werden. Ich habe erlebt und gesehen, mit welchen Methoden das geschehen kann, und wie wir uns so konditionieren können, heil in unserer Gemeinschaft zu werden und zu leben. Wenn wir es denn nur wollten.

Literaturverzeichnis:

Wilhelm Reich: Die Entdeckung des Orgons, Funktion des Orgasmus, Verlag Kiepenheuer + Witsch, Köln, 1969 + 1987.

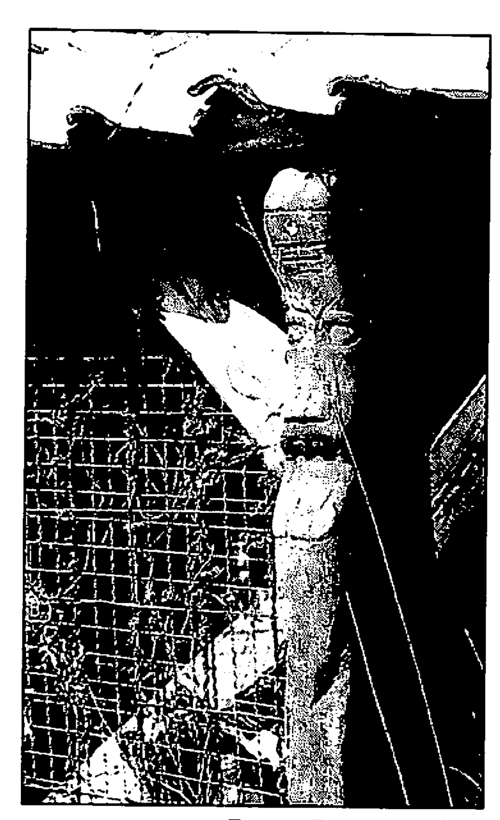
Ron Smothermon m.D.: das Mann-Frau Buch, Drehbuch II, die Transformation der Liebe, Context Verlag Bielefeld 1988 + 1992, Originaltitel: The man woman book.

Kommune 2 – Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums, kollektives Leben und politische Arbeit verbinden! Reprint Edition Ceuta-Press, Luxembourg 1975

Helft Euch selbst – der Release-Report gegen die Sucht: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1971

Thorwald Detlefsen, Rüdiger Dahlke: Krankheit als Weg, Deutung und Bedeutung der Krankheitsbilder, Bertelsmann Verlag GmbH, München 1989, Goldmann Verlag, 199o.

Radikale Therapie – Vorbemerkung des Redaktionskollektivs



„Totem". Foto: U. Kurzbein

In politisch motivierten egalitären Gemeinschaften wurde die Arbeit an der Entwicklung des Einzelnen bzw. an der Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen lange als überflüssig angesehen. Die Aussage: „Die Veränderung des Einzelnen führt zur Veränderung der Gesellschaft und ist Bedingung dafür" galt als Ausrede von Menschen, die ihren Rückzug aus gesellschaftspolitischen Engagements rechtfertigen wollten.

Erst in den letzten Jahren setzt sich mehr und mehr die Erkenntnis durch, daß Gemeinschaftsentwicklung ohne die gezielte Entwicklung der Einzelnen und ihrer Ausdrucksmöglichkeiten kaum realisierbar ist. Die Methode der „Radikalen Therapie" hat in mehreren Gruppen eine bemerkenswerte Akzeptanz: einige Gemeinschaften wenden sie bereits an, andere diskutieren ihre Einsatzmöglichkeiten.

Daniela und Thee von der Gruppe „Feuerland", die diesen Ansatz in unsere Kommunezusammenhänge eingebracht hat, beschreiben in diesem Text Grundlagen und theoretische Hintergründe dieser Methode.

„Thee“ Thomas Hillar – Daniela Frick

VON GROLL-, SCHMUSE- UND GESPINSTERUNDE

Einführung in das Konzept der „Radikalen Therapie“ in der Kommune Feuerland

> *„und die Bedingung der Anarchie ist für mich*
> *die Überzeugung,*
> *daß jeder Mensch die Möglichkeit in sich trägt,*
> *sein Verhalten zu ändern, solange er lebt.“*
> *(Gustav Landauer)*

Seit nunmehr fast drei Jahren arbeitet die Feuerlandgruppe mit dem Experiment Radikale Therapie (RT) als Kommunikationsstrukur in unserer gemischten Gruppe. Allerdings verstehen wir uns im gemischten Zusammenhang nicht als Therapiegruppe , sondern als Arbeits- und Lebenszusammenhang. Bereits vor Kommunebeginn haben fast alle Erfahrungen in FORT/MRT Gruppen gesammelt. Schon in der Vorbereitungs- und Gründungsphase für eine Kommune haben wir mit den Strukturelementen der RT unsere Treffen gestaltet.

JedeR einzelneR von uns hat sowohl für sich selbst als auch im Zusammenhang mit gruppendynamischen Prozessen die Vor- und auch die Nachteile von der RT kennengelernt. Wir sind weiterhin als einzelne oder als Gruppe Teil einer FORT/MRT Gruppe außerhalb von Feuerland.

Radikale Therapie – Was ist das eigentlich ?

„Das ist ja das Faszinierende... Es ist überhaupt nichts Besonderes.“

„Daß sich Menschen was Schönes sagen, daß sich Menschen zeigen, was gerade mit ihnen passiert, und daß die anderen einfach zuhören und sie die Person unterstützen. Es ist einfach normal. Und diese Normalität auszudrücken, das geht irgendwie erstmal so nicht.“ (Zitat eines Feuerlandkommunarden)

Das, was Radikale Therapie ausmacht, ist im Prinzip nichts Besonderes, es sind keine nur mit größten Schwierigkeiten zu beschreiben-

den Psychotechniken, sondern ist der Versuch, das, wovon viele Menschen immer wieder reden, einfach in die Tat umzusetzen. Denn wer/welche möchte nicht:

- von Menschen umgeben sein, die einander zuhören und mit Aufmerksamkeit begegnen,
- das zeigen dürfen, was gerade da ist, sei es Ärger oder Freude, seien es Träume oder schallendes Gelächter,
- die Erlaubnis haben, auch alle Ängste zeigen zu dürfen,
- auf Menschen treffen, die daran glauben, daß Mensch sich verändern kann,
- in den Arm genommen werden, wenn du es brauchst,
- sich vor allen selbst loben dürfen,
- soviel Vertrauen spüren, daß ich offen und ehrlich sein kann,
- die Verantwortung für sich selbst übernehmen,
- sich liebevoll begegnen,
- spielen, singen und lachen,
- Menschen finden, die Kritik hören können, ohne sich als ganze Person angegriffen zu fühlen.

All das klingt so wünschenswert und von der Idee her so einfach, aber die Realität zeigt, wie schwer es ist. Das alles sind eben keine Selbstverständlichkeiten. RT heißt Mut tanken, es immer wieder versuchen und üben. Allerdings macht RT auch nur dann Sinn, wenn sich Menschen eingestehen (können), daß ihr Umgang mit sich selber, mit anderen, mit der Arbeit, mit der Natur, ... unbefriedigend ist und sie dazulernen wollen, Strukturen und Verhaltensweisen (aus eigenem Antrieb) in Frage zu stellen.

Dann ist es mit der RT auch möglich, sich aus Hilflosigkeit zu befreien und eigene Handlungsmöglichkeiten zu entdecken und auszuschöpfen. Das alles im Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten, im liebevollen Umgang mit sich selbst, im eigenen Tempo und ohne schon struktuell angelegte Hierarchien. Die Gruppe soll das Vertrauen und die Wärme bieten, um sich diesen Prozessen zu stellen. Gerade weil es darum geht, die „100%ige" Selbstverantwortung für das eigene Leben zu übernehmen, gehören Liebe, Solidarität und Unterstützung anderer dazu.

Geschichte der Radikalen Therapie

Die Ursprünge des Selbsthilfetherapiekonzeptes liegen in der Radikalen Psyschiatrie Bewegung[1], die 1968 in Berkeley (USA) getragen duch die StudentInnenbewegung entstand. Der Machtmißbrauch der Psychatrie wurde angegriffen. Die Kritik der Radikalen Psychiatrie fordert „eine Abkehr der psychiatrischen Praxis von ihrer Usurpation durch die etablierte Medizin, eine Abkehr auch von elitär und unpro-

duktiv bezeichneter individueller Psychotherapie zu Gruppentherapieverfahren. Die psychischen Probleme der Menschen wurden aus einem gewechselten Standort betrachtet. Was die Psychiatrie als individuelle Pathologie mißverstanden hatte, erwies sich den Radikalen Psychiatern als soziale Pathologie, als Ausbeutung und Entfremdung, Krieg, Umweltzerstörung etc... Derartige Kritik zielt auf eine Gesellschaft, die sich der Psychiatrie lediglich als ein Instrument zur Anpassung Abweichender und Dissozialer an die bestehenden Verhältnisse bedient. Daraus resultiert die Forderung nach einer Parteinahme der Psychiatrie für die Unterdrückten und einer therapeutischen Praxis ohne Zwangsmaßnahmen und mit klaren Abmachungen. Die Radikale Psychiatrie versteht sich folglich als politische Theorie psychischen Leids und politische Praxis der Therapie."[2]

Allerdings sehen Vertreter der Radikalen Psychiatrie auch die gesellschaftlichen Grenzen von Therapie. Wyckhoff[3] sagt ausdrücklich, daß völlige Befreiung solange nicht möglich ist, wie die sozioökonomischen Ursachen der Unterdrückung (insbesondere der Frauen) fortbestehen.

Aus dieser Bewegung entstanden Therapiegruppen, die z.B. mit Techniken der Transaktionsanalyse[4] arbeiteten. Diese Gruppen arbeiteten jedoch noch mit PsychiaterInnen.

Das Selbsthilfemodell der RT ist eine niederländische Erfindung. Dort kombinierten Mitte der 70er Jahre Feministinnen ihre Erfahrungen aus Selbsthilfegruppen mit den Ideen und Theorien der Radikalen Psychiatrie und des Re-evaluation Counseling[5] und nannten das Konzept FORT (übersetzt: Frauen üben Radikale Therapie).

MRT (Männer üben Radikale Therapie) ist eine Neuentwicklung des FORT-Konzeptes für Männergruppen, d.h. von der Grundidee und den Techniken sehr ähnlich, aber auf die spezielle Situation von Männern ausgerichtet.

Schon aus der Entstehungsgeschichte von FORT und MRT wird deutlich, daß die Bewußtwerdung von Auswirkungen der patriarchalen Gesellschaft auf Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollen als zentrale Ansatzpunkte für die Selbsterfahrung bzw. Therapie gesehen werden.

„Männer und Frauen werden durch Einschärfung und Zuschreibung in Geschlechtsrollen gepreßt, die beide Seiten unterdrücken und schädigen, wobei die Unterdrückung der Frau größer ist als die des Mannes."[6]

Anfang 1985 wurde von zwei niederländischen Männern die erste MRT-Gruppe und 1986 von niederländischen Frauen die erste FORT-Gruppe in der BRD/Westberlin angeleitet.

Das Menschenbild

RT ist in die Tradition der humanistischen Psychologie einzuordnen: Es wird von folgenden Grundannahmen ausgegangen:

„Von Natur aus ist der Mensch frei, froh, unbefangen und glücklich. Er will mit sich selbst und den anderen in Frieden und Einklang leben."

„Die Menschen werden o.k. geboren... Menschen mit emotionalen Problemen sind dennoch vollwertige, intelligente Menschen."

„....muß man sich daran erinnern, daß der Mensch intakt und vollständig ist, mit riesiger Intelligenz ausgestattet, und daß er/sie, trotz gegenteiligen Anscheins, den Verhaltensmuster entstehen lassen, gut ist." Ein Menschenbild also, das nicht nur an das Gute im Menschen glaubt, sondern auch an die Fähigkeit, das Verhalten zu verändern. In der Transaktionsanalyse werden „existentielle Grundpositionen" beschrieben, Gefühle, die mensch sich selbst gegenüber und zu anderen Menschen hat. Mit der besonders durch die TA bekanntgewordene Grundposition „ich bin o.k.– du bist o.k." ist nicht gemeint, daß alle menschlichen Handlungen annehmbar sind. Ganz im Gegenteil, denn menschliches Verhalten ist oft genug zerstörerisch und erdrückend.

Es ist eine für die RT wesentliche Grundhaltung, die zwischen Person und Verhalten trennt. Es geht um eine Haltung, in der ich mich und andere im Kern uneingeschränkt anerkenne und wertschätze. Aus diesem Grundgefühl ist es viel leichter, selbstbewußt und ohne Schuldgefühl eigenes Verhalten und das anderer in Frage zu stellen und Veränderung zu erreichen.

Zusammengefaßt basiert die Radikale Therapie auf der Grundlage, daß Menschen intelligent, kontaktfreudig, liebevoll und kreativ sind und daß die meisten psychischen Probleme auf unterdrückende Gesellschaftsstrukturen zurückzuführen sind.

Das Selbsthilfekonzept

Ein Prinzip der RT ist, daß einer Gruppe in einer deutlichen Startphase Fähigkeiten von Menschen mit Erfahrungen übertragen werden. Die Start- oder Anleitungsphase für eine neue FORT oder MRT Gruppe (8-12 Menschen) umfaßt in der Regel zwei Wochenenden, d.h. insgesamt 10-12 Sitzungen à 3 Stunden. An diesem Wochenende versuchen 2-3 RT-Erfahrene in der Gruppe die wichtigsten Bestandteile des RT-Konzeptes in Theorie und Praxis zu vermitteln. Diese Anleitung ist prinzipiell kostenlos (außer möglicherweise anfallende Fahrtkosten). Die TeilnehmerInnen nehmen sich vor, später selbst eine Gruppe anzuleiten oder etwas anderes für das Weitertragen des RT-Gedankens zu tun, so daß RT nach dem Selbsthilfegedanken weitergegeben

wird. Für eine lebendige und möglichst gleichberechtigte Anleitung ist es wichtig, daß sich die AnleiterInnen auch als Person einbringen. D.h., sie nehmen an den meisten Übungen und Ritualen teil, können Arbeitszeit (s.u.) nehmen, bringen ihre Gefühle mit ein. Sie sind keine von der Gruppe abgehobenen „TherapeutInnen", sondern an diesen Wochenenden Teil der Gruppe, allerdings mit Leitungsfunktion.

Nach der Anleitungsphase leiten jeweils zwei Personen aus der Gruppe die Sitzung. Da jede/r Teilnehmer/in abwechselnd „Leitungs- oder Klientenposition" übernimmt, wird strukturelle Hierarchie vermieden (zwischen TherapeutIn/KlientIn).

Jeder Gruppe wird nach einigen Monaten noch ein „Vertiefungswochenende" zum Thema Co-Counseling angeboten. Es gibt eine relativ feste Struktur mit bestimmten Runden, mit der an jedem Abend gearbeitet wird. Der Aufbau gliedert sich wie folgt:

Blitzlicht

Es wird von allen beschrieben, wie sie sich in diesem Moment fühlen.

Gutes und Neues

Um aufmerksam für das Positive in unserem Leben zu werden, erzählt jede Person kurz, was sie in der letzten Woche Gutes und Neues erlebt hat.

Grollrunde

Ärger, Wut und Irritation über andere in der Gruppe sollen bewußt werden, ausgesprochen und entladen werden.

Gespinsterunde

Gedanken über andere aus der Gruppe werden geäußert, um Beziehungen zu klären, eigene Projektionen aufzudecken und die Intuition zu schulen.

Arbeitszeit

In den einzelnen Arbeitszeiten haben die Frauen/Männer die volle Aufmerksamkeit der ganzen Gruppe. Sie wählen sich eine Person zur Unterstützung und arbeiten an ihren aktuellen Themen.

Schmuserunde

In der Schmuserunde können alle, die möchten, Anerkennung geben, bekommen, ablehnen, fordern und auch sich selber geben.

Ob und wie diese Elemente eingesetzt werden, entscheidet jede Gruppe für sich, bzw. die jeweilige Leitung einer Sitzung in ihrer Vorbereitung.

Zwischen diesen festen Runden gibt es auch Zeit für Körperarbeit, Massagen, Spiele, Phantasiereisen, Tanzen, Yoga u.ä. Teilweise wird auch themenbezogen gearbeitet, z.B. einen Abend über Sexualität, Trennung, Vater-Mutterschaft, Eltern, etc...

...und im Alltag der Feuerlandkommune

„Denn um in einer Gemeinschaft zu leben, ist es notwendig, daß Beziehungen offen und ehrlich gelebt werden. Wie wichtig dabei u.a. der Umgang mit Ängsten und Wut sowie Trauer und Freude ist, um ehrlich und aufrichtig miteinander umzugehen, habt Ihr wahrscheinlich durch RT erfahren. Wir glauben aber auch, daß das gegenseitige Unterstützen, das Offenmachen von Konkurrenzen, das Ausleben unseres freien rebellischen Kindes notwendige Schritte sind, um im Alltag mit Konflikten und Problemen umzugehen."

(Aus dem Aufrufbrief für eine RT-Kommune im Jahre 1992)

„Gefühle sind ursprüngliches, ganz persönliches Wissen."[7]

„Im moralischen Sinne sind Gefühle weder gut noch schlecht. Was wir in ihrem Namen tun, kann gut oder schlecht sein."[8]

Aus den Erfahrungen in den Selbsthilfegruppen ist uns bewußt, wie schwer uns der Zugriff auf dieses ganz persönliche Wissen fällt und wie wichtig es ist, aus einem guten Kontakt mit den eigenen Gefühlen heraus zu handeln. So ungewohnt es für uns in einer Projektgruppe auch war, so wollten wir unseren Gefühlen einen zentralen Platz in unserem Miteinander geben. Den Wunsch nach Veränderung bzw. die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden brachten alle FeuerländerInnen mit. Doch neben der daraus entstehenden Kraft bedarf es in aller erster Linie des Vertrauens in sich selber und in die anderen bzw. die Gruppe.

Auch wollen wir nicht aus den Augen verlieren, daß RT zunächst ein geschlechtsspezifisches Selbsthilfetherapiekonzept für Gruppen ist, die sich einmal die Woche für ca. drei Stunden treffen. Wir hingegen sind ein gemischter Arbeits- und Lebenszusammenhang und wollen RT u.a. als Kommunikationsstruktur in unserem Kommunealltag integrieren.

Deshalb haben wir auch von Anfang an ausprobieren müssen, was geht mit der RT bzw. was geht nicht. Wo sind die Grenzen der RT? Wie können wir sie verändern? Ist es gut sie zu verändern? Können wir in Feuerland noch von RT sprechen, da wir sie doch unter anderen Voraussetzungen einbringen und anwenden?

Da wir auf keinerlei Erfahrungen anderer Lebenszusammenhänge, die mit RT arbeiten, zurückgreifen können, sind wir immer wieder aufgefordert, zu beobachten, welche Veränderungen real stattfinden.

Im konkreten sieht das erst einmal so aus: Einmal die Woche findet eine gemischte Sitzung (Frauen und Männer) von 3 Stunden statt. Die Sitzung wird in der Regel von zwei FeuerländerInnen rotierend vorbereitet. Diese beiden übernehmen auch die Leitung für die Sitzung. Leitung heißt u.a.: koordinieren, Vorschäge machen, Anregungen sammeln, in schwierigen Situationen Verantwortung übernehmen. Aller-

dings kann die „Leitung" auch jederzeit abgegeben werden, wenn es für die jeweiligen Personen notwendig erscheint. Abhängig vom Thema bzw. der Bedürfnis der einzelnen FeuerländerInnen trennen wir uns auch während der Sitzung in Frauen- und Männergruppe auf.



Foto: U. Kurzbein

Die Sitzung oder das „Beziehungsplenum" dient ausschließlich uns, d.h. keine Vermischung mit irgendwelchem „Orgakrempel". Wir haben festgestellt, daß sich im Laufe der Woche eine Menge an Gefühlen ansammelt. Wir versuchen nun, Raum zu schaffen, damit sie ausgedrückt werden können. Gerade eine Grollrunde spielt dabei eine enorm wichtige Rolle, d.h. es geht z.B. nicht „nur" darum, Kritik einer anderen Person zu sagen, sondern zu versuchen, den Ärger zu erspüren und auszudrücken (auch nonverbal). Dieser offene Umgang schafft Klarheit unter den Beteiligten. Hingegen verhindern zurückgehaltene Grolle freie Aufmerksamkeit für die/den anderen, weil ein Teil der Gedanken ständig um diese negativen Gefühle kreist. Weil der Blick dafür verstellt ist, ist es schwierig bis unmöglich, positive Anerkennung zu geben. Ebenso führen zurückgehaltene Grolle oft dazu, den Ärger, der für die anderen da ist, gegen sich selbst zu richten, in selbstzerstörerisches Verhalten zu verfallen. Hierbei versuchen wir auch Grolle neu zu bewerten, d.h. als etwas Positives zu sehen.

„Es ist gut, Groll zu geben, sie haben etwas mit Zärtlichkeit zu tun. Denn bei 'oberflächlichen Kontakten' braucht mensch keinen Groll zu geben, aber wenn du herzlich und tief mit Leuten zusammenleben und zusammenarbeiten willst, solltest du Wege finden, um deine 'negativen' Gefühle loszuwerden. Wenn du einem Menschen Groll gibst, dann heißt das auch, daß er/sie wichtig für dich ist. Wenn du Groll bekommst, dann heißt das auch, daß du ernst genommen wirst. Die Person, die Groll gibt, macht das auch, um dir wieder offen und frei begegnen zu können, um wieder freie Aufmerksamkeit zu haben und Unterstützung und Anerkennung geben zu können."[9]

Fast immer hat in unseren Sitzungen die eigene Wertschätzung bzw. die Wertschätzungen für die anderen Platz, es ist daher die konsequente Umsetzung der Erkenntnis, daß alle Menschen Anerkennung brauchen.

„Streicheln wird als primäres Bedürfnis von Menschen angesehen, d.h. es ist genauso unentbehrlich wie z.B. Nahrung, Trinken oder Obdach."[10] Mit Streicheln ist also sowohl körperliches Streicheln, als

auch jede Form von Anerkennung und Lob, sei es durch Sprache, Gesten, Mimik, o.ä. gemeint.

Natürlich (auch wenn es manchmal schwer fällt) versuchen wir, Raum für unser „freies rebellisches Kind" zu schaffen.

„Was ich total gut finde, daß ich in der Feuerlandgruppe erstmal wieder mit Leuten außerhalb von einer Lagerfeuersituation gesungen habe. Einfach mal was singen und spielen. Das finde ich total klasse. Da habe ich auch gemerkt, daß da ein Teil von mir zum Zuge gekommen ist, der schon immer da war. Ich hatte immer Spaß da dran. Ohne was getrunken zu haben, es einfach mal integrieren. Am hellichten Tage auf einmal mit einer Gruppe von Leuten zusammen singen und spielen". (eine Feuerlandkommunardin)

Ein weiterer zentraler Baustein sind unsere Arbeitszeiten.

Die Methoden für die Gestaltung von Arbeitszeiten, die in der RT angewendet werden, kommen aus dem Co-Counseling, der Transaktionsanalyse und der Gestalttherapie[11]. Da ein ausführlicheres Eingehen auf die unterschiedlichen Methoden den Umfang dieser Aufsatzes sprengen würde, nur einige Anmerkungen zu Arbeitszeiten.

„Arbeitszeit ist die Zeit, die du dir nimmst, um an einem dir selbst gewählten Thema zu arbeiten... Wenn du Arbeitszeit beantragst, bestimmst du ebenfalls, wie lange du arbeiten willst." (FORT-Handbuch S.20) Im Verlaufe der Sitzung wird gefragt, wer/welche arbeiten möchte und wie lange. Es kann vor der gesamten Gruppe, in Untergruppen, und (auch räumlich getrennt) in Zweierpaaren gearbeitet werden.

Sind wir hingegen bei unseren Klausurtagen u.a. mit inhaltlichen Fragen beschäftigt, arbeiten wir im großen und ganzen weiterhin mit den Strukturelementen der RT, d.h. gerade in unserer Anfangsphase fanden keine bis kaum Diskussionen im herkömmlichen Sinne statt. Es gab stattdessen Runden (jede Person bekommt ein Zeitlimit, eine Ausgangsfrage wird von der Leitung eingebracht, reihum sagen diejenigen etwas dazu, die wollen, die Leitung faßt zusammen und koordiniert, der Konsens wird gesucht). Die Runden bauten auf unsere Erfahrung, daß Vertrauen dann entsteht, wenn eine befriedigende Kommunikation möglich ist, d.h. erstmal ganz einfach, daß alle zu Wort kommen, daß einander zugehört wird und daß einander ernstgenommen wird. Auch wenn dieser Anspruch allgemein in vielen Gruppen besteht, zeigen die Erfahrungen, wie oft gerade das nicht gelingt. Die klare Zeitregelung wirkt anfangs auf einige einengend, besonders auf „VielrednerInnen" (wobei es sich öfter um Männer handelt!), hilft auf Dauer aber, sich auf das Wesentliche zu beschränken. Unsere bisherige Erfahrung ist die, daß wir tatsächlich enorm effektiv mit Entscheidungsprozessen umgehen können, wenn wir unsere Beziehungen

„klar“ halten. Allein die Tatsache, daß wir uns als Gruppe gerade 6 Monate kannten und dann binnen weniger Tage zu zehnt den Vorvertrag für unser Gehöft unterschrieben haben, macht wohl deutlich, daß uns die RT als Kommunikationsstruktur erheblich unterstützt hat.

Abschließend ist zu unserer gemischten Sitzung zu sagen, daß wir mittlerweile alle Strukturelemente der RT je nach Bedarf verwenden. Also von den relativ festen Strukturen, die in den üblichen FORT/MRT Gruppen stattfinden, bleibt bei uns manchmal wenig übrig. Das ist auch gut und notwendig, denn einerseits ermöglichen die RT-Regeln Gleichheit und schaffen Raum für persönliche Veränderung. Andererseits steht im Mittelpunkt nicht das umfassende Regelwerk, sondern die Menschen, die damit arbeiten wollen. Die RT bietet ein strukturiertes soziales Experimentier- und Lernfeld. Ordnung und fester Rahmen sind nicht Selbstzweck, sondern sollen eingeschliffene Einstellungen und Verhaltensmuster durchbrechen bzw. umstrukturieren helfen. So wird Emanzipation geübt, anstatt darüber zu reden. Daher ist es natürlich ein Wunsch von uns, immer mehr von diesen zahlreichen Veränderungen in unseren Alltag zu integrieren. Also eine Haltung entwickeln, die letztlich Sitzungen überflüssig macht. Davon sind wir leider noch weit entfernt.

Anzumerken ist zu unserem Feuerlandalltag, daß wir die Orgasitzungen weitestgehend von „Psycho“ freihalten wollen. Sie finden unregelmäßig und je nach Bedarf häufig bis selten statt. Auch hier nutzen wir Rundenstrukturen, Leitung, Spiele, Blitzlicht, um möglichst effektiv und nicht allzusehr gefrustet die meist doch eher nervigen Dinge des Kommunealltages zu bewältigen.

In der RT wird auch das Co-Counseling erlernt. Es bietet die Möglichkeit, außerhalb von Sitzungen an Gefühlen, Problemen, einfach an sich zu arbeiten mit lediglich einer weiteren Person. Dadurch wird nicht alles in die Gruppe verfrachtet und ein spontaneres Reagieren auf Situationen ermöglicht. Bei uns in Feuerland ist zu beobachten , daß wir zunehmend mehr co-counseln.

Ferner treffen sich die Männer einmal die Woche zu einem gemeinsamen Abend, um u.a. auch MRT zu machen. Aufgrund unserer Aufbausituation haben wir leider immer noch Schwierigkeiten, mit dieser Gruppe eine Kontinuität aufzubauen. Die Frauen waren am Anfang nur zu zweit, jetzt seit 3 Monaten endlich mit einer weiteren Frau. Auch sie treffen sich regelmäßig und arbeiten dann mit FORT-Strukturen.

Mindestens einmal im Jahr machen wir eine „Supervision“ mit außerhalb lebenden RT-Frauen und Männern.

Um stärker unsere Gäste und BesucherInnen mit der Art unseres Miteinanderumgehens zu vertrauen, machen wir z.B. vor dem Essen Blitzlichter, öffnen unsere Orgarunden für NichtfeuerländerInnen und

bieten FORT und MRT Infoveranstaltungen an. Soweit zur Konzeption der Feuerlandkommune. Erste Erfahrungen mit der Umsetzung folgen anhand von vier ausgewählten Themenkomplexen (aus einem längeren Gespräch).

Der geschlechtsspezifische Ansatz

Daniela: Ja, Thee, frag ich dich doch einfach mal, was bedeutet denn RT für dich in unserer Kommune?

Thee: Also, dazu fällt mir ein, wie das alles angefangen hat. Meine Erfahrungen waren die, daß ich vor einigen Jahren, als ich in verschiedenen Projekten und Kommunen zu Gast war, mitgekriegt habe, wie grundlegend wichtig es ist, daß die Leute das Miteinander auf die Reihe kriegen. Für mich war es fast immer so (natürlich gibt es da auch Ausnahmen), daß sich die grundlegenden Probleme über das Miteinander aufgebaut haben, nicht so sehr die finanziellen Probleme oder die Probleme von außen. Nachdem ich mit der Radikalen Therapie angefangen hatte, habe ich relativ schnell gemerkt, daß das ein total geiles Instrumentarium für ein intensives Gruppenleben wäre. Und es ist ja dann auch so gelaufen, daß wir zuerst versucht haben, in diesem Spektrum Leute für ein Kommuneprojekt zu suchen.

Für mich als Mann habe ich in den letzten Jahren immer wieder festgestellt, daß auch sehr männerbewegte „linke" Männer an Grenzen gestoßen sind, wenn es darum ging, z.B. Bereiche wie Zärtlichkeit und gegenseitige ehrliche Wertschätzung tatsächlich praktisch zu erschließen. Für mich war es mit diesem RT-Instrumentarium möglich, mit Männern 'ne ganz neue Form des Miteinanderumgehens zu schaffen. Es war/es ist das, was es uns immer so schwer gemacht hat: z.B. dieses Leistungs- und Konkurrenzdenken, immer wieder dieser patriarchale Komparativ, d.h. besser, schneller, stärker. Mit RT ist es möglich geworden, das zu durchbrechen.

Es war für mich eine große Bereicherung, Männer anders kennenzulernen, anders in Kontakt treten zu können und dabei zu spüren, wie sich unsere Beziehungen verändern.

Ganz krass ist der Unterschied von Männerkumpanei zur Männerfreundschaft. Von daher hat für mich MRT in unserer Kommune nochmals eine besondere Bedeutung. Es ist für mich gerade in der Kommune wichtig, daß die Männer in der Lage sind, 'ne ganze Menge an Vertrauen und Zärtlichkeit zu geben, so daß wir uns auch lösen können von der negativen Fixierung auf die Frau. Damit meine ich, daß frau für die Gefühle verantwortlich ist, für den Mann da ist, ihm Platz anbietet zum Weinen, zum Trauern. Von ihr erwartet wird, daß sie ihn wieder seelisch aufbaut. Kurzum, sie leistet die Beziehungsarbeit.

Ich glaube, daß es in einem Klima von Vertrauen und Zärtlichkeit viel einfacher ist, Kritik zu üben und Auseinandersetzungen zu führen. Tja, und deswegen hat RT für mich 'ne ganz besondere Bedeutung.

Daniela: Mich hat besonders angesprochen, daß von vornherein klar war, daß RT einen geschlechtsspezifischen Ansatz beinhaltet. Die RT geht davon aus, daß Männer und Frauen in dieser Gesellschaft ganz unterschiedlich erzogen werden, daß sie ganz unterschiedliche Rahmenbedingungen haben, unter denen sie aufwachsen. Ich fand es früher schon total spannend, mich damit zu beschäftigen, warum reagiere ich in bestimmten Situationen auf 'ne Art und Weise, die mir eigentlich nicht entspricht, wo ich eigentlich gern etwas anders machen würde. Dann aber immer wieder dahin zurückzukommen, daß das ganz viel damit zu tun hat, was wir in unserer Kindheit erfahren haben an Bedrängnis, an Einschränkungen, an Zurechtbiegen auf so 'ne Norm hin. Das find' ich an der Radikalen Therapie gut, daß ich mich zum einen damit auseinandersetzen kann: Was ist denn da früher alles so passiert – warum bin ich so geworden, wie ich bin? Und das eben nicht nur auf so 'ner allgemeinen Schiene, sondern eher unter dem Aspekt, warum bin ich als Frau so geworden.

Ich find' halt schon, daß es da Übereinstimmungen im Leben von Frauen gibt, z.B. im Umgang mit Problemen Wiedererkennung[12] von Frauen zu bekommen. Dann merk' ich, ich bin nicht nur alleine, muß mich nicht alleine als Daniela so blöd fühlen, daß ich die Situation nicht auf die Reihe gekriegt habe, sondern daß es auch was mit meiner Situation als Frau in dieser patriarchalen Gesellschaft zu tun hat.

Raus aus den klassischen Zweierbeziehungen!

Daniela: Vor meiner Kommunezeit habe ich irgendwann gemerkt, in einer klassischen Zweierbeziehung möchte ich nicht länger leben. Das habe ich über Jahre getan, aber dabei immer wieder die Beschränkungen und Gefahren gesehen, nämlich ineinander aufzugehen, miteinander zu verschmelzen, irgendwann nicht mehr zwei Personen zu sein, sondern die totale Symbiose – so nenn ich das für mich.

Im Gegensatz dazu habe ich in der Gruppe mehr Möglichkeiten, anders in einer Zweierbeziehung miteinander umzugehen. Die nahen Kontakte sind dann nicht mehr auf einen Menschen beschränkt, sondern ich kann auch verschieden nahen Kontakt zu anderen Menschen haben. Ich muß nicht meine ganzen Wünsche auf „meine Beziehung" projizieren, und die muß mir dann alles bieten, und wenn sie das nicht tut, ist es nicht o.k..

Thee: Ich frage mich oft, ob wir es erreichen können, einen vernünftigen Umgang mit unseren Ängsten auf die Reihe zu kriegen.

Wenn wir es schaffen würden, ein gutes Klima des Vertrauens herzustellen und wir uns auf vielen Ebenen auch durch viele Beziehungen eine ganze Menge geben, dann könnten wir auch leichter eingefahrene Beziehungsstrukturen verlassen.

Herausragend war für mich im letzten Winter die Veränderung von Beziehungsstrukturen durch das Auseinandergehen eines Pärchens und die unmittelbar neue Pärchenkonstellation in unserer Gruppe. Da war für mich spürbar, es sind alle davon betroffen, gerade bei der Art und Weise, wie wir uns auseinandersetzen. Das war für mich ein ganz ermutigendes Zeichen! Die beiden Männer haben einen guten Umgang mit ihren Konkurrenzen gefunden, und es war für sie möglich, sich untereinander Vertrauen und Zärtlichkeit zu geben.

Das war u.a. auch möglich, weil wir uns alle damit beschäftigt haben und auch in der Zeit besonders geguckt haben, wer oder welche braucht z.B. Unterstützung.

Daniela: Ja! Genau das meinte ich vorhin. So 'ne Trennung muß beispielsweise auch nicht diese ganzen Schmerzen verursachen, die da vielleicht sind, wenn du keine weiteren Menschen um dich hast und das Gefühl bleibt: Du trennst dich gerade von dem Menschen, den du bis jetzt geliebt hast – und dann die Angst davor, alleine dazustehen und vielleicht aus dieser Angst heraus, so 'ne Trennung doch lieber zu lassen. Innerhalb der Gruppe ist es aber möglich, auch noch die Beziehungen zu den anderen Menschen zu sehen und die sind mir 'ne Menge wert, die geben mir auch ganz viel.

Aufbrechen von Konkurrenz, aber klar gegen Männerbündelei

Thee: Mir fällt noch ein Punkt ein, warum ich es gut finde, gerade mit Männern zusammen etwas zu machen. Meine Erfahrung ist die, daß die Gräben unter uns Männern echt verdammt tief sind. Es ist sehr schwierig, tatsächlich Nähe aufzubauen, weil wir uns überwiegend als Konkurrenten kennengelernt haben, was gesellschaftlich ja auch so gewollt ist. Beispielsweise machen ja viele Männer was mit Männern, aber – so kenn ich das von mir – auf einer immer wiederkehrenden „Komm-mir-nicht-zu-nahe" Ebene. Wirklich tiefere Sachen, die viel mit „sich-geben-können" zu tun haben, fehlen einfach, z.B. Ängste zu zeigen und dafür auch Unterstützung zu bekommen, obwohl sie grundlegend zu einer Männerfreundschaft gehören. Es war daher für mich auch sehr wichtig, daß MRT vom Ursprung her als politische Therapie zu verstehen ist. Bei dem Psychoboom der letzten Jahre habe ich da auch genau hingeguckt, was in meine gesellschaftliche Utopie paßt. Beispielsweise höre ich oft von Leuten, die Therapie machen, daß es darum geht, „gut für sich zu sorgen". Wenn daraus ein

ausschließliches „für mich“ wird, kann da aber eine extreme Selbstbezogenheit draus werden, die Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse leugnet, denn Hauptsache ich ich ich.Ganz krass wirkt sich das z.B. bei der Art von Männergruppen aus, die sich am „Wild Man“[13] orientieren. Sie nennen sich Maskulinisten und leugnen schlichtweg patriarchale Unterdrückungsstrukturen, baden sich dabei nicht nur im Selbstmitleid , sondern entwickeln teilweise aggressive bis extrem reaktionäre Positionen.

Anarchie und Radikale Therapie

Daniela: Für mich beschreibt sowohl der Begriff Anarchie als auch die Radikale Therapie eine Lebenshaltung. Wenn ich anderen Menschen mit der Grundhaltung begegne, daß sie o.k. sind, wenn für mich Solidarität statt Egoismus im Vordergrund meines Handelns steht, ich mir mehr gegenseitige Hilfe statt Konkurrenz wünsche, dann spielt Macht- und Hierarchiestreben für mich keine große Rolle mehr.

Und die Prinzipien der RT beinhalten für mich Elemente, die es mir leichter machen, eine solche Lebenshaltung einzunehmen bzw. zu festigen.

Dadurch, daß ich mich mit den Bedingungen beschäftige, z.B.: Warum ich so bin wie ich bin? Was hat das mit den gesellschaftlichen Realitäten zu tun? Dadurch gewinne ich persönliche Stärke zurück und kann auch wieder anders auf Menschen zugehen. Das heißt für mich auch Gesellschaftsveränderung, ein Bewußtsein darüber zu haben, die Möglichkeit zur Veränderung in mir zu tragen.

Thee: Das, was wir jetzt machen in Feuerland, ist für mich ein Versuch. Wir haben keinerlei Erfahrungen in Kommunezusammenhängen mit RT als Basis.

Wie weit uns das bringen kann und wo wir evtl. Gefahr laufen uns festzufahren, da bin ich echt neugierig. Mal sehen, was wir nach vier oder fünf Jahren auswerten werden.

Anmerkungen

1 Die Radikale Psychiatrie beruht auf einer Theorie der Entfremdung und bezieht sich dabei u.a. auf Werke von Marx, Marcuse, Reich und Laing. Entfremdung als politischer und wissenschaftlicher Terminus geht auf die frühen Schriften von K.Marx zurück. Entfremdung ist für Marx eine die ganze kapitalistische Gesellschaft durchdringende Erscheinung und drückt sich auf 4 Ebenen aus:
1. als Entfremdung des Arbeiters/der Arbeiterin vom Produkt seiner/ihrer Arbeit, 2. als Entfremdung des Arbeiters/der Arbeiterin im Produktionspro-

zeß, 3. als Entfremdung des Menschen vom Menschen, 4. als Entfremdung des Menschen von sich selbst.

2 Brandenburg, Dietrich, „Männer-Radikale-Therapie (MRT) – Deskription und Evaluation eines Gruppenmodells politischer Selbsterfahrung für Männer, Diplom Arbeit FU Berlin, 1988

3 Wyckhoff, Hogie. 1975. Problem-solving-groups for women in Steiner,C.(Ed.) Readings in radikal psychiatry. New York

4 Die Transaktionsanalyse (TA) wurde von Eric Berne in den 50er/60er Jahren erarbeitet. Sie geht von drei Grundannahmen aus:
– Alle Menschen werden o.k. geboren.
– Menschen mit emotionalen Problemen sind vollwertige, intelligente Wesen.
– Allen emotionalen Probleme sind zu lösen, wenn entsprechende/nötige Aufmerksamkeit vorhanden sind.

5 Co-Counseling wurde unter Bezeichnung Re-evalution-Counseling von Harvey Jackins entwickelt und 1965 veröffentlicht. Beide Begriffe sind synonym im Gebrauch. Re-evaluation Counseling steht in der Tradition der Humanistischen Psychologie und ist eine Selbsthilfemethode bei der überwiegend zu zweit gearbeitet wird. Jede Person nimmt im Wechsel die Rolle des/der Therapeutin und der/des Klientin ein und unterstützt in der Therapeutinrolle die andere Person nach bestimmten Regeln.

6 (Wyckhoff,S.229)

7 Harris, Amy und Thomas, „Einmal o.k. – immer o.k", Reinbeck, 1985, S.229

8 a. a. O.

9 MRT-Handbuch, S. 30/31

10 Steiner, Claude; „Wie man Lebenspläne verändert", S.128, Jungfernmann, Paderborn, 1982, S. 128

11 Die Gestalttherapie, die von F.S. Perls begründet wurde, steht auch in der Tradition der Humanistischen Psychologie. Sie untersucht das aktuelle Verhalten und seine Blockaden. In der Therapie werden Verhaltensmuster zwar behandelt, deren Ursprung in der Vergangenheit liegt, im Vordergrund steht jedoch nicht die Erkenntnis des Zusammenhanges mit früheren Erlebnissen, sondern die Erfahrung neuer Reaktionsmuster.

12 Wiedererkennung bedeutet, daß die die möchten, kurz und knapp beschreiben, in welchen Gefühlen, Ängsten o.ä. sie sich selbst erkannt haben, ohne dabei ihre eigene Geschichte zu erzählen. Das schafft Solidarität und kann Bewußtsein dafür wecken, daß (manche) Probleme nicht nur persönliche sind, sondern auch eine gesellschaftliche Dimension haben.

13 US-amerikanische Bewegung seit Mitte der 80er Jahre. Am Ideal des männlichen „Kriegers" orientiert. Ein Mann muß kämpfen können, seine Identität baut sich daraus auf, daß er siegen will. Wild man verfolgen einen antifeministischen Ansatz mit deutlicher Nähe zum reaktionären Männlichkeitsideal.

Gerhard Breidenstein

GEMEINSCHAFTSLEBEN UND SPIRITUALITÄT



Die Beringhof-Gemeinschaft beim Abschluß des Morgenkreises. Foto: U. Mertens

Der gesellschaftliche Kontext

Es gibt politische Kommunen, es gibt religiöse Kommunitäten und es gibt Gemeinschaften, die irgendwo dazwischen liegen. Ich gehöre zu einer Lebensgemeinschaft, die eine Synthese von gesellschaftlichem Engagement und spirituellem Leben zu verwirklichen sucht. Ehe ich von unseren Gründen dafür und unseren Erfahrungen dabei berichte, sind einige Vorüberlegungen nötig. Denn zweifellos ist das Thema Religion, dem das der Spiritualität zugehört, in unserer Zeit und Kultur äußerst belastet. Das liegt an dem (im wörtlichen Sinne) verheerenden Mißbrauch, den christliche Religion in Europa und weltweit mit sich hat treiben lassen; an der abschreckenden Gestalt, die christliche Institutionen in Vergangenheit und Gegenwart selbst darstellten; an den tiefen Enttäuschungen und Verletzungen, die viele von uns in ihrer Jugend durch „religiöse Erziehung" erlitten haben; an der anti-religiösen Tendenz der Aufklärung, die bis heute fortwirkt,

insbesondere in den verschiedenen linken Traditionen; und schließlich an der reaktionären bis faschistischen Politik, die von fundamentalistisch-religiösen Strömungen in aller Welt heute wieder betrieben wird. Da braucht es schon einige Rechtfertigung, wenn einer noch oder wieder von Spiritualität redet, der sich selbst in der aufklärerischen und anti-kapitalistischen Tradition sieht.

Wenn ich im Folgenden nicht mehr von Religiosität, sondern von Spiritualität spreche, so ist dies nicht ein sprachlicher Trick. Vielmehr meint im Feld des Religiösen das Wort Spiritualität eine besondere Art der Beziehung zum Göttlichen, oder noch allgemeiner: zum Geistigen (das lateinische Wort 'spiritus' meint ja 'Geist'). Spiritualität geht davon aus, daß es unmittelbare Erfahrungen nicht-materieller Wirklichkeit gibt und daß man durch entsprechende Rituale sowie meditative oder ekstatische Übungen Zugang zu solcher Erfahrung bekommen kann. Direkte Beziehung zum Göttlichen braucht keine institutionelle Vermittlung (z.B. durch Priester) und stellt jede Lehre in Frage. Deshalb wurden die christlichen MystikerInnen, 'Pfingstler' und 'Schwärmer' von den Kirchen stets mit äußerstem Mißtrauen betrachtet und häufig verfolgt. Spiritualität ist tendenziell anti-dogmatisch und anti-institutionell. Sie ist gerade deshalb das geeignetste Feld für Begegnung und Gemeinsamkeit zwischen Menschen verschiedener Religionen. Und sie ist offenbar die am ehesten zugängliche religiöse Erfahrung für die vielen religionsgeschädigten Menschen unserer Zeit.

Jedenfalls ist auffallend, wieviele Menschen aller Altersgruppen und aus fast allen sozialen Kontexten sich heutzutage mit buddhistischen, hinduistischen und vielen anderen Meditationsweisen, mit Ritualen wie der indianischen Schwitzhütte oder mit schamanischen Trancereisen beschäftigen. Außerdem gibt es erstaunliche Überschneidungen zwischen psychologischer Selbsterfahrung und 'transpersonaler' (d.h. das Ich-Bewußtsein überschreitender) spiritueller Erfahrung (etwa beim Rebirthing oder beim holotropen Atmen).

Ist all das nur eine ablenkende Modewelle – auch unter linken Intellektuellen! – oder gar anhaltende Flucht aus der immer düsterer werdenden politischen Realität? Oder zeigt sich hier ein berechtigter Nachholbedarf als Reaktion auf die extrem rationalistische Kulturform der Aufklärung? Oder sind dies Anzeichen einer kulturellen Umbruchs- und Aufbruchsbewegung in ein Neuland jenseits der Moderne und insofern ein Thema für jede radikale Alternativbewegung? Nicht zufällig brachte bereits die Hippie-Bewegung eine Renaissance des Spirituellen, besonders in seiner fernöstlichen wie in seinen indianischen Ausprägungen. Denn es ging ihr ja um die Abkehr von jenem alltäglichen Materialismus, der sich in der Geld-Fixierung und Konsum-Sucht der kapitalistischen Gesellschaften zeigt, aber auch um

Ablehnung jenes politischen Materialismus, der sich im absoluten Vorrang der Politökonomie in allen linken Strömungen und Staaten ausdrückte.

Gewiß kann ein 'Spiri-Trip' eine besonders subtile Form eines 'Ego-Trips' sein, auch Rückzug aus der Politik und Flucht ins Private (wie ja auch umgekehrt Aktionismus auf der Straße eine Flucht vor dem eigenen Ich sein kann). Aber ich glaube nicht, daß man allein mit solcher Deutung dem um sich greifenden Interesse an Spiritualität gerecht wird. Ich vertrete die These, daß wir derzeit nicht nur in einer unglaublich zerstörerischen Krisenzeit leben, sondern zugleich auch in einer Zeit der Formierung einer neuen Kulturepoche. (Dabei meine ich mit 'Kultur' das umfassende geistige, soziale und ökonomische Muster (Paradigma) einer Epoche.) Die heutigen globalen Krisen haben offenbar sehr tief sitzende ideologische Ursachen, und die politisch-ökonomische Gesellschaftsstruktur Kapitalismus ist anscheinend deshalb so stabil und so populär, weil sie tief im geistigen Muster aller Menschen dieser Epoche (und nicht mehr nur in Europa) verankert ist. Kennzeichen dieses Paradigmas sind ein philosophischer wie alltäglicher Materialismus, ein extremer Individualismus, ein mechanistisches Weltbild, ein quantitatives, messendes, berechnendes Denken und – trotz formaler Demokratie – immer noch ein hierarchisches, patriarchales Sozialmodell. Es ist ein kulturelles Muster, aus dem der Kapitalismus hervorging und das er – in dialektischer Verschränkung von Bewußtsein und Sein – verstärkt.

Jedoch: dieses Kulturmuster ist im Umbruch. Während das naturwissenschaftlich-technische Weltbild der Neuzeit seine angemaßte Alleingültigkeit verliert, und während seine Leben-gefährdenden Einseitigkeiten, Ausblendungen und Ansprüche immer deutlicher zutagetreten, entsteht und entfaltet sich ein neues Denk- und Wertesystem. Ausgehend von der Atomphysik (bereits der 20er Jahre) breitet sich in Chemie, Biologie, Medizin, Kybernetik, Informatik und allmählich auch in den Human- und Sozialwissenschaften mit dem systemtheoretischen Ansatz ein neues Verständnis von Wissenschaft aus. (Mehr dazu weiter unten im Abschnitt „Quellen".) Der alltägliche Materialismus unserer Geld- und Konsum-Kultur erweist sich für immer mehr Menschen als sinnlos. Die feministische Kritik des Patriarchats hat deutlich gemacht, daß es nicht um Gleichberechtigung der Frauen innerhalb dieser Kulturform, sondern um deren Überwindung insgesamt gehen muß und um die Herausbildung eines neuen, vielleicht maskulin und feminin geprägten Musters. Die Friedensbewegungen, das Umwelt-Engagement und Eine-Welt-Solidarität, an denen allein in Deutschland Millionen Menschen teilnehmen, haben mehr zur Entwicklung eines neuen Bewußtseins beigetragen, als ihre Erfolge und Mißerfolge 'auf der Straße' erkennen lassen. Auch die sozialen Expe-

rimente zu alternativen Lebens- und Arbeitsformen, über die in diesem Buch berichtet wird, sehe ich nicht als Nischenkultur des Bisherigen, sondern als Teil dieser epochalen kulturellen Aufbruchsbewegung.

Die meisten der heutigen Bemühungen um eine neue Spiritualität sehe ich in diesem gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontext.

Motive für Spiritualität in Gemeinschaften

Eines der zentralen Probleme in jeder Gemeinschaft, wenn nicht das entscheidende, ist es, die anderen als Andere anzunehmen. Zwar erleben wir die Andersartigkeit der anderen oft als Bereicherung, als die besondere Chance einer Gemeinschaft, aber mindestens ebenso oft ist sie die Quelle turbulenter Konflikte. Dagegen hilft keine Toleranz, die alles hinnimmt. Aber es kann ja auch nicht richtig sein, alle Mitglieder einer Gemeinschaft an einem einheitlichen Verhaltensmuster zu messen oder ausrichten zu wollen. Wo geht der Weg dazwischendurch?

Das Annehmen der anderen ohne Vorbehalt und ohne Bedingungen erfordert die Fähigkeit, das eigene Ego mit Abstand zu betrachten und die eigenen Schattenseiten, die wir so oft auf andere projizieren, mit Nachsicht anzunehmen. Manche Menschen haben diese Reife und innere Größe 'einfach so' . Andere finden sie durch Selbsterfahrungs- und Therapieprozesse im Umfeld der Humanistischen Psychologie. Und wann immer solches Annehmen der anderen gelingt, wird eine geistige Energie spürbar, ist dies ein implizit spirituelles Geschehen. Explizite Spiritualität, also praktisch geübte, bewußt gemachte Spiritualität unterstützt solche Fähigkeit zur Relativierung und Annahme des eigenen Egos. In fast allen Hochreligionen wird die Frucht der Spiritualität in der uneingeschränkten Liebe gesehen, in der Liebe zu sich, zu anderen Menschen, zu allen Lebewesen und Seinsformen. Dieses teils altertümliche, teils modern eingeengte Wort 'Liebe' meint jenes bedingungsfreie Annehmen der Anderen, so, wie sie sind, das in der alltäglichen Praxis unseres Gemeinschaftslebens oft so schwierig ist.

Ein anderes zentrales Thema jeder Gemeinschaft ist die Frage nach dem Verbindenden, dem tragenden Boden, dem Gemeinsamen, das alle Andersartigkeiten umgreift. Das Wohnen an einem Ort und das Arbeiten im selben Projekt haben – soweit ich sehe – hierfür nur selten genügt, auch wenn der Wunsch nach einem 'anderen Leben' einer weiterreichenden Vision entspringt. Auch Druck von außen schweißt nur für eine Weile zusammen, spätestens wenn er nachläßt, verliert er seine Bindekraft. Am ehesten haben bisher politische Utopien, die über die bloße Ablehnung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zu-

standes hinausreichen, einer Gemeinschaft Zusammenhalt gegeben. Aber was ist, wenn heutzutage diese politischen Perspektiven und Träume immer undeutlicher werden und immer ungewisser? Wird es genügen, eine Überlebensgemeinschaft zu sein?

Mit dem Stichwort 'Spiritualität' will ich keine Patent-Antwort auf diese Fragen aus der Tasche ziehen, nicht auf eine Ersatz-Ideologie verweisen, die praktischerweise zeitlos ist. Aber ich möchte behaupten, daß eine offene, in die Zukunft gewandte Spiritualität in der Lage sein wird, uns zu tragen, wenn alles andere wankt und fällt. Ich kann mir für eine Gemeinschaft keine stärkere Bindekraft vorstellen als eine gemeinsame Spiritualität, sofern sie einigermaßen klar ist in ihrem Inhalt und verwurzelt in alltäglicher Praxis.

Schließlich möchte ich noch ein Motiv für Spiritualität im Gemeinschaftsleben nennen, das wahrscheinlich überrascht: die Erhöhung der Achtsamkeit, Wachheit und Präsenz. Sie wird von allen spirituellen Traditionen, die ich kennengelernt habe, in den Mittelpunkt gestellt. Und es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Qualitäten gerade im Gemeinschaftsleben von großer Bedeutung sind. Die wache Aufmerksamkeit im gegenwärtigen Moment, erleichtert es, mir selbst, dem anderen und der Situation gerecht zu werden und mich nicht von alten Mustern und festgelegten Erwartungen gefangenhalten zu lassen. „In jedem Hier und Jetzt kannst Du neu beginnen", sagen humanistisch-psychologisch orientierte TherapeutInnen. Spirituelle LehrerInnen fast aller Traditionen gehen noch weiter: „Nur das Hier und Jetzt ist real."

Quellen für Spiritualität in Gemeinschaften

Auf der Suche nach Inhalt und Formen für Spiritualität geht es weder um eine fundamentalistische oder eine imitierende Rückkehr zu alten Traditionen, noch brauchen wir das Rad neu zu erfinden. Vielmehr können wir eine weltgeschichtlich einmalige Chance nutzen: erstmals in der Geschichte der Menschheit sind VertreterInnen aller Religionen physisch in der Lage und geistig bereit, einander zu begegnen, voneinander zu lernen, ihre Schätze miteinander zu teilen. Daraus soll und wird keine Welt-Einheitsreligion werden. Wohl aber könnte ein aufeinander abgestimmter Zusammenklang entstehen, indem jede/r – wie in einem Symphonie-Orchester – deutlich seine eigene Stimme spielt und zugleich auf die anderen Stimmen hört, um sich in Tempo, Rhythmus, Thema und Ausdruck auf eine gemeinsame Musik einzustimmen. Vielleicht entsteht dabei eine neue 'interreligiöse' Spiritualität?

Für uns Europäer heißt das wohl zweierlei: zum einen, die eigene Stimme wieder zu üben, also unsere christliche Tradition von verzer-

rendem Beiwerk zu befreien, ihren ursprünglichen Ton und ihre wertvollen Besonderheiten wiederzuentdecken. Und zum anderen ist für uns dran – gerade weil wir so lange alle Welt mit unserer Religion wie mit unserer Wissenschaft und Technik missionierten –, daß wir von anderen, bewährten, jahrtausende alten Traditionen lernen. Insbesondere im Buddhismus und Hinduismus, aber auch im Taoismus, Islam oder in indianischen Religionen wurden so wertvolle Schätze bewahrt, daß es töricht wäre, vom großzügigen Angebot ihrer heutigen Hüter, sie mit uns zu teilen, keinen Gebrauch zu machen. Dabei darf es nicht um eiligen Konsum wie in einem spirituellen Supermarkt gehen, sondern um ein geduldiges, respektvolles und einfühlsames Erlernen einer fremden Sprache.

Fragwürdig bleibt, wieweit einzelne Zeremonien (wie z.B. das Medizinrad oder die Schwitzhütte aus indianischer Tradition) aus ihrem kulturellen Kontext herausgelöst und isoliert gefeiert werden können und dürfen. Manche indianischen Führer sehen darin einen neuen Kultur-Imperialismus der Weißen, was angesichts ihrer furchtbaren Erfahrungen mit europäischen Eroberern sehr verständlich ist. Tatsächlich gibt es eine typisch kapitalistische Kommerzialisierung solcher Ritual-Angebote und einen oft oberflächlichen Umgang mit diesen Überlieferungen. Andererseits habe ich auch positive Erfahrungen mit legitimierter und legitimer Übertragung indianischer oder buddhistischer Spiritualität in unseren europäischen, gegenwärtigen Kontext gemacht. Auf jeden Fall ist hierbei unsere äußerste Wachsamkeit und Sensibilität gefordert.

Neben diesen alten und uralten Quellen von Spiritualität gibt es heute auch ganz moderne. Sie kommen überraschenderweise aus dem scheinbar so antireligiösen Bereich der Naturwissenschaften. Seit der Quantenphysik und mit der Entwicklung der Urknall-Theorie (von der Entstehung des gesamten Universums aus einem unendlich verdichteten Punkt bloßer Energie) wurde der Energie-Begriff so zentral, daß er heute den alten Streit zwischen 'Materie' und 'Geist' überbrücken könnte, insofern Energie als Materie wie als Geist gedacht werden kann. Von der Computerwissenschaft wird 'Information' als neue Kategorie neben Materie und Energie formuliert. Immer mehr Beachtung findet die naturwissenschaftlich begründete Hypothese von den morphischen (oder morphogenetischen) Feldern, die organische wie anorganische Formbildung, instinktives Verhalten der Tiere und menschliche Bewußtseinsprozesse leiten und ihrerseits veränderbar sein sollen. Die anfangs schon erwähnte Systemtheorie lenkt das wissenschaftliche Interesse von der Analyse immer kleinerer isolierter 'Teilchen' auf die Wechselwirkungen innerhalb von Systemen (wie Atome, Zellen, Organismen) und zwischen den vielfach verschachtelten Systemen (von der DNS-Kette bis zur fernsten Galaxie). „Das

Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile" sagen Physiker wie W. Heisenberg, M. Blanck, C.F. von Weizsäcker, F. Capra oder H.P. Dürr. Die Ökologie, einst nur ein Teilgebiet der Biologie, wurde zu einem interdisziplinären Wissenschaftsfeld, in dem die vielfältigen Verflochtenheiten von der mikrobiologischen bis zur planetaren Ebene erforscht werden. Ihre Ergebnisse und Einsichten werden erstaunlich schnell ins öffentliche Bewußtsein übertragen. Aus zunächst der anorganischen Chemie, dann der Biochemie und Mikrobiologie stammt die Beobachtung von 'sich selbst organisierenden Systemen' , deren Verständnis heute sogar auf den ganzen Evolutionsprozeß angewandt wird. Und nun das eigentlich Faszinierende: viele dieser naturwissenschaftlichen Einsichten und Theorien der letzten Jahrzehnte erinnern an das, was in den jahrhundertealten mystischen Traditionen aller Religionen als die All-Eins-Erfahrung beschrieben wird bzw. bestätigen diese mit wissenschaftlichen Argumenten. (Z.B. gibt es auf der atomaren Ebene keinen 'Kern' , keine 'Schalen' , keine 'Wände' oder 'Grenzen' . Es gibt nur Energieverdichtungen und riesige 'leere' Räume, Beziehungen und Ströme in dem, was die Physiker als das 'Vereinheitlichte Energiefeld' zu erfassen versuchen.) So ist es nicht mehr erstaunlich, daß sich immer häufiger NaturwissenschaftlerInnen und spirituelle LehrerInnen in großen internationalen Konferenzen treffen, um verblüffende Gemeinsamkeiten zu entdecken und voneinander zu lernen.

Für meine Wahrnehmung bahnt sich dabei eine 'ökologische Spiritualität' oder 'spirituelle Ökologie' an. Für sie geht es nicht um die hundert Gebote und Verbote des Umweltschutzes, sondern um ein für uns neues Bewußtsein von unserer tiefen Verbundenheit mit allem Lebendigen, mit allem Sein. ('Deep Ecology' nannte dies der norwegische Philosoph Arne Naess.) Es gibt in meinem Körper kein einziges Atom, das nicht vor Milliarden Jahren in irgendeiner Sternenexplosion im weiten All entstand und später dann auf diesem kleinen Planeten Erde unzählige Male Teil war eines Wassertropfens, eines Minerals, eines Luftwirbels, einer Pflanze oder eines Tieres und es nicht in aller vorstellbaren Zukunft immer wieder sein wird. Ein ökologisch-spirituelles Bewußtsein davon könnte uns von unserem Anthropozentrismus (= der Mensch im Mittelpunkt des Weltbildes) befreien, mit dem wir dabei sind, alles Leben auf der Erde, einschließlich unseres eigenen, unmöglich zu machen. Wahrscheinlich wird nur solch ein in der Tiefe verwandeltes Bewußtsein uns befähigen, den notwendig radikalen Umbruch in unserer Lebenspraxis zu vollziehen, den moralische Appelle niemals bewirken können. Neues Bewußtsein wäre freilich nur ein solches, wenn es auch – ganz 'natürlich' – zu entsprechend verändertem Verhalten führt. So gesehen wäre also die Entwicklung einer 'Spiritualität des Lebens' kein privater Luxus, son-

dern ein möglicherweise entscheidender Beitrag zum gesellschaftlichen und kulturellen Umbruch.

Ausdrucksformen für Spiritualität in Gemeinschaften

Was heißt all das bisher Gesagte für die Praxis in einer spirituell orientierten Gemeinschaft? Ganz sicher, daß spirituelle Formen heute vielfältig, offen und experimentell sein sollten. Nicht nur, daß jeder und jedem (auch im wörtlichen Sinne) Raum gegeben sein sollte, ihre oder seine spirituelle Praxis zu üben; denn ich kenne keinen spirituellen Weg, der ohne ausdauernde, regelmäßige Übung auskommt. Sondern auch die gemeinsame spirituelle Praxis sollte sich von verschiedenen Traditionen befruchten lassen, ohne daß daraus ein beliebiger spiritueller Konsumismus werden muß. Gerade das gemeinsame Praktizieren läßt erst jene Kraft der Verbundenheit entstehen und spüren, von der ich oben geschrieben habe. Dabei ergibt sich das Dilemma, daß man natürlich niemanden zu irgendeiner spirituellen Praxis drängen, gar zwingen kann, daß andererseits eine gemeinsame Spiritualität nur aus einer regelmäßigen Übung erwächst, an der möglichst alle Mitglieder einer Gemeinschaft teilnehmen. Deshalb ist es für spirituelle Gemeinschaften wichtig, bei den Bewerbungsgesprächen für neue Mitgliedschaft auch dieses so undeutliche Thema einer offenen, noch nicht festgelegten Spiritualität anzusprechen. Jemand muß nicht eigene spirituelle Erfahrungen mitbringen, aber für die spirituelle Suche offen sein und sich an ihr aktiv beteiligen wollen. Ein weiteres Dilemma entsteht daraus, daß spirituelle Praxis einerseits feste, stützende Formen braucht, daß sie andererseits – gerade als Spiritualität des Lebens – Freiraum braucht für Spontaneität und Intuition.

Ferner gibt es die beiden Pole von Feier und Alltag. Eine neue Spiritualität wäre sicher arm und 'unterentwickelt' , wenn sie uns nicht auch zur Gestaltung alter und neuer Feiern inspirierte: Sonnenwende, Erntedank, Weihnachten, Buddhas Geburtstag, Karfreitag, Ostern und besonders Pfingsten, Hiroshima-Tag und Tschernobyl-Gedenken, Geburt, Initiation, Hochzeit und Tod. Wichtiger aber scheint mir ihre Verwurzelung im Alltag. Denn nur so kann sie ihre reale Kraft in unserem Leben entfalten und uns – als Einzelne wie als Gemeinschaft – durchtragen.

Gerade in dieser Hinsicht haben wir in unserer Gemeinschaft viel von der spirituellen Findhorn Community in Schottland gelernt, die seit ihren sehr esoterischen Anfängen vor über dreißig Jahren manche Wandlungen erlebte und viele bewährte Erfahrungen ansammelte. Da über Findhorn in der linken Szene sehr negative, aber z.T falsche Vorstellungen umlaufen, möchte ich hier aufgrund meiner eigenen Ein-

drücke von drei Besuchen dort einen kurzen Exkurs zu dieser umstrittenen Gemeinschaft einfügen.

Diese internationale Siedlung an der Nordostküste Schottlands umfaßt heute 150 Mitglieder (mit gemeinsamer Ökonomie und sehr einfachem Leben) und ca. 250 assoziierte Mitglieder. Sie entstand Anfang der sechziger Jahre aus dem Notquartier der Familie von Peter und Eileen Caddy und ihrer Freundin Dorothy Maclean. Insofern wurde sie nicht „gegründet" und schon gar nicht „absichtlich neben einem Atomwaffenstützpunkt", weil von dort positive Wirkungen erwartet worden wären (wie Jutta Ditfurth in einem Interview behauptete). Vielmehr haben die Findhorn-Leute die unmittelbare Nachbarschaft des damaligen und heutigen Campingplatzes zu einem (normalen) Militärflugplatz immer als 'Stachel im Fleisch' empfunden und als wichtige Erinnerung an den Zustand der Welt.

In den Anfangsjahren, als immer mehr Besucher kamen, um den 'magischen Garten von Findhorn' mit seinen extrem großen Blumen und Früchten zu bestaunen, war eine kleine Gruppe um die Caddys stark esoterisch orientiert und von Peter Caddy autoritär organisiert. Aber mit dem Herbeiströmen von Hippies aus USA und Europa wuchs das Chaos und der Aufstand. Mitte der siebziger Jahre gab es eine große Krise, und Peter Caddy wurde von jüngeren Leuten durch eine (seitdem) kollektive Führung abgelöst. In den achtziger Jahren konsolidierte sich die Gemeinschaft, öffnete sich weiterem ökologischen Denken und Handeln und den globalen politischen Problemen. Auch die dort gelebte Spiritualität wurde vielfältiger und sozusagen 'transreligiös'. Übrigens hat die heute noch in Findhorn lebende Eileen Caddy trotz ihrer „Botschaften von Gott" nie die Rolle eines 'Gurus' innegehabt.

Inzwischen wurden Seminare und Konferenzen zu allen Aspekten eines Neuen Bewußtseins und mit tausenden von Gästen in jedem Jahr zum Schwerpunkt dieses internationalen Zentrums. Ohne dies ausdrücklich zu betreiben, inspirierte es zahlreiche Gemeinschaftsgründungen in USA, Europa und Australien.

In Findhorn gibt es zweimal am Tag Zeiten, zu denen sich viele der Mitglieder und Gäste zu schweigender Meditation in besonders schön gestalteten Räumen treffen. In unserer Beringhof-Gemeinschaft bemühen wir uns auch um gemeinsame Meditation, aber es war bisher schwierig, Zeiten zu finden, die für alle Mitglieder in ihren verschiedenen Tagesrhythmus passen. Ein anderer Findhorn-Brauch ist das 'Sharing', bei dem sich alle Teilnehmenden an einer Gruppe besonders bei Wochenbeginn aber auch beim Beginn eines Tages, eines Arbeitsvorhabens oder einer Gruppensitzung gegenseitig mitteilen, wie es ihnen gerade geht. Davon zu wissen, hat für das gemeinsame Arbei-

ten Bedeutung wie auch für die Ego-überschreitende Verbundenheit: es erleichtert das Annehmen der anderen Person, wenn ich weiß, wie es ihr momentan innerlich geht. Und es beginnt in Findhorn keine Gruppe ihre Sitzung oder die gemeinsame Garten-, Bau- oder Putzarbeit, ohne sich im Kreis an den Händen zu fassen und (unter Anleitung der jeweils verantwortlichen Person) sich meditativ aufeinander und die gemeinsame Aufgabe einzustimmen ('tuning in'). Diese Verbindung (wie sie ja auch manche Sportteams praktizieren!) wird am Ende einer solchen Phase ausdrücklich wieder gelöst ('tuning out'). Mit dieser einfachen Form haben wir auch in unserer Gemeinschaft gute Erfahrungen gemacht. Sie deckt bestehende Differenzen oder Konflikte nicht zu, betont aber das Verbindende, wovon ja immer ein Minimum noch da ist, solange man sich nicht getrennt hat.

Eine weitere spirituelle Praxis mitten im Alltag, die wir in der Findhorn-Gemeinschaft kennenlernten und die wir in einigen seltenen Fällen, aber mit eindrücklicher Wirkung erprobten, ist eine meditative Entscheidungsfindung. Gerade dann, wenn eine Gemeinschaft sich auf Konsens-Entscheidungen festgelegt hat (also keine Mehrheits-Abstimmungen will), kann es zu schwierigen Entscheidungsprozessen kommen. Da kann es helfen, zwischen die wortreichen und manchmal gefühlsbeladenen Diskussionen eine Phase des Schweigens zu legen. Wenn diese genutzt wird, die eigenen Argumente und Gefühle wenigstens vorübergehend zur Seite zu legen und nach innen zu lauschen auf die meist so leise 'innere Stimme' , dann kann es zu manchmal überraschenden Lösungen verfahrener Patt-Situationen kommen. Hinter dieser Methode meditativer Entscheidung steht der Glaube, daß wir trotz all unserer Individualität Teil sind eines alles durchwehenden Geistes – wie jede Meereswelle Teil ist des ganzen Ozeans. Wenn dem so ist, dann ist es wichtig, diesem Wehen nicht im Wege zu stehen, möglichst leer zu werden für den Einfluß der Kräfte des Ganzen.

Auch den Gebrauch des indianischen Sprechsteines, der der redenden Person die volle Aufmerksamkeit der ganzen Runde gibt und Zwischenbemerkungen oder Diskussionen durch die anderen als Regel ausschließt, haben wir zuerst in Findhorn kennengelernt. Wir nehmen ihn immer dann zu Hilfe, wenn aufmerksames, anteilnehmendes Zuhören und ein persönlicheres und offeneres Reden dran ist. Ich halte diese so einfache wie wirkungsvolle Form für eine spirituelle Praxis, weil sie mich dem oder der anderen öffnet.

Ein potentiell spiritueller Moment in unserem Gemeinschafts-Alltag ist der Beginn der gemeinsamen Hauptmahlzeit. Trotz lebhafter Kinder und meist 'tröpfelndem' Erscheinen der Mitessenden gelingt es uns in der Regel, unsere Aufmerksamkeit auf das vor uns stehende Essen zu sammeln. Wir wollen uns dann bewußt machen, wie sehr

wir durch die Nahrungsmittel mit der langen Kette der vorbereitenden Hände, mit Tieren und Pflanzen, mit Erde und Himmel, letzten Endes mit der göttlichen Energie im ganzen Universum verbunden sind. Da wir Form und Inhalt der jeweiligen Köchin bzw. Koch überlassen, hat sich bisher noch nicht die leere Routine des traditionellen Tischgebetes eingestellt. Gerade an dieser Stelle des Tages kann ökologische Spiritualität Nahrung erhalten und in die Tiefe wachsen. Manchmal schließen wir noch ein zehnminütiges Schweigen an, damit wir dem Essen die verdiente Aufmerksamkeit widmen können.

Ein Anlaß zu ökologisch-spiritueller Besinnung ist uns immer wieder die Arbeit mit unserem Brennholz und einmal auch die Anlieferung einer Ladung Bauholz. Nachdem die Kanthölzer abgeladen waren, umstanden wir den großen Stapel, faßten das Holz an und machten uns bewußt, daß mindestens 35 Fichten für uns gefällt worden waren, sicher ohne – wie bei Indianern üblich – vorher gebeten worden zu sein, sich für das Bauen zur Verfügung zu stellen. 'Objektiv' hat sich dadurch nichts geändert, aber vielleicht wurde unser Bewußtsein ein Stückchen weiter.

Die geschilderte Praxis ist bescheiden und unsicher. Andere spirituelle Gemeinschaften werden andere Akzente setzen, andere Formen erproben, andere Erfahrungen machen. Der experimentelle Charakter ist gewollt und – in dieser Zeit des Aufbruches in unbekanntes Neuland – unvermeidlich. Umso wichtiger ist der Erfahrungsaustausch mit denen, die sich ebenfalls auf einen Weg gelebter Spiritualität in Gemeinschaft begeben haben.

Gerhard Breidenstein, Beringhof-Gemeinschaft

AUTORINNEN

Dieter Bensmann (Jg. 1953); zusammen mit 16 Frauen und Männern gründete ich 1986 die Kommune Niederkaufungen und lebte dort bis 1993.

Zur Zeit wohne ich mit Frau und Kind zusammen in Hamburg. Auf der Karte zur Geburt unseres Sohnes stand das Bibelzitat: "Es gibt eine Zeit für alles". Für mich ist das zur Zeit "Kleinfamilie"...

Henning Bethge. Ich lebe seit bald 20 Jahren in manchmal chaotischen Gruppenzusammenhängen und kanns immer noch nicht lassen. Ich habe mich in der Zeit hauptsächlich mit Bienen, Häuserbauen, Trommelnbauen und anderen Holzgeschichten durchgeschlagen. Mit manchen Menschen hier lebe ich bald zehn Jahre zusammen, hier ist meine Familie.

Gerhard Breidenstein (Jg. 1938) war früher Studenten- und Berufsschulpfarrer; war aktiv in den diversen außerparlamentarischen Protestbewegungen und schrieb politische Sachbücher. Mitbegründer der Beringhof-Gemeinschaft, wo er seit fünf Jahren mit seiner Frau Renate lebt.

Kerstin MIA Denkena, (Jg. 1963), wohnte die letzten neun Jahre in W-Berlin, hat am 1. April 1995 den Sprung in die Kommune gewagt und lebt mit festem Partner in Klosterdorf im Bauwagen. Betreibt ein Schreibbüro.

Swanette Egbers, (Jg. 1953), z.Zt. Kleinfamilie im Vorharz, vorher 20 Jahre in Klein-WG, Groß-WG, Frauen-WG, Gemischt-WG, Hausgemeinschaft, bis zur Auflösung Hofgemeinschaft Heiningen.

Jan Eiden, 1959 in Marburg geboren, ist Keramiker. 1980 stößt er zum Reinighof und ist im Laufe seiner fünfzehnjährigen Mitgliedschaft neben der Töpferei in den unterschiedlichsten Arbeitsbereichen verantwortlich tätig. 1995 verläßt er die Gruppe.

Daniela Frick, (Jg. 1967), seit drei Jahren Feuerlandkommunardin mit Freude, weiterhin Feministin in Bewegung.

Thomas "Thee" Hillar, (Jg. 1959), aufgewachsen in einer Großstadt, autonom und männerbewegt. Mitinitiator der Feuerlandkommune auf der Grundlage der Radikalen Therapie.

Uwe Kurzbein, (Jg. 1942), aufgewachsen in Eckernförde, Tischler und Architekt. Seit 15 Jahren in der Kommune Lutter.

Thomas-Dietrich Lehmann, (Jg. 1955). Gelernter Theologe. Wohnt in Berlin und arbeitet im UMBRUCH-BILDARCHIV. Seit 1994 Vater einer Tochter.

Eva Mühlbauer-Braun, Buchhändlerin, Politologin, Erwachsenenbildung (seit 1978), - 1 Tochter - "Erwachsenwerden", Reinbek 1987

Ele Poschmann, Jg. 1952, seit 1975 vom Kommunegedanken nicht losgekommen (mehrere Planungen, Versuche). Gehörte zum Hamburger 100-Leute-Projekt. Lebte fast acht Jahre in der Kommune Niederkaufungen. Macht dort seit 1995 Auszeit.

Wolfgang Rapp, geb. 1952 in Karlsruhe, ist letztes Gründungsmitglied des Reinighofs, das heute noch in der Gruppe lebt. Lange Jahre ist er verantwortlich für den Bereich Ackerbau, Futterwirtschaft, bei vielen Bauvorhaben und engagiert in der Öffentlichkeitsarbeit.

Freimut Schade, Jg. 1962, aufgewachsen in Brandenburg, lebte 13 Jahre in Ostberlin. Vater zweier Kinder, von Beruf Buchbinder und Erzieher. Seit 1990 mit dem Projekt "Ökolea" verbunden, zog er 1993 nach Klosterdorf.

Uwe Schneider, Jg. 1961, 2 jähriger Vater, 12 Jahre in Gemeinschaftshausprojekten in Berlin. War nicht bei jedem 1. Mai dabei.

Rolf Schwendter, Jg. 1939, lebt in Wien und Kassel, Hochschulprofessor im Fachbereich Sozialwesen, Gesamthochschule Kassel; Schwerpunkte: Devianzforschung, alternative Ökonomie, Sozialpsychiatrie, kulturelle und soziale Utopien, Vernetzung. Zahlreiche Veröffentlichungen.

Elisabeth Voß, (Jg. 1955), alleinerziehende Mutter, unbezahlte Mitarbeiterin bei "Contraste - Monatszeitung für Selbstverwaltung" und "Eurotopia - Zeitung für das Leben in Gemeinschaft", arbeitet als Betriebswirtin in der "Wiese - Solarenergietechnik in Selbstverwaltung" in Neustadt/Weinstraße.

Astrid Willer, Jg. 1959, Pädagogin, seit 1988 in der Kommune Niederkaufungen lebend und arbeitend, und zwar im kommuneeigenen Tagungshaus. Seit Februar 1995 für ein Jahr in Auszeit in Kiel zum Pause machen, nachdenken und neu entscheiden.